Irrfahrten und Abenteuer

eines

mittelstaatlichen Diplomaten.

Ein Lebens- und Kulturbild aus den Zeiten um

1800

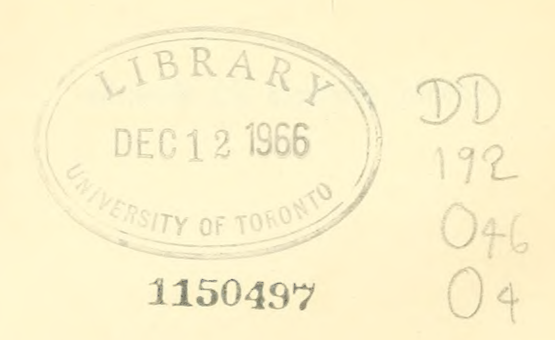
von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel

1894.


LIBRARY
DEC 12 1966
UNIVERSITY OF TORONTO
1150497
DD
192
O46
O4

Vorwort.

Verzeiht! es ist ein groß Ergetzen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.

Die nachfolgenden Blätter sollen den Freunden vaterländischer Geschichte eine Reihe von Bildern aus den Kulturzuständen und Ereignissen in den vierzig Jahren um 1800 vorführen; aus einer Zeit die dem jetzigen Geschlechte schon versunken oder doch verdunkelt und entfrembet ist.

Mein Buch wendet sich vorzüglich an solche Leser, die teilnehmend betrachten möchten: wie unsere damaligen Vorfahren gelebt, empfunden, gestrebt, gefehlt und gelitten haben; die sich jedoch nicht selber berufen fühlen, zu den gleichzeitigen Quellen, in Archiven und Bibliotheken, hinanzusteigen.

Für die zusammengetragenen allgemeinen Erinnerungsblätter bildet den Stamm, an dem sie hangen, der Lebensgang eines Mannes der sich durch Thaten und Leiden, Schwächen und Vorzüge als ein echter Typus der damaligen höheren Klassen darstellt. Er war keine heroische Gestalt, kein opferfreudiger Kämpfer für seines Vaterlandes Wiedergeburt, wie ich einen solchen in dem Buche: „Ein hannoversch-englischer Offizier vor hundert Jahren" vorgeführt habe. Auch stand er nicht auf einer höchsten Spitze des damaligen Lebens. Indessen wirken häufig die untergeordneten Figuren, die Begleiter, für das

geschichtliche Zeugnis aufklärender als die isolirten, das Schauspiel führenden Helden und Hauptgestalten. Mein mittelstaatlicher Diplomat war nicht viel mehr als ein begabtes Kind der damaligen großen Welt mit den liebenswürdigen und den schwachen Seiten seines Standes und Zeitalters, in Bildung und Verbildung. Beweglichen leichten Sinnes; den Freuden dieser Erde genußfroh zugethan; hin und her geschleudert durch die damaligen politischen Umwälzungen und Wirrsale; dadurch in allerlei heitere und ernste Abenteuer verwickelt; dabei auch manchmal irrfahrend.

Seine Kindheit und Schulzeit verlebte er im Dunstkreise des Reichstags zu Regensburg. Sie fiel noch in die guten alten Zeiten, wo das Dasein so leicht und anspruchslos war, daß dessen politische Dürftigkeit und räumliche Enge kaum als Zwang empfunden wurde. Dann erfuhr er am eigenen Schicksale den Niederbruch aller Vergangenheit und Gegenwart: die Verkrüppelung und Hülflosigkeit des Staates Hannover; die unverdiente Knechtung seines tüchtigen Volkes unter die räuberische Fremdherrschaft; die schmerzensreiche Aufrüttelung des scheintoten Deutschlands durch die korsische Eisenfaust; endlich das Erwachen und die anhebende Auferstehung unserer Nation zur Neubildung ihres staatlichen Lebens. So durchschritt er eine Epoche größter Wandlungen, geeignet: alle politischen und sozialen Grundanschauungen in unendlicher Hinsicht umzubilden. Und er selbst gehörte nicht zu den spröden knorrigen Stämmen, die entweder widerstehen oder stürzen; vielmehr zu den biegsamen elastischen, die sich nach dem Gewittersturme wieder aufrichten und fröhlich weiter zu wachsen streben.

Wie bei der großen Masse der Durchschnittsmenschen so wirkten auch bei ihm berechtigte und andere Motive, freier Wille und Notwendigkeit, für seine Entschlüsse über seine Lebensführung durcheinander. Als er aber abschied, noch in jungen Jahren, da durfte er das Tagebuch seines irdischen Daseins mit dem berechtigten Bewußtsein schließen und besiegeln: ein ausgereifter, seinem Berufe gewachsener Mann geworden zu sein, der seine ernste schwierige Dienstpflicht bis zum letzten Atemzuge treu erfüllt hatte.

Diese Tüchtigkeit, die Heiterkeit seines gleichmütigen wohlwollen-

den Wesens, sein schalkhafter geselliger Witz, sein zuverlässiger persönlicher Karakter hatten ihm zahlreiche warme Freunde, selbst aus früheren Gegnern gewonnen. Diese reinigten sein Grab von dem Schmutze, womit es zu besudeln schon damals feige Verläumdung und später deren prüfungslose Nachrede sich nicht scheuten.

Seit mehr als siebzig Jahren ruht er jetzt an der Pyramide des Cestius. So darf ich, ohne sein Grab zu belasten, auch seine Irrwege dem geklärten Urteile des späten Lesers vorführen. Seine Fehler haben sich für die Erinnerung abgestumpft; wie die Fehler seines Zeitalters, wie alle irdischen Dinge. Sie unterlagen der Verjährung. Die Geschichte ist die große Schule des Verstehens und damit — der Nachsicht.

Die Quellen, aus denen die nachfolgenden Mitteilungen geschöpft wurden, sind: Familienpapiere und die Staatsarchive zu Berlin und Hannover. Ferner, neben unseren allgemeinen Geschichtswerken, die älteren Schätze der Bibliotheken zu Berlin, Regensburg, Darmstadt, Kassel, Göttingen, Hannover; soweit es mir gelungen ist, die dort ruhende gleichzeitige massenhafte Tagesliteratur zu durchdringen. Reichlich sind auch die später erschienenen Memoirenwerke aus jener Zeit herangezogen. Ich habe mich dabei bemüht: die Zeugnisse über die Thatsachen so vorzuführen daß sie möglichst aus sich selber reden. Im Laufe der Darstellung sind die Quellen genannt soweit es förderlich erschien. Jedesmalige zitirende Verweisungen habe ich nicht beigefügt. Meine Arbeit soll ja nicht wiederum eine geschichtliche Quelle, sie soll nur ein Lesebuch geben; nicht sowohl für fachliche Kenner als vielmehr für allgemein gut unterrichtete Freunde der Geschichte. Diesen letzteren aber dürften die grundlegenden Werke unserer größeren Historiker, und die selbständige Kontrolle des im Texte Gebotenen nicht am Wege liegen.

Solchen minder Eingeweihten gewähren daher fortlaufende Fußnoten keine wirkliche Förderung oder Annehmlichkeit.

Jene aber, die Fachgelehrten, falls sie überhaupt die „Irrfahrten" ihrer Begleitung würdigen sollten, werden schon ohne weiteres die Geister der Häusser, Treitschke, Oncken, Niebuhr, Hüffer, Perthes spüren, in denen jene „Zeiten sich bespiegeln".

Zum Schlusse noch eine allgemeine Bemerkung: die auszüglich mitgeteilten Archivalien — mit Ausnahme der Akten der hannoverschen Reichstagsgesandtschaft — und ebenso die meisten Druckwerke reden in fremden Sprachen. Die Wiedergaben in den nachfolgenden Blättern sind daher größtenteils Uebersetzungen.

Wiesbaden 18 Mai 1894.

Ompteda.

Inhalt.

Vierter Abschnitt. 1813.

Erster Abschnitt.

1772 bis 1792.

Friedrich Omptedas Geburt. — Seine Eltern. — Schulzeit in Regensburg. — Der Reichstag. — Sein Geschäftsbetrieb. — Kaiserwahl in Frankfurt 1790. — Geselliges Leben in Regensburg. — Erster litterarischer Versuch.

Friedrich August Freiherr von Ompteda erblickte am 26 Mai 1772 zu Hannover, als zweiter Sohn des damaligen Hofgerichtsassessors und Hofrats Dietrich Heinrich Ludwig Ompteda, das Licht der Welt. Der Vater stammte aus einem alten Geschlechte friesischer Edler und Häuptlinge. Sein Vorfahr hatte, zur Zeit der Alba'schen Blutgerichte, die Heimat bei Groningen verlassen und sich in Braunschweig-Lüneburg angesiedelt. Dietrich Ompteda, damals erst 26 Jahre alt, hatte sich bereits als ein Mann von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten hervorgethan. Er vereinigte umfassende gründliche Rechtskenntnis, einen raschen scharfen Verstand und große Arbeitskraft mit allgemeiner Bildung, weltmännischem Wesen und vornehmem lebhaften Aeußern. Sein Aufsteigen im öffentlichen Leben erfolgte entsprechend rasch. Mit 32 Jahren war er Hofrichter (Präsident des Hofgerichtes); im Jahre 1783, erst 37 Jahre alt, wurde er als Gesandter zum Reichstage nach Regensburg, mit dem Nebenposten in München, geschickt.

Friedrichs Mutter war der letzte Namenabkömmling des Dr. jur. Justus Kipius, eines jener gescheiten und geschichtlich vorurteilsfreien römischen Rechtsgelehrten, durch deren neuen Witz, im XVI und XVII Jahrhundert, die deutschen Fürsten ihre überlebten mittelalterigen Land- und Stadtagglomerate zu modernen Staaten

zusammenschweißen ließen. Vom angeerbten Ackerbürger, Advokaten und Stadtsyndikus in Hameln stieg er zum Geheimrat und Kanzler zweier Herzöge von Celle empor; er starb 1661. Seine Nachkommen, die Freiherren Kipe, wurden in den alten hannoverschen Adel aufgenommen.

Als Friedrich Ompteda mit seinen Eltern in das würdige Regensburg einzog, rühmte sich diese uralte, aus dem römischen Castra regina erwachsene, ehemalige Hauptstadt Baierns allerdings noch: eine „Kaiserliche freye Reichsstadt" zu sein. Aber ihre Selbstherrlichkeit innerhalb ihrer Mauern war in so seltsamer Weise von vielfältigen anderen selbstherrlichen, reichsstaatlichen Gebilden durchwuchert, daß ihr sogar dasjenige kümmerliche Maß autonomen Lebens fehlte, dessen ihre süddeutschen Schwesterstädte, wie Nürnberg und Augsburg, sich damals noch erfreuten.

Denn die Ehre und Auszeichnung, die Regensburg seit dem Jahre 1663 genoß: der Sitz des deutschen Reichstags, also, der Form nach, der Mittelpunkt unseres politischen Staatsleben zu sein, hatte die gute Stadt mit einem viertel Hundert exterritorieller gesandtschaftlicher Haushaltungen bereichert, die ihre Exemtionen mit anspruchsvoller Eifersucht wahrten.

An ihrer Spitze stand die sehr reiche und glänzende Hofhaltung des kaiserlichen „Principal-Commissarius", des regierenden Fürsten von Thurn und Taxis. Daneben vegetirte das alte reichsfreie Hochstift Regensburg, um das sich etwa 15 semper- oder minderfreie Reichsstifter, Klöster, Deutschherren- und Malteserkommenden schaarten.

Dieser städtische Rattenkönig war im Grunde ein Mikrokosmus der verkrüppelten Staatenbildung, die den Süden und Südwesten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation zersetzt hatte; im Gedränge der engen Stadt jedoch wirkte das Durcheinander so vieler Landeshoheiten ganz besonders lähmend. Denn Stifter, Gesandte und Magistrat bildeten ebenso viele sich durchkreuzende Gerichtsbarkeiten. Hiezu traten noch die seltsam verschrobenen konfessionellen Verhältnisse: „Magistrat und Bürgerschaft sind evangelisch-lutherisch; nur zwei Katholiken können Bürger sein. Einige katholische Kaufleute führen den Titel: ‚Reichstags-Schutzverwandte' und zahlen in das

Hansgericht (Hansagericht: Markt- und Polizeibehörde) jährlich ein Schutzgeld. — Daher ist in Regensburg die evangelische Religion die herrschende, ungeachtet von den Einwohnern, deren Zahl auf 22,000 geschätzt wird, zwey Drittheile katholisch sind."

„Der bürgerlichen Häuser giebt es 1087, so daß der bürgerlichen Grundstücke überhaupt 1200 sein mögen. Diese, nämlich diejenigen, welche unter Reichsstädtischer Gerichtsbarkeit stehen, sind im Jahre 1794 numerirt worden. Durch die Nichtnumerirung der, den fremden Jurisdiktionen zuständigen Gebäude zeigt sich die Menge der letzteren in den Ringmauern Regensburgs. Sie beläuft sich auf zweihundert. — — Daher erheischt es die Billigkeit, Regensburg in Absicht auf öffentliche Einrichtungen, besonders die Polizei, ganz anders zu beurtheilen als andere Städte. Wo nur Ein Arm der exekutiven Gewalt ist, da lassen sich wohlthätige und zweckmäßige Anstalten unendlich leichter durchführen, als da wo sie die Eifersucht zusammengedrängter Gerichtsbarkeiten alle Augenblicke hemmt oder gar vereitelt. So ist z. B. die Abstellung des öffentlichen so äußerst lästigen Bettelwesens, über welches allgemein geklagt wird, eine politische Unmöglichkeit, wie die deshalb gemachten Versuche wiederholt erwiesen haben. So ist ferner der Schmutz auf den Straßen vor einigen Gebäuden der katholischen Geistlichkeit, besonders bei Thauwetter, auffallend, indem man es noch für ein Vorrecht der Immunität zu halten scheint, nicht zu den städtischen Reinlichkeitsanstalten — wenigstens nicht zur nämlichen Zeit — mitzuwirken. Indessen ist auch nicht zu läugnen, daß manchem Uebel abgeholfen werden könnte. Der scheußliche Anblick von Kranken, dem man so oft auf den Straßen in den Weg kommt, die Ausgelassenheit der Gassenjungen, die nicht selten bis zur insolentesten Frechheit hinaufsteigt u. s. w., sind Gebrechen, welche allerdings dem Magistrate zur Last gelegt werden können." — So der Reichstags-Kalender von 1795.

Der Reichstag zu Regensburg ist für das jetzige Geschlecht eine längst versunkene Welt, von der nur noch Schall und Name, als Gegenstand mitleidigen und überlegen lächelnden Achselzuckens übrig geblieben sind. Immerhin dürfte jedoch diese Repräsentation Deutschlands in seiner tiefsten Erniedrigung für das Verständnis unserer

Geschichte hinreichende Bedeutung haben, um ein kurzes, aus gleichzeitigen Quellen zusammengetragenes Bild ihres Wesens und ihrer äußeren Erscheinung lesenswert zu machen, zumal unsere heutigen Geschichtsschreiber ersten Ranges das abgestorbene Gebilde als hinreichend bekannt oder der Bekanntschaft unwert voraussetzen und mit weniger oder mehr lebhaft entrüsteter Verwerfung abthun. Treitschke beschuldigt den Reichstag sogar: er sei ein „Bundestag" geworden, mit gothischen lügnerischen Formen; er habe die schläfrige Gewohnheit seines gespenstischen Daseins nur noch durch den Partikularismus der weltlichen Fürsten aufrecht erhalten; das Reich habe katholisch fortvegetirt, während zwei Drittel seiner Glieder protestantisch gewesen seien. — Im Jahre 1806 ist er dann ruhig, wenn auch nicht ganz schmerzlos, entschlummert. Die deutsche Nation aber war damals nicht tot; sie schlief nur, einem gewaltigen Anstoße von außen zu ihrer Aufrüttelung, Erweckung, zu neuer That entgegen.

Nachdem der vorletzte deutsche Reichstag durch den sogenannten „jüngsten Reichsabschied" von 1654 geschlossen war, wurde im Jahre 1663 der letzte in Regensburg feierlich eröffnet. Unvermerkt hatte er sich seitdem in eine immerwährende Gesandtenkonferenz verwandelt. Es trat nämlich niemals der geeignete Zeitpunkt ein, ihn zu verabschieden, weil er stets mit den wichtigsten Geschäften der Tagesordnung um zwanzig Jahre im Rückstande war.

Indessen fiel diese Verschleppung der Geschäfte nicht etwa dem achtzehnten Jahrhundert als neue üble Gewöhnung zur Last; sie war eine uralte Reichs-Eigentümlichkeit. Schon 1497, auf dem Reichstage zu Lindau, sagte der Kurfürst Berthold von Mainz in offener Versammlung: „O liebe Herren, es geht gar langsam zu. Es ist wenig Fleiß und Ernst in den Ständen des Reiches vom Obern bis zum Untern, und billig zum Erbarmen."

Im Jahre 1792 standen auf der Tagesordnung noch unerledigte Anträge von 1732, 1768 u. s. w.

Zur Zeit als Dietrich Ompteda in Regensburg eintrat, erschien dort eine Flugschrift (1784): „Ueber die kritische Lage des Reichstags." Sie hebt so an: „Sechs volle Herbste sind vorüber und die berüchtigte Grafensache ist noch nicht beigelegt, noch nicht entschieden.

Die einseitige ‚Grafenirrung‘, wie man sie nennt, beschäftigt nun ganz allein den Reichstag, hemmt den Lauf aller übrigen Staatsgeschäfte und setzt den gesammten Reichstag binnen sechs Jahren bereits in eine kraftlose Unthätigkeit ... Eine unzählige Menge Komitialschriften in dieser Streitsache überschwemmen das Publikum. Es wird für und wider disputirt, compilirt, raffinirt, transigirt, politisirt, moralisirt, kritisirt.“ —

Es handelte sich im Grunde um einen internen Streit auf der fränkischen und westfälischen Grafenbank, zwischen den katholischen und evangelischen Mitgliedern, darüber: ob die Vollmacht ihres damaligen Vertreters beim Reichstage gültig ausgestellt sei oder nicht? Die Katholiken hielten sich gekränkt und hatten deshalb keine Beiträge mehr bezahlt.

„Ist denn diese Grafensache von so wichtigem Belang, daß der ganze Reichskörper selbst darunter leiden sollte ... daß alle andern Reichsgeschäfte so lange Zeit hindangesetzt und der Reichstag durch eine leblose Stille einer schädlichen Schlafsucht Preis gegeben werden muß?“

Man fürchtete damals, die Langmut der großen Reichsstände werde endlich erschöpft sein und der Reichstag 1785 aufgelöst werden, was sehr bedauerlich, „denn jeder patriotisch Gesinnte, dem die Würde seines Vaterlandes noch nicht ganz gleichgültig geworden, muß dieser erhabenen Versammlung eine Art Ewigkeit wünschen.“ —

Diese „Ewigkeit“ der „Schlafsucht“ dauerte dann immer noch zwanzig Jahre.

Die stimmberechtigten Mitglieder der „hochansehnlichen und fürtrefflichen“ Reichsversammlung waren in kurzer Aufzählung folgende:

1. Der Kaiserliche Principalcommissarius. Er stellte die allerhöchste Person des Kaisers selbst vor; er mußte ein Reichsfürst sein und war im wesentlichen eine rein repräsentative Figur.

2. Der Kaiserliche Concommissarius führte die Kaiserlichen Geschäfte und vertrat die Rechte der Reichsregierung gegenüber den Reichsständen.

3. Das Reichstagsdirektorium stand dem Kurfürsten von Mainz zu als „Erzkanzler des Heiligen Römischen Reichs durch (in) Germanien“. Er war der geschäftsleitende Präsident des Reichstages.

4. Das Kurfürstliche Kollegium bestand aus acht Stimmen; den geistlichen Kurfürsten: Mainz, Trier, Köln; den weltlichen: Böhmen, Pfalz-Baiern, Sachsen, Brandenburg, Braunschweig (Hannover). Die neunte Stimme war 1777 durch Vereinigung von Baiern und Pfalz verschwunden.

5. Der Fürstenrath zählte 100 Stimmen. Auf zwei „Bänken" saßen 33 geistliche und 61 weltliche Virilstimmen; ferner 2 geistliche Curiatstimmen: der schwäbischen und rheinischen Prälaten (und Prälatinnen). Ein bunter Körper, in dem gleichberechtigt neben Oesterreich, Preußen, Sachsen, Kurpfalz und Hannover die kleinstaatliche Ohnmacht durch Lobkowitz, Dietrichstein, Salm, Taxis und ähnliche Zwergbildungen vertreten wurde.

Die kleinen und kleinsten Reichsgrafen waren ebenfalls hier mit 4 Stimmen untergebracht: auf der wetterauischen, westfälischen, schwäbischen und fränkischen Bank. Bei ihnen hatte wiederum jede Religionspartei ihren besonderen Vertreter. Hier waren die lächerlichsten Ansprüche Ereignis geworden; darunter saßen einzelne wie Platen-Hallermund, die von ihrem Landesherrn nur mit der reichsgräflichen Unmittelbarkeit und der damit verbundenen Stimme belehnt waren, ohne einen Fußbreit Grund und Boden; übrigens blieben sie Unterthanen und hatten „ihre Stimme nach des jedesmaligen Landesherrn Intention und Gutbefinden zu führen".

Schon der alte J. J. Moser sagt: „Vormals wußte man von keinem fürstlichen Hause ohne Fürstenthum, von keinem gräflichen ohne Grafschaft; nun ist Alles anders, wir haben 150 Personalisten gegen einen Realisten . . . Es ist Alles bei uns in Confusion, so gut und ärger, als Polen durch Verwirrung regiert wird." Der Unfug dieser „Personalisten" stammte teils aus Oesterreich, hauptsächlich aber aus den Reichsvicariaten. Während dieser wurde von Kursachsen und Kurpfalz ein schwunghafter Handel mit Grafen-, Freiherrn- und Adelsdiplomen nach einem festen Tarife betrieben.

Diese Vicariats-Waare, damals etwas anrüchig, ist inzwischen durch Verjährung ziemlich vollwertig geworden.

Namentlich unter den zwei Reichsvicariaten des wenig gewissenhaften und sehr geldbedürftigen Kurfürsten Karl Theodor von

Pfalzbaiern, 1790 und 1792, floß eine reiche Quelle von Grafen- und Freiherrnbriefen, die man in München und Mannheim um ein Spottgeld erhielt. Grafentitel, die jetzt durch die veredelnde Patina eines Jahrhunderts recht vornehm und althistorisch klingen, wurden damals, vermittelst eines ellenlangen Diploms, um 1500 Gulden erworben. Alte, und sich als solche selbstachtende Edelleute waren wohl so beschränkt, das Angebot abzulehnen. Einfache Adelsbriefe konnte man am Schlusse des Vicariats fast für ein Trinkgeld haben.

6. Die Reichsstädte saßen, unter der Führung von Regensburg, auf zwei Bänken: der rheinischen und der schwäbischen. Auf ersterer drängten sich ursprünglich 22 Reichsglieder; von diesen waren jedoch Straßburg und neun andere, im Frieden von Ryswyk (damals „Reißweg" genannt), 1697 dem Reiche amputirt. Man nannte das „eximirt" oder „ausgezogen". Jedoch wurde der Anspruch des Reiches auf solche Glieder dadurch kräftig gewahrt, daß die geraubten oder abtrünnigen Stände bei der Abstimmung stets aufgerufen und dann im Protokoll mit „Vacat" vermerkt wurden. Ebenso wurde dem Herzogthum Savoyen und dem Bischof von Bisanz (Besançon), diesem seit 1652, hartnäckig ihr „Vacat" bescheinigt.

Die schwäbische Bank war mit 37 Städten belastet, von denen allerdings die meisten, wie Dinkelsbühl Bopfingen Ober-Ehenheim und Zell am Hammersbach, auch in der sichtbaren Welt einen äußerst bescheidenen Raum einnahmen.

Wenn ein Reichsstern vom deutschen Reichshimmel verschwand, so war dessen „Exemtion" oder „Ausziehung" entweder totalis: er war völlig abgerissen, wie Straßburg und Elsaß; oder sie war nur partialis: wenn ein größerer Reichsstand einen kleineren durch Heirat oder Heimfall verschlungen hatte. Uebernahm jener für den von ihm aufgesogenen die Lasten, wie z. B. Kurbraunschweig für die Grafschaften Hoya, Diepholz und das seit 1648 „ausgezogene" Bistum Verden, so hieß das: Ausziehung mit Geld. Wenn aber der Reichsstand die verschluckten kleinen Bissen, etwa ein Städtchen, als landsässig — daher nicht beitragspflichtig — beanspruchte, so war letzteres ausgezogen ohne Geld. Dieserhalb sollte dann von Reichswegen ein fiskalischer Prozeß angestrengt werden; „allein es haben

weder diese noch andere fiskalische Prozesse im heiligen römischen Reiche jemals weder Erfolg noch Nutzen gehabt."

In Wirklichkeit betrug die Kopfzahl der anwesenden Gesandten etwa ein Fünftel der berechtigten Stimmen. Im Fürstenrate ausschließlich saßen nur 15 Herren. Die übrigen Stimmen, namentlich die „ausgezogenen mit Geld", wurden von den acht kurfürstlichen Gesandten mit vertreten. So führte Kurbraunschweig zugleich die neun Stimmen von Celle, Calenberg, Grubenhagen, Bremen, Verden, Osnabrück, Hoya, Diepholz und Lauenburg. Daneben hielten viele Stände, die das „Ausziehen" bald ereilen sollte, der Ersparnis halber gemeinsame Gesandte, oder diese wurden von ehrgeizigen Domherren des Stiftes Regensburg vorgestellt.

Im deutschen Städterate saßen nur 10 Männer; von ihnen waren die Hälfte ehrsame Ratsherren zu Regensburg.

Bekanntlich gab es auch freie Reichsdörfer, und zwar angeblich deren einhundert und zwanzig. Sie waren wohl ursprünglich landesherrliche Domänen, reichsunmittelbar geworden als ihre Landesherren, die Hohenstaufen, Herzöge in Schwaben Franken, am Rhein und im Elsaß, Kaiser wurden und endlich ausstarben. Diese Gebilde zahlten Kriegsumlagen, sie hatten eigene geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit, aber in Regensburg keinen Platz. Ebenso entbehrte die Reichsritterschaft, in Schwaben Franken und am Rhein, deren Reichsunmittelbarkeit auf demselben Wege entstanden war, der Reichsstandschaft; wesentlich aus dem Grunde, weil sie sich weigerte zur Kriegssteuer beizutragen, nur persönlich dienen wollte und, als das vorüber war, dem Kaiser statt dessen freiwillige „Charitativ-Subsidien" bewilligte.

Zwei der größten Reichsstädte, Nürnberg und Augsburg, hatten auf die Ausübung ihrer ständischen Rechte völlig verzichtet, vermutlich weil sie das Wesen des Reichstages, aus zu geringer Entfernung, zutreffend schätzten.

Neben, oder richtiger: quer durch diese sichtbare Dreiteilung bestand noch eine Zweiteilung, die zwar niemals reichsstaatsrechtlich, jedoch im westfälischen Frieden als thatsächlich vorhanden anerkannt war, die aber den Gang der innern und äußern Reichspolitik seit zwei Jahrhunderten mehr und mehr lenkte.

Der gesammte Reichstag zerfiel, der religiösen Spaltung entsprechend, seit der Reformation in das Corpus Catholicorum unter der Direktion von Kurmainz, und in das Corpus Evangelicorum, das Kursachsen führte. Ihre frühesten Keime lagen im „heiligen Bunde" der Ligue (1538) und im Schmalkaldischen Bunde (1531). Gelegentlich des Donauwörther Streites, wo im Wege der Reichsexekution der protestantische Gottesdienst ausgetrieben war, vereinigten sich 1608 die protestantischen Fürsten „gegen die Uebergriffe der Katholiken" zur „Union". Ihnen gegenüber bildeten 1609 Mainz und Baiern die „Liga". Das war die Vorbereitung zum Religionskriege.
Als feste und wirksame Vereinigung traten die Protestanten, unter Schwedens Führung, namentlich bei den westfälischen Friedenstraktaten hervor. Das Direktorium Kursachsens währte fort nachdem das landesherrliche Haus (1691) wegen der polnischen Krone katholisch geworden war. Beide Körper berieten, in freien vertraulichen Konferenzen, über die Religionsbeschwerden ihrer Kirche. Denn diese Streitigkeiten waren, nach den Worten des westfälischen Friedens, den Mehrheitsbeschlüssen entzogen und konnten nur durch „amicabilis compositio" geschlichtet werden, also eigentlich: niemals. Meine Quelle schließt dieses Kapitel mit der gewissen Hoffnung des baldigen Sieges der Toleranz in Deutschland, da zwei seiner größten Regenten sich öffentlich auf deren Seite gestellt hätten: Friedrich der Große mit dem Ausspruche: que la tolérance est une tendre mère qui embellit et agrandit les provinces; — Leopold II, der in seiner Wahlkapitulation (1790) verkündet habe: „Er bedaure Jeden, der das Wesen der Religion bloß in Glauben setze, oder auf die spitzfindige Entwickelung der bekannten Glaubenslehren einen übergroßen Werth lege, da es in der Religion auf Ueberzeugung und Gesinnung des Herzens, die in Handlungen übergehe, ankomme, nicht auf die Menge des Wissens und auf unfruchtbare unnütze Subtilitäten." —

Die Ceremonie und Polizei innerhalb der hohen Versammlung wurde vom Reichserbmarschall, Grafen von Pappenheim, verwaltet. Dieses Erbamt war schon 1356 in der goldenen Bulle verliehen. Der jetzige Inhaber ließ sich ständig durch seinen Regierungsdirektor vertreten, der den stolzen Titel eines „Wirklichen Reichs-

quartiermeisters" führte; jedoch auch dieser hohe Beamte befand sich fast immer wegen wichtigerer gräflicher Dienstgeschäfte abwesend. Die Vertreter fremder Mächte waren im Jahre 1795 auf einen russischen und einen schwedischen Legationssekretär zusammengeschmolzen.

Der Reichstag war die Hochburg des deutschen Staatsceremoniells. Die Streitigkeiten der Gesandten über die Rang- und Vortrittsfragen hatten sich, wie eine ewige Nationalkrankheit, vom westfälischen Friedenskongreß auf den Reichstag vererbt; sie waren stets mit dem lächerlichsten Ernste verfochten, meistens schwebten sie noch nach anderthalb Jahrhunderten.

Einzelne Züge aus diesem perückenhaften altkindischen Treiben mögen hier folgen:

Wenn ein neuer kurfürstlicher Gesandter einrückte, „gab" er dem Kaiserlichen Concommissarius „die erste Visite und Königliche Honores, welche er alsdann von ihm wieder erwartete"; seine Vollmacht schickte er durch seinen Legationssekretär an den kurmainzischen Direktorialgesandten.

Die fürstlichen Gesandten sollten die Vollmachten an Kurmainz persönlich überbringen, weigerten sich aber dessen und schickten sie dem mainzischen Legationssekretär.

Die gräflichen und städtischen Gesandten überreichten sie „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle" in Person.

Beim Principal-Commissar fuhren die kurfürstlichen Gesandten in Karossen mit 6 Pferden auf. „Er geht ihnen bis in die Mitte des zweiten Zimmers entgegen; dann gehen beide ins Audienzzimmer, der Principal-Commissarius jedoch zur Rechten; er setzt sich unter einen rothsammtenen Baldachin, der Gesandte ihm gegenüber auf einen rothsammtenen Lehnsessel." . . . Die Fürstlichen mußten mit einem grünsammtenen fürlieb nehmen.

Inzwischen meldet der Legationssekretär, in Karosse, den Gesandten bei den andern kurfürstlichen und fürstlichen an; deren Legationssekretäre erwiedern den Besuch. Die reichsgräflichen und städtischen erfahren das frohe Ereignis durch den Legationskanzlisten zu Fuß.

Darauf macht, zufolge des auf den Friedenskongressen zu Nymwegen und Ryswyk festgestellten Völkerrechtsbrauches, jeder ältere

Gesandte, in demselben Kollegio, dem Neuangekommenen den ersten Besuch, „nicht aber die kurfürstlichen den fürstlichen, weil sie von ihnen das Prädikat ‚Exzellenz‘ begehren aber solches nicht reziprozíren wollen; umgekehrt auch die fürstlichen nicht den kurfürstlichen,“ da unter solchen „immer eine Jalousie regieret“.

Ebenso „lassen sich die fürstlichen mit den gräflichen Gesandten nullo modo in ein Ceremoniell ein“.

Ehedem waren sogenannte Ceremonietafeln bei dem Principal-Commissarius üblich. Zu diesen wurden die sämtlichen kurfürstlichen Gesandten beständig geladen, die kleineren abwechselnd. Die Streitigkeiten zwischen den geistlichen und weltlichen Fürstengesandten über den Vorrang hierbei wurden jedoch so unanständig, sie wurden sogar von deren Damen persönlich ausgefochten, daß auf kaiserlichen Befehl die Ceremonietafeln abgeschafft wurden.

„Das Ceremoniell wird bei Festins, Bällen und dergleichen Solennitäten sogar bis auf das Gesundheit-Trinken poussirt und bei solchen in Acht genommen; es ist öffters Differentz entstanden, indem die churfürstlichen Gesandten prätendiren, daß ihre Gesundheit vor denen Ertzherzoglichen Oesterreichischen (soll heißen: der österreichischen Erzherzöge) getrunken werden soll; wollen auch nicht geschehen lassen, daß des Kayserlichen Prinzipal-Commissarii Gesundheit beym Con-Commissario eher als die ihrige getrunken werde, sondern prätendiren die ihre immediate nach des Kaysers Gesundheit zu trinken.“ —

Später setzte man sich „bei solennen Mahlzeiten . . . ohne Absicht des Ranges, pêle-mêle“. —

Aus „D. Johann Basilii Küchelbeckers zuverlässige und gründliche Nachricht von denen Im heil. Römischen Reiche gewöhnlichen Reichs-Tagen, Insonderheit aber der Verfassung der führwehrenden Reichsversammlung zu Regenspurg u. s. w.; Leipzig und Budissin, verlegts David Richter, 1742“ können wir folgende Belehrung über die große Frage des Ceremoniells schöpfen:

„Es wollen zwar viele die Solennitäten derer Ceremonien vor nichtswürdig halten und sehen solche als eine Abendtheuerliche Sache an, so von denen Spaniern nach Teutschland ehemals gebracht worden

sei. Alleine es bezeuget die Erfahrung, daß diese Wissenschaft heut zu Tage mit grossen Fleiß bey Hofe excoliret, und das Ceremoniel bey publicis Actibus und Geschäfften sehr Hoch getrieben werde." —

„Dieses Ceremoniel-Recht aber ist gar vielen Schwierigkeiten unterworfen, indem ein großer Theil . . . noch nicht zu einer beständigen und durchgängigen Gewohnheit gediehen . . . Ueberdiß sehen auch die Grund-Sätze desselben zweiffelhafft aus, und werden wegen verschiedener Hand-Griffe derer mächtigen Reichs-Fürsten, in Ansehung derer geringeren, offt mit Fleiß verwirret, damit sie dadurch... ihr Aufnehmen und Praeeminentz vor andern befördern können." . . .

„Hierbey entstehen nun viele Streitigkeiten, weil die alten Fürstlichen Häuser" (die vor 1582 in das Kollegium aufgenommenen) „wie die Churfürstlichen tractiret seyn wollen, welches ihnen nicht zugestanden wird." . . .

„Die Churfürstlichen Abgesandten am Kaiserhofe gehen (sogar) denen anwesenden Reichs-Fürsten in Persohn vor . . ., worüber diese sich sehr beschweren, da es zu ihrer großen Verkleinerung gereiche." . . .

„Den Churfürsten sollte das Recht, Gesandte vom ersten Range, Ambassadeurs, zu schicken, zu Nymwegen von den Engländern und Franzosen streitig gemacht werden; nachdem aber Leibnitz dieses Recht in ein besondern Tractat vertheidigt, ist es in Nymwegen und Ryswik zugestanden, selbigen aber der Titul Excellentz verweigert worden." . . .
„Der Excellentz-Streit stammte schon vom Westphälischen Friedens-Congreß her. Und ist es billig davor zu halten, daß denen Protestanten durch Verlust einer Bataille nicht mehr Schaden würde erwachsen sein, als durch diesen Streit" — der Protestanten unter sich . . .

„Am Reichstage" herrscht „dieserhalb eine beständige Jalousie und Controvers . . . Es würde unmöglich fallen, alle und jede Ceremonien nach denen geringsten Kleinigkeiten der Schritte, Kutschen, Stühle, Klengel u. s. w. anzuführen und ist solches ohnedem aus der Erfahrung leichter zu erlernen und zu begreifen, als aus Erzählung." . . .

„An der Thür derer Chur- und Fürstlichen Gesandte Quartier ist gemeiniglich eine Klengel angemachet zu befinden, welche der Portier gleich anziehet, wenn ein Gesandter kommt, der seinem Herrn die

Visite machen will, damit sich . . . jener . . . in Positur setzen, dem Ankommenden zu rechter Zeit den Cavalier, Secretaire, oder andere Bediente entgegen schicken und endlich solchen selbsten behörig entgegen gehen und ihn empfangen kann."

Ein großer und niemals ausgetragener Streit schwebte über der Gleichstellung („Parification") des fürstlichen Gesandten des Erzhauses Oesterreich mit den kurfürstlichen; jedoch gaben diese dem erzherzoglichen wenigstens den Titel: Exzellenz.

„Die alten fürstlichen Häuser verlangen von den neuen das Praedikat: Durchlauchtigst; welches ihnen solche auch geben wollen, wenn sie hinwiederum von jenen: Durchlauchtig, ohne den Zusatz Hochgebohrener u. s. w. geschrieben würden, und was dergleichen mehr ist". „Der Kaiser titulirt die weltlichen Fürsten Durchlauchtig . . . Jedoch nur diejenigen, welche bey der Reichs-Hof-Raths-Cantzelley davor eine gewisse Taxe an Gelde, so 6000 Reichsthaler beträgt, verleget haben; diejenigen aber, so dergleichen nicht bezahlen, werden Hochgeboren titulirt." —

Die Reichsgrafen hatten auch ihren bescheidenen Stolz. Sie legten vor allem Gewicht darauf, sich offiziell „Wir" nennen zu dürfen.

Zum Schluß empfiehlt der zuverlässige Basilius Küchelbecker: „Titulatur und Stylus Curiae genau zu beachten damit . . . gute Harmonie und Vertrauen beybehalten werde. Wir haben Exempel, daß durch Entziehung und Auslassung gewisser Praedikate . . . öffters die wichtigsten Sachen in suspenso bleiben, oder gantz und gar rückgängig gemacht, und die Consultationes gäntzlich unterbrochen worden sind. . . . Man hat davon einen ausführlichen Entwurf gemacht, wie es nehmlich in der Kirche, bei Visiten, Revisiten, Empfangung, Titulatur und Praedikat zu halten sei; es ist aber solches zur Zeit noch nicht angenommen." — —

Im alten städtischen Rathhause wurden die Sitzungen des „Reichskonvents" abgehalten. Lag eine kaiserliche „Proposition" vor, so gelangte sie zunächst zur „Diktatur". Sie wurde von dem kurmainzischen Legationssekretär seinen Herren Kollegen in die Feder diktirt, das heißt: gedruckt vertheilt. Hiervon trug dieser Beamte den imposanten Titel: „Reichsdiktator". Alsdann wurde eine mehrwöchige

Frist zur Einholung von Instruktionen bestimmt; man nannte das: „Verlaß nehmen." Waren die Instruktionen nach Wochen, meistens Monaten, eingegangen, so beriet zunächst jedes Kollegium für sich; dann wechselten sie ihre Schlüsse in dem großen Re- und Korrelationssaale gegeneinander aus. Die Kurfürsten machten Relation, die Fürsten, nebst Anhang, Korrelation. Die Städte kamen formell wenig in Betracht. Dieser „große ehrwürdige . . Saal, auf welchem die Eröffnung des Reichstags geschieht," wird also beschrieben: „Der großen Thür grade gegenüber befindet sich eine, vier Stufen erhabene, mit sehr schlechtem rothen Tuch bekleidete, ziemlich unförmige Maschine, welche den kaiserlichen Thron vorstellen soll. Ein Sessel, dessen Gewand schon lange den Motten zum Unterhalt und Wohnung gedient hat, und dessen Anblick dem verstorbenen Kaiser (Joseph II), als derselbe im Jahre 1781 das Gebäude mit aufmerksamem Ernst besah, ein Lächeln abgezwungen haben soll. Zwei Stuffen niedriger als dieser Thron befinden sich, auf beiden Seiten desselben, die gleichfalls mit rothem Tuch belegten Bänke der Kurfürsten des Reichs, auf welchem sie nach der bekannten Ordnung Platz nehmen. Zwei Stufen niedriger als die kurfürstlichen Sitze befinden sich zu beiden Seiten (den Langseiten des Saals) rechts die geistlichen und links die weltlichen Fürstenbänke, . . . sämmtlich mit grünem Tuch bedeckt. Die Reichsstädte nehmen ihre Stelle stehend außer den niedrigen Schranken ein, welche diesen Platz von dem noch übrigen Theile des Saales scheiden . . . Das Ganze macht, bei den sichtbarsten Zeichen des immer mehr und mehr hinwelkenden Alterthums, und bei den unverkennbarsten Spuren des alles zerstörenden Zahnes der Zeit, dennoch immer einen sehr feierlichen, Gefühl und Empfindung erregenden Anblick. . . . Dieser Thron, wenn er gleich jetzt nur noch Ruine ist, rufet die Männer zurück ins Gedächtniß, die hier an dieser Stelle ehedem gesessen." . . . Vor etwa zwanzig Jahren sei die Bewilligung eines Römermonates (das Simplum der Reichssteuer) beantragt, zur Verbesserung des Saales und der Sitzungsräume. „Allein . . . es ist bekannt, . . . wie ungern das deutsche Reich selbst da, wo sichtbare Nothwendigkeit es zu erfordern scheint, zur Bestreitung solcher Kosten Geld verwilligt." . . . Bei Bewilligung der Reichssteuern, der so-

genannten Römermonate galten nämlich keine Mehrheitsbeschlüsse, und „dissentirende Stände" konnten „zur gleichen Obliegenheit nicht verbindlich" gemacht werden. Uebrigens war diese Frage bereits seit 180 Jahren eine bestritten schwebende, ist es auch bis an das unselige Ende geblieben.

Aus den drei Kollegialschlüssen wurde das „Reichsgutachten formirt". Fand dieses dann schließlich in Wien die kaiserliche Bestätigung, so lag endlich ein „Reichsschluß" vor.

Wir werden jedoch hören, daß und weshalb diese „Instruktionen", zumal in allen wichtigen und bestrittenen Fragen, sehr häufig ausblieben, abgesehen davon daß vom Juli bis November Sommerferien, die „großen Komitialferien" einfielen. „Das Heer der Materien, die zum Vortrage gebracht sind . . . und in derjenigen Vergessenheit, worin sie schon seit so vielen Jahren nun einmal sanft ruhen, ferner zu ewigen Zeiten begraben liegen werden, ist Legion." Denn das deutsche politische Leben hatte sich allmählich dem Reichstage völlig entzogen. Man ließ ihn zwar als eine alte hergebrachte Form bestehen, aber alle größeren Staaten betrieben ihre Angelegenheiten von Hof zu Hof; nur die kleinen und kleinsten klammerten sich, in ihrer völligen Hülflosigkeit und im Angstgefühle ihres Versinkens noch an den Strohhalm: Kaiser und Reich.

Im Reichstagskalender von 1795 finden wir folgende wehmütige Klage über den Verfall des altehrwürdigen Institutes:

„In der letzten Hälfte des Jahrhunderts sind Politik und Kameralistik (Verwaltungs- und Finanzwissenschaft) der Hauptmaßstab, nach welchem jeder Hof sein Interesse verfolgt. Für unser Vaterland erscheint das als ein Verlust, sobald wir auf die Gebrechen unserer Verfassung und die Verminderung des Nationalgeistes einen Blick werfen, welche sich in dem Grade mehrte, als Politik und Kameralistik auf sie Einfluß erhielt. Sollte man es glauben, daß die Versammlung einer Nation, welche sonst soviel Nationalcharakter eben dadurch zeigte, daß alle Stände des Reiches selbst in Person den thätigsten Antheil an der Gesetzgebung, an den Berathschlagungen für die Erhaltung und Verbesserung der Verfassung nach dem Geiste des Zeitalters nahmen, welche (Verbesserung) eigentlich das Geschäft

dieser Versammlung sein sollte, nun so gering geschätzt werden könnte, daß selten ein deutscher Prinz sie anders als aus Kollegien und Akten kennen lernt; daß diese Versammlung, die aus 170 Mitgliedern besteht, wovon jedes seine Stimme zum Wohle des Vaterlandes geben sollte, durch 35 Repräsentanten vertreten werde? — Die Reichsstände haben sich nach und nach von den Reichsgeschäften zurückgezogen." —

Ebenso hatte sich alles Blut und Leben aus den Verhandlungen und den Akten des Reichstages zurückgezogen. In den Berichten herrscht eine unglaubliche Langeweile: fingerdicke Rezesse und Deduktionen über Reichs-Kammergerichts-Reformen, Reichs-Generalitäts-Promotions-Angelegenheit, Grafensache, hie und da evangelische Religionsbeschwerden. Die nach Hannover eingesandten Druckstücke sind dort meistens bis heutigen Tages nicht aufgeschnitten worden.

So durfte Dietrich Ompteda wohl seine Ernennung zum zweiten Wahlbotschafter für die 1790 anstehende Wahl Kaiser Leopolds II als eine angenehme Erfrischung betrachten.

Auch finanziell war das Geschäft kein übles. Ompteda erhielt: 2000 Thaler Equipirungsgelder, 12 Thaler täglich besondere Diäten und am Schlusse das „gewöhnliche kaiserliche Präsent von 1000 Dukaten". Verdienstorden gab es damals leider noch nicht.

Aus dem königlichen Marstalle gingen 34 Pferde nach Frankfurt.

Als erster Botschafter erschien dort der Geheimrat von Beulwiz, Omptedas Schwager und Vorgänger in Regensburg. Im Jahre 1785 hatte er in Berlin den Fürstenbund mit Erfolg verhandelt und abgeschlossen. Als Sekretär war der Rat und Archivsekretär Kestner beigegeben, der Gatte von Werthers Lotte. Am 20 Juli 1790 traf Ompteda in der Krönungsstadt ein. Alsbald begannen die „Präliminarkonferenzen", um sich über die Formen des Verfahrens in den Hauptsessionen zu einigen. Beim kurmainzischen Botschafter, Domdechant von Fechenbach, saßen sie ihrer 18, „an einer runden, mit rothem Tuch beschlagenen Tafel pêle-mêle." . . . Man könnte diese Konferenzen „auf Monate hinausziehen, man könnte sie aber auch in zwei Sitzungen abmachen, da eigentlich nichts streitig war." Man brachte dieses Geschäft sogar in einer einzigen fertig. Beschlossen wurde unter anderem: die Hauptsessionen,

wie herkömmlich, auf dem Römer abzuhalten; Hazardspiele, sowie alle hohen Wetten bei Commerzspielen im Wahlorte ernstlich zu verbieten; Spieler von Profession und verdächtige Fremde sollten der Reichserbmarschall und der Magistrat ausweisen; unter den Wahlbotschaftern solle „keinerlei Ceremoniell, sondern Comercium ohne Rang und Gêne stattfinden".

In der ersten Hauptsession begann man die Wahlkapitulation in der Weise zu beraten, daß jeder Kurfürst „Monita" zu einzelnen Punkten und Anträge zu deren Verbesserung stellte. Zugleich waren zahlreiche Petitionen und Beschwerden anderer Reichsstände zu erledigen. Vor allem waren die Städte geschäftig behuf Hebung ihres Verkehrs; wegen Abstellung der Unterschleife an Accise und Steuern: diese wurden unter dem Mantel der Immunitas legatorum von Personen betrieben, die gesandtschaftliche Schutzbriefe erworben hatten ohne dazuzugehören. Der deutsche Buchhandel bat um „Abstellung des Uebels des Nachdrucks". Auch kam zur Verlesung eine „Vorstellung des Reichs-Grafen-Standes, den Gebrauch des Prädikats Wir betreffend, sowohl überhaupt als bei Vollmachts-Ausstellungen". Sie war, durch Besitz seit 1357, reichshistorisch nicht unbegründet, wurde jedoch vom Reichs-Hofrath bestritten. Indessen wurden dieses und manch anderes gerechtes Verlangen abgewiesen, „da es nicht in die Wahlkapitulation sondern vor den Reichstag gehöre". —

Zur ersten feierlichen Wahlkonferenz auf dem Römer fand eine pomphafte Auffahrt der „Wahlbotschaft und Suite" statt und zwar nach folgender „Ordnung". Es wurde dabei angenommen, daß der betreffende Kurfürst in Person zur Wahl erschienen sei. Ihn selbst stellte der erste Botschafter vor, der zweite besorgte die Arbeit. Kur-Braunschweig fuhr nun also auf:

1. Der Hof-Fourier Martin
2. 2 Laufer
3. Der Portier
4. 6 Laquaien paarweise
5. 2 Haus-Officiers

(1.–5.: des 2. Herren Wahlbotschafters Excellenz.)

6. Ein 4 sitziger Wagen mit 6 braunen Pferden des 2. Herrn Wahlbotschafters Excellenz, worin der Herr Hauptmann und

Kammerherr Freiherr von Löw, und Graf von Kielmannsegge fuhren.

Nebenher gingen deren Bediente.

7. Der Portier
8. 2 Laufer
9. 8 Laquaien
10. 8 Haus-Officiers

des 1. Herren Wahlbotschafters Excellenz.

11. Ein 4 sitziger Wagen mit 6 braunen Pferden des 1. Herrn Wahlbotschafters Excellenz, worin der Herr Baron von Völkersam, Herr Legations-Secretair Rath Kestner und Herr Commerz-Rath von Reiche gefahren.

Deren Bediente gingen neben dem Wagen. Bey dem mittelsten Pferde aber auf jeder Seite ein Stall-Bediente.

12. Ein königlicher 2 sitziger Wagen mit 6 Isabellfarbenen Pferden, worin die beiden Herren Marschälle, Freiherr von Steinberg und Freiherr von Malzahn gefahren, neben dem Wagen die Bedienten und neben den beiden mittelsten Pferden 2 Stall-Bediente.
13. Der Satteldiener.
14. Ein königlicher 4 sitziger Wagen mit 6 perlfarbenen (weißgeborenen) Pferden, worin Seine des 1. Herrn Wahlbotschafters Geheimraths von Beulwiz Excellenz und Seine des 2. Wahlbotschafters Freiherrn von Ompteda Excellenz gefahren.

Neben den Vorder- und Hinterrädern gingen vier Heiducken, vorn auf dem Wagen standen 2 Pagen, und neben den mittelsten Pferden gingen 2 Stall-Bediente." —

Auf dem Römer empfing jede Botschaft eine feierliche Anrede des Kurmainzischen Botschafters, beantwortet durch Gegenrede jedes einzelnen Ankömmlings. Dann die Prüfungen der Vollmachten. Ueber jede wurde namentlich abgestimmt: ob sie der „güldenen Bull" (von 1356) vollkommen angemessen.

„Bei der Abfahrt ist der Zug auf die nehmliche Art vor sich gegangen." Beulwiz bemerkt dazu mit persönlicher Befriedigung: die

beiden Botschafter seien gefahren „in einem neuen Carlsruher Staatswagen, schön und geschmackvoll, dem keiner hier gleichkommt."

Die Frankfurter zeigten sich übrigens des Schauspiels würdig: „Die Zuschauer in den Straßen riefen ‚vivat Hannover'." Wegen der seltenen Pferde wurde der Stall gestürmt; es mußte eine Schutzwache davor aufgestellt werden. Der weißgeborene Hengst Adonis wurde mit Erlaubnis des Botschafters porträtirt. „Es ist mir immer noch lieber", schreibt Beulwiz, „als wenn ich mich selbst dazu hergeben müßte."

Gewissermaßen als Anerkennung überreichte die Stadt „durch eine Deputation mit wohlgesetzter Rede das herkömmliche Geschenk: 1 Stückfaß Wein und eine Quantität Haber."

Die beiden Botschafter nahmen dann vom Kurfürsten von Mainz, Erthal, im nahen Aschaffenburg Audienz. Der Kurfürst wünschte angelegentlich wegen der Unruhe (im Bisthum Lüttich) und wegen „der gewaltsamen gesetzwidrigen Vorschritte pfälzischen Vicariates", daß gleichzeitig der Erzherzog Franz zum Römischen König gewählt würde. Dazu heißt es weiter, in Chiffern: „Ich muß noch eines geheimen Umstandes, den ich durch sehr sichere Wege erfahren habe, erwähnen. Man soll nehmlich von Wien aus dem Churfürsten von Mainz, der das Geld sehr nöthig hat, 200,000 Gulden versprochen haben, wenn die Wahl des Erzherzogs Franz durchgesetzt wird. Dazu ist eine gewisse Summe der Frau von Coudenhove (Nichte und erste Dame am Hofe), dem Herrn Müller (Johannes von Müller, der Geschichtschreiber, damals kurmainzischer Geheimer Konferenzrath) und dem Herrn von Stein (älterer Bruder des Ministers, preußischer Gesandter in Mainz) versprochen. Zu Maynz glaubt man schon, von fünf Churhöfen sicher zu seyn, und denkt nur auf jene reiche Beute."

Die Beute wurde indessen nicht gemacht. Preußen lehnte zuletzt den Römischen König ab, „um die Kaiserwürde nicht im Hause Oesterreich, so zu sagen, erblich zu machen."

Die Botschafter der acht durchlauchtigen Wähler hielten etwa 20 Sitzungen ab, bis zu Ende des September. Die unendlich weitläufigen Protokolle sind von Kestner unterzeichnet. Endlose Berathungen über Curialien und Formalien, Wortklauberei, Silbenstecherei, evangelisch gegen katholisch, Fürstenbündler gegen Oesterreich. Ueber jedes

„Monitum“ und jeden Antrag wurde namentlich mit Gründen abgestimmt. Die acht Kurfürsten waren in Stimmengleichheit. Kurböhmen, Kurpfalz, Köln und Trier hatten sich stets vorher verabredet, die anderen hatten das Nachsehen; es kam eigentlich nichts zu Stande. Alle Sachen wurden dadurch, wie die Botschafter klagen, einer „Ab-Majorirung unterzogen“. Zudem hat Beulwiz noch über die Unzuverlässigkeit von Kurbrandenburg zu klagen: „Zwei ‚Associationshöfe‘ — ich rede freymüthig und nach Pflichten — helfen uns nicht, sondern schaden uns gar sehr. Wie Churbrandenburg handelt ist bekannt. Seine hiesigen Botschafter wollen beständig politisiren, conciliiren und den Mantel nach dem Winde hängen, wodurch sie alle Achtung verlieren ... Graf Görtz ist an keine einzige schwere Sache zu bringen. Alles ist ihm gleichgültig . . . Und der Erzbischoff von Maynz läßt alle Sachen in Aschaffenburg in seinem Cabinette liegen.“ Kurbraunschweig focht noch einen anderen guten Kampf dafür, daß in der Wahlkapitulation hinter die Titel der Könige von England und Preußen das Prädikat „Majestät“ gesetzt werde, während den übrigen Kurfürsten nur das „Liebden“ gegeben wurde. Die Gegner verschanzten sich diesem wohlberechtigten Anspruche gegenüber hinter ihre Instruktion: „darin überhaupt nichts zu ändern.“ Preußen scheint die Frage nicht ernst genug genommen zu haben. Eine Abstimmung lehnte Kurbraunschweig in gerechtem Selbstgefühle ab, „weil der Titel davon nicht abhängig gemacht werden könnte.“ Endlich fand man einen Ausweg: es wurde „Liebden“ ebenfalls gestrichen und alle Kurfürsten prädikatlos aufgeführt. In einem anderen Punkte jedoch wahrte der Wahlbotschafter Recht und Würde seines allerhöchsten Herrn mit vollem Erfolge. Beulwiz war gebeten, bei Abgabe des Wahlvotums am Altare des Conclaves im Dome, aus Rücksicht auf das katholische Gotteshaus, im englischen Königstitel die Worte: „Beschützer des Glaubens“ möglichst leise und unvernehmlich zu lesen. Aber im Gegentheil, er las sie mit besonders lauter Stimme, so daß sie „in der ganzen Kirche zu hören waren“.

Was in den Konferenzen beraten und geschrieben wurde, zeigt ein Kestner'sches „Notata extra Protocollum Sessionis VI. d. a. 23 August 1790“.

„Als Chur-Maynzisches Directorium das Conclusum über das Monitum Brunsvicense 4tes ad § 7 Art. II" (der letzten Wahlkapitulation) „vorläufig angab und, mit bloß stillschweigender Bewilligung der Uebrigen, aus dem Chur-Braunschweigischen Voto noch die Bemerkung, daß ‚iener' in ‚jener' umzuändern sey, in das Conclusum mit aufnahm, so erinnerte Churfürstlich-Braunschweigischer Herr Wahlbotschafter beyläufig auch, daß statt ‚favorisire' ‚favorisiren' zu setzen sein würde, welches Directorium alsogleichfalls sofort in's Conclusum rückte."

„Erst bey würklicher Angabe des Conclusi ad Monitum Brunsvicense 5tes ad § 7 Art. II gab Chur-Böhmen interloquendo seinen Nachtrag Voti ab, welcher also dem Concluso vorgesetzt wurde."

„Das Chur-Bömische Votum ad Monitum Brunsvicense 2 ad § 4 Art. III, besonders dessen Schluß, oder vielleicht auch noch andere Insinuationen scheinen die Adhärenten solcher (dieser) Parthie zu veranlassen, von vielen unwesendlichen Monitis zu sprechen, womit nur die Zeit unnütz verbracht wird."

„So hörte ich in der Abendgesellschaft dieses Tages, bei dem Herrn Erzbischof von Olmütz (erster kurböhmischer Botschafter) den Grafen Degenfeld, welcher in des Herrn Botschafters Suite ist, um Antheil an den Geschäften zu nehmen, sagen: Er bereue, hierher gekommen zu sein, indem er sehe, daß die hiesigen Geschäfte den gewöhnlichen Gang der Reichsgeschäfte nähmen, nämlich auf Weitläuftigkeit und Bagatellen hinausliefen." —

Zuweilen fehlte auch der Humor nicht ganz. Es fand eine lange Berathung statt: ob offiziell „Römisches Reich" oder „Teutsches Reich" zu sagen sei? Für letzteres führte Kurbraunschweig an: man sage doch auch „ich liebe mein Teutsches Vaterland", nicht „Römisches"! Conclusum: „Man könne sich das eine oder andere gefallen lassen."

Im brandenburgischen Wahlvotum las man zu allgemeinem Erstaunen: „ich küsse und wähle den Herrn Erzherzog u. s. w." Der Wahlbotschafter, ein „Fürst von Sacken", dem Titel nach wohl ein verrußter Balte, erklärte, als man ihm vorschlug statt dessen den altherkömmlichen Ausdruck „ich kiese" zu setzen, sich dazu sofort

bereit; er habe jedoch nichts dabei gefunden, daß jeder Kurfürst den Eligendum küsse.

Noch eine andere Form der Erledigung der Reichsgeschäfte erregte nicht minder das Misfallen der kurbraunschweigischen Botschafter. Sie melden, daß die „Postdifferenz zwischen Taxis und Churtrier" beigelegt sei. Beulwiz giebt persönlich folgende Erklärung: „Ein aus der fürstlich Taxis'schen Hofapotheke verschriebenes Geld-Pulver soll an dem erhabenen Chur-Maynzischen Herrn Minister von Duminique Wunder gethan haben. . . . Wir armen Hannoveraner sind noch nicht aufgeklärt genug, um uns zu überzeugen, daß der Stimmen-Handel, der auf der jetzigen Frankfurter Messe betrieben wird, mit zu den Reichsständischen Gerechtsamen gehöre."

Inzwischen rückte das Ende der Session und damit die Wahlhandlung selbst heran. Nun wurden „die Reichsinsignien aus den Reichsstädten Nürnberg und Aachen und dem Kaiserlichen Stifte zu Aachen herbeigeschafft. Dabei ein herkömmlicher uralter Streit zwischen den drei geistlichen Kurfürsten, und zuletzt mit der Stadt Frankfurt, über deren Geleit.

Zur Sicherung des Wahlkonventes und künftigen Kaisers hatten die Truppen des Landgrafen von Hessen-Kassel mit 10 Bataillonen und 14 Escadrons ein Lager in der Nähe von Bergen bezogen. Man war nicht ohne Furcht vor französischen Lauschern und Unruhestiftern; sie erschien um so berechtigter als der Geist der gefährlichen Neuerungen mitten in Deutschland offen auf dem Büchermarkte lebendig wurde. Eine Ankündigung war verteilt eines „Journals für Menschenrecht, Volksrechte und Volksglück. Den Fürsten Deutschlands gewidmet. Germanien 1791." Dem Wahlkongresse schien „bei diesem Journal eine äußerst aufrührerische und aufwieglerische Absicht zu Grunde zu liegen". Denn der verteilte „Zettel" enthielt folgende „Nachrichten für das Publikum":

„Jetzt ist der Zeitpunkt vorhanden, wo der Unterthan seine, Jahrhunderte durch geraubten Rechte reclamiren darf, der Nebel ist verschwunden, der die Augen der Fürsten verhüllte. Der Wahn ist gehoben, nach welchem man die Regentengewalt unmittelbar von Gott herschrieb, und selbst Fürsten fangen an, es zu fühlen, daß das Volk nicht bloß Ihrentwillen da sei."

Der Zettel verspricht: Kritische Kapitel über Staats-, Justiz-, Kirchenverfassung u. s. w. Er schließt: „Es möchte wohl ein Wort zu seiner Zeit sein. Auffallende Scenen von Hofkabale, von Ministerdruck aus Würtemberg, Thüringen, Chursachsen und Brandenburg werden die ersten Hefte füllen; 57 Gelehrte und 40 Korrespondenten werden mitarbeiten." ...

Ein Theil der Botschafter rief den Reicherbmarschall und die Polizei zu Hülfe; ein anderer riet, erst das Erscheinen des Journals selbst abzuwarten. Ob letzteres 1791 oder überhaupt ins Leben getreten? ist mir nicht bekannt geworden.

Nach der „güldenen Bull" durften nur Kurfürsten deren Wahlgesandte und Hofhaltung, keine Fremde in der Wahlstadt sein. Gegen letztere erließ daher der Reichserbmarschall Graf von Pappenheim das altherkömmliche „Emigrationsedikt"; man zweifelte aber sehr: „ob dasselbe heutzutage noch wirksam sein würde?" Deshalb wurde hinzugesetzt: daß sie für dieses Mal „bis auf weitere Ansage" bleiben könnten.

Inzwischen war der König Leopold von Ungarn und Böhmen herangerückt und erwartete in Aschaffenburg die Nachricht von seiner Wahl.

Unter diesem Drange der Umstände erließ der Reichs e r z marschall für die in der Wahlstadt noch anwesenden Personen eine „Polizei- und Taxordnung", in der sich allerlei Bemerkenswerthes, sogar einige heute noch anwendbare Vorschriften befinden.

So sagt Artikel I: „Männiglich soll sich friedlich und bescheidentlich halten." Kein Duell, Raufen oder heimlich Gewehre tragen. „Es sollen auch insgemein alle und jede ... ehrerbietig und freundlich einander begegnen, und keiner den andern wegen der unterschiedlichen Sprache, Sitte und Kleidung, noch einigerley anderer, sonderbarlich Religions- und Glaubenssachen willen, weder mit Worten, Schriften, noch in andere Wege antasten, schelten, schmähen, verachten, verspotten ... auch von den Wahl- und Reichssachen nichts unbedächtliches diskuriren."

Artikel II. „Jedermann soll sich sowohl bei Tag als Nacht, auf der Gasse ehrbar still halten." Die Polizeistunde in den Wirtshäusern war für Bürger auf 10 Uhr, für Fremde auf 11 Uhr festgesetzt.

Artikel III. „Von Rumor, Schlägerei und Auflauf" — ist hauptsächlich gegen die Livreebedienten gemünzt.

Artikel IV handelt „Von Verwahrung Feuers und Lichts, und Unterlassung des Tabakrauchens an gefährlichen Orten".

Artikel V verordnet, „daß kein Gewehr in der Stadt abgeschossen werden soll, auch keine Raquete oder anderes Feuerwerk".

Artikel VI verbietet nochmals ausdrücklich „Degen- und Stocktragen", auch den Domestiken.

Artikel XII verbietet Vorkauf von Provisionen auf 5 Meilen Weges um die Stadt herum.

Artikel XIII gebietet, daß alle Victualien und Lebensmittel auf den offenen Markt zu feilem Verkaufe gebracht und die Marktmeister fleißig Aufsicht üben sollen, daß „solche zu billigem Werth verkauft und niemand dabei übersetzt werde".

Dann folgen die Taxen:

Eine Mahlzeit von drei guten Fleischgerichten und 1 Maaß Bier soll kosten	45—50	Kreuzer
mit Karpfen und Hecht dazu	60—72	"
jedoch dieses ohne Consequenz für künftige Zeiten.		
Eine Diener Fleisch-Mahlzeit und eine Kanne Bier	15	"
Eine Diener Fisch-Mahlzeit und eine Kanne Bier	20—24	"
Quartier in Bürgerhäusern:		
beste Stube und Kammer, wöchentlich	6 — 8	Gulden
mittlere " " " "	4 — 5	"
gewöhnliche Stube oder Kammer "	2 — 2½	"
ein Herrenbett mit zarten Leylachen "	1	"
Stallmiethe. Ein Pferd mit Futter, täglich	45—60	Kreuzer
ein Pferd mit nur Heu und Stroh, täglich .	20—24	"
Nur Miethe	10—12	"
Tragsessel. Ein Gang bei Tage bis 9 Uhr Abends	16	"
von 9 bis 12 Uhr Abends	24	"
von 12 bis zum Morgen	30	"
Ein Stunde kostete	30	"
Ein halber Tag . . . . 1 Gulden	12	"
ingleichen nach Sachsenhausen . . . . . . 1 "	24	"

Die Träger sollen gegen die Kunden höflich sein, „vielweniger dieselben mit ungebührlichen Schmähungen oder gar Schlägen“ wegen Trinkgelder traktiren.

Artikel XXII. Die nothdürftigen Straßenlaternen soll niemand zerschlagen.

Dem Wahlakte selbst, der endlich auf den 30 September anberaumt werden konnte, hatte noch eine wichtige Handlung von Seiten der Stadt Frankfurt voraufzugehen: die Ableistung des „Securitätseides“, durch den sie Kaiser und Wahlkörper ausdrücklich und eidlich in Schutz und Wache nahm. Diese große Staatsaktion vollzog sich auf dem Römer. Die Botschafter fuhren in vollem Staate auf; Kurbraunschweig mit vier Galla-Kutschen. Magistrat und Offiziers schworen im Saal. Vor der Tribüne, die vor dem Römer nach dem Römerberg zu errichtet war, schwor die „in 14 Quartieren aufmarschierte Bürgerschaft und sämmtliche Soldatesque“.

Als Vorläufer des Kaisers zogen jetzt die geistlichen Kurfürsten, die drei Kanzler: in Germanien (Mainz), in Italien (Köln), in Burgundien (Trier), persönlich in Frankfurt ein. Sie verlangten dabei 125 Kanonenschüsse, „der Magistrat wollte sich aber nur auf die gewöhnliche Anzahl von 25 einlassen.“ —

Die Wahlhandlung, den Einzug des Erwählten und die Krönung hat Goethe in seinem „Leben“ gelegentlich der Wahl Kaiser Josephs II (1763) erzählt. In den einzelnen Aufzügen und Auftritten des Schauspiels war die Handlung von 1790 eine gleichartige Wiederholung aller vorhergehenden. Jedoch erscheint Goethes Bild, in Beziehung auf die Beleuchtung, hinter einem aus „Wahrheit und Dichtung“ gewobenen verklärenden Schleier, so wie dem Sechzigjährigen die Erinnerung an das Erlebnis des Vierzehnjährigen vorschwebte. Diese klassische, mit der lieblichen Gestalt des ursprünglichen Gretchens geschmückte Darstellung ist also keine unbedingt zuverlässige Quelle.

Zuverlässiger als Beobachtung, wenn auch in kalter sonnenloser Nordlicht-Beleuchtung, ist wohl die Erinnerung an die Wahl und Krönung von 1790 in den „Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang“. Man darf dabei allerdings nicht vergessen, daß der geistreiche Verfasser gern Karrikaturen zeichnet, daß er ein arger Spötter

war, der für die ehrwürdige Romantik des Staatsaktes durchaus keinen Sinn und vor den Traditionen des heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation allzu wenig Respekt hatte. Lang war damals Hofsekretär des gefürsteten Grafen von Oettingen-Wallerstein. Der Fürst, als Direktor des schwäbischen Grafenbundes, schickte ihn nach Frankfurt um zu beobachten, zu berichten und namentlich im Interesse des berühmten Prädikates „Wir" zu wirken. Lang schloß sich dem Reichserbtruchseß, Grafen Truchseß Waldburg, an. „Die erste hochwichtige Angelegenheit, die mir unter die Hände kam, war ein Gesuch des Reichserbmarschalls Grafen von Pappenheim, daß unter denjenigen jungen Grafen, welche die Ehre haben, nach dem bestehenden Reichsceremonial die Speisen auf die kaiserliche Krönungstafel zu tragen, auch die jungen Herren Grafen von Pappenheim möchten zugelassen werden. Die gesammten deutschen Reichsgrafenlande aber, wohin man Couriere und Staffeten laufen ließ, kamen darüber in nicht geringen Aufruhr und Bestürzung, sintemal, unbeschadet der persönlichen Würde der Herren Grafen von Pappenheim, ihre Herrschaft selbst keine wirkliche Reichsgrafschaft, sondern nur eine unmittelbare reichsritterschaftliche Besitzung war."

„Ich erhielt also den Auftrag, eine Antwort an den alten Erbmarschall aufzusetzen, welche ungefähr dahin ging: So erfreut und diensterbötig die gesammten Grafen des heiligen römischen Reiches selbst in dem Falle sein würden, daß der Herr Erbmarschall zum römischen Kaiser und König von Germanien gewählt werden wollte, so wenig könnten sie jedoch auf dessen exorbitantes, unübersehliches, unberechenbares und folgenschweres Begehren: die Herren Söhne und Vettern beim Schüsseltragen und Aufwarten zuzulassen, weder für jetzt noch in alle ewige Zeiten eingehen." .....

„Als Gentilhomme des Reichs-Erbtruchsessen hatte ich dem Krönungszug selbst mit beizuwohnen (er bestand aus 84 Gallawagen zu 6 Pferden, im Ganzen 1000 Pferde) und konnte also diese alttestamentliche Judenpracht gemächlichst in der Nähe schauen. Der Kaiserornat sah aus, als wär' er auf dem Trödelmarkt zusammengekauft; die kaiserliche Krone aber, als hätte sie der allerungeschickteste Kupferschmied zusammengeschmiedet und mit Kieselstein und Glasscherben besetzt; auf

dem angeblichen Schwert Karls des Großen war ein Löwe mit dem böhmischen Wappen. Die herabwürdigenden Ceremonieen, nach welchen der Kaiser alle Augenblicke vom Stuhl herab und hinauf, hinauf und herab, sich ankleiden und auskleiden, einschmieren und wieder abwischen lassen, sich vor den Bischoffmützen mit Händen und Füßen ausgestreckt auf die Erde werfen und liegen bleiben mußte, waren in der Hauptsache ganz dieselben, womit der gemeinste Mönch in jedem Bettelkloster eingekleidet wird. Am possirlichsten war es, als eine Bischoffsmütze im lieblichsten Nasentone, und lateinisch, zur Orgel hinauf intonirte, ob sie da oben nun wirklich den Serenissimum Dominum, Dominum Leopoldum wollten in regem suum habere, worauf der bejahende Chorregent gewaltig mit dem Kopfe schüttelte, seinen Fidelbogen greulich auf und nieder schwenkte, die Chorjungfern und Singknaben aber im höchsten Discant herunter riefen: fiat! fiat! fiat! Sowie also von Seiten dieser kleinen Herrschaften nichts mehr entgegenzustehen schien, ging's nun mit der Krone eilends auf das kaiserliche Haupt, vom Empor aber mit Heerpauken und Trompeten donnernd herab: Haderipump! Haderipump! Pump! Pump! ..... Nachdem nun dem Kaiser auf einem kahlen Throne, der aussah wie eine Hennensteige, von den Bischöfen die Glückwünsche und Huldigungen unter allen möglichen Arten von Knie- und Buckelbeugungen abgestattet und durch die, bis unter seine Nase geschwungenen Rauchfässer ein Wolkenhimmel um ihn her gebildet war, wurden die Kandidaten zum Ritterschlag und unter diesen zuerst und namentlich ein, im theatralischen Costüm (in Turnierrüstung) schon bereitstehender Dalberg aufgerufen, welches wohl daher kommen mag, daß das alte adelige Geschlecht der Kämmerer von Worms, welches den Namen der im Jahre 1315 schon ausgestorbenen ächten Dalberge angenommen, als solche Kämmerer zugleich die ersten Ministerialen des alten Kaisersitzes zu Worms gewesen."

„Von der Kirche aus nahm der Kaiser mit seinem abgeschabten Mantel in langer, aber etwas eilig drängender, daher auch krummer und verwirrter Procession seinen Zug auf das Rathhaus zurück. Er ging mit seinen alten Kaiserpantoffeln über gelegte Bretter, die man mit rothem Tuche bedeckte, welches aber die gemeinen Leute, auf dem

Boden knieend und mit Messern in den Händen, hart hinter seinen Fersen herunterschnitten, und zum Theil so gewaltsam in Fetzen heruntergerissen, daß sie den vorn laufenden Kaiser beinahe damit niederwarfen." (Danach scheint das vom Magistrate „einige Mann hoch" gestellte Spalier nicht dicht genug gewesen zu sein. Es sollte „Unordnung beim Preisgeben der Bretter und Tuches" verhindern, auch nicht „durch selbstige Desordres keinen Vorgang zur Unordnung machen".)

„Nachdem auf dem Römer die kaiserliche Schautafel den Anfang genommen, wobei ein Herzog von Mecklenburg, mit einem langen Messer an die Thür postirt, und ein weißes Handtuch sich vor die Brust gesteckt, für den Allerdurchlauchtigsten den durchlauchtigsten Vorschneider machte, begab sich der Erbtruchseß zu Pferde, in spanischer Tracht, fliegendem Haar und goldenem Mantel zur Hütte auf den Markt, wo ein Ochs gebraten wurde. Seine ganze Dienerschaft trat in Galla voraus, und die sogenannten Gentilhommes, welche neben mir drei andere seiner Beamten vorstellten, gingen, je zwei zu jeder Seite, ich neben dem Pferde auf der linken Seite; ich hatte den spanischen Hut mit weißen und blauen Federn emporzutragen, mein Gegenmann auf der rechten aber eine große silberne Platte. Während der Erbtruchseß auf dem Pferde blieb, mußten wir Gentilhommes uns zum höllischen Feuer des in der Hütte unter pestilenziaschem Gestanke gerösteten Ochsen verfügen, ein noch halb rohes Stück auf die silberne Platte nehmen, und sie dem zum Römer zurückreitenden Herrn Grafen vortragen, während hinter uns von dem, um die vergoldeten Hörner des Ochsen streitenden Janhagel die ganze bretterne Küche krachend zusammenfiel, vermuthlich als ein Sinnbild, wie es dem heiligen Reiche in der Kürze bald selbst ergehen sollte. An den Flügelthüren des Speisesaales übernahm der Graf Truchseß selbst die Schüssel in seine eigenen Hände und setzte kniebeugend diese duftende Köstlichkeit mit lauter widersinnigen Fratzen dem von allen Seiten geplagten Kaiser unter die Nase.

Dann holte der Erbschenk den Wein, der Erbmarschall den Hafer für den kaiserlichen Marstall, der Erbkämmerer das Becken zum Händewaschen nach dem Mahle.

Der Reichs e r z schatzmeister Kurbraunschweig hatte ebenfalls einen

Vertreter, den Reichserbschatzmeister Grafen von Zinzendorff. Dieser unterstützte, in ähnlicher Weise, den Kurfürsten beim Hantiren mit der Reichskrone. Außerdem erschien er auf einem der berühmten Weißgeborenen zu einem sehr volksbeliebten Geschäfte auf dem Römerberge."

„So war nun," heißt es in „Wahrheit und Dichtung", „die kaiserliche Tafel bestellt und aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dran zu beiden Seiten des Sattels, anstatt der Pistolenhalftern, gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen (7000 Stück, auch Krönungsmedaillen) freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als metallener Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde möchten gekommen seyn. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für den Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse ging es am lebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf und ein jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete."

Der nüchterne Lang fährt fort:

„Nichts konnte ein treueres Bild der eiskalt erstarrten und kindisch gewordenen alten deutschen Reichsverfassung geben, als das Fastnachtsspiel einer solchen, in ihren zerrissenen Fetzen prangenden Kaiserkrönung. Die folgenden Tage, wo man die sibyllinischen Bücher der goldenen Bulle nicht weiter zu befragen nöthig hatte, befriedigten die Schaulust mit leiblichern Festen: einer öffentlichen Huldigung in dem hessischen Lustlager und dem Freudenfeuer auf den prächtigen Wasserjachten der geistlichen Kurfürsten. (Abends im Theater gab man des Schauspielers Iffland „Friedrich von Oesterreich".)

Auch die Juden, denen jetzt die ganze Welt huldigen muß, bequemten sich wenigstens für einen Tag, in ihrem schwarzen Mantel einem kaiserlichen Kanzler zu huldigen. . . . Die in ganzen Strichen

herbeigeflogenen deutschen Professoren und Dozenten rissen sich um die nassen Druckbogen der neuen Wahlkapitulation, um zu erforschen, an welcher Stelle etwa aus einem Komma ein Semikolon geworden, und berühmten sich zum Theil, daß sie es bewirkt. . . . Wenn man weiß, daß selbst der Herr Kurfürst von Mainz unter einem Gefolge von 1500 Menschen sogar auch eine Amme und einen Kapaunenstopfer mitgebracht, so darf man glauben, daß es überhaupt nirgend an den Abstufungen aller sinnlichen Freuden gemangelt habe.

Den Beschluß in den vornehmen Gasthöfen, bis zum frühen Morgen, machten gewöhnlich die Spiele an den, in lauter Gold aufgethürmten Banken, welche der in regelmäßiger Stunde ankommende Reichsprofoß, ein Subaltern des Erbmarschalls, scheinbar auseinandertreiben wollte, dafür aber mit 1, 2, auch 5 bis 6 oft in die Hände gedrückten Dukaten beschworen und zur Thür hinausgeschoben wurde; und zwar ging er gewöhnlich mit 1 oder 2 Dukaten ganz still und bescheiden ab, schrie und schimpfte aber bis zum Schäumen, je nachdem er mehrere Stücke in der Hand verspürte, weil er es für seine Schuldigkeit hielt, sich nach einer so großmüthigen Belohnung in seiner höchstmöglichen Anstrengung sehen zu lassen.

Am Tage schlich er, in seiner bordirten Uniform mit Degen, auf kleinere Beute aus, um arme Judenseelen zu fangen, wenn er sie einen Haarzopf tragend, oder mit einem Spazierstock in der Hand, oder gar in den öffentlichen Spaziergängen wandelnd ertappte. Es wäre nöthig gewesen, man hätte seinen Taufschein bei sich getragen, um nicht von diesem Ameisenbär als eine Judenseele aufgegabelt und um 1 Fl. 30 Kr. geplündert zu werden.“ . . . .

Unter den Reichsständen, die in Frankfurt bittend und klagend erschienen, waren des Schutzes und der Hülfe ohne Zweifel am bedürftigsten die im Elsaß. „Durch die Beschlüsse der französischen Nationalversammlung sei ihre Verfassung erschüttert, ihre politische Existenz zerstört, trotzdem sie durch die heiligsten, oft wiederholten königlichen (französischen) Versicherungen auf ewige Zeiten gegründet und befestigt schien.“

Der westfälische Friede hatte das Elsaß an Frankreich überlassen, jedoch mit der Bedingung, „daß die französische Krone nur in diejenigen Hoheitsrechte eintrete, die bis dahin das Haus Oesterreich besessen, daß übrigens aber die dortigen unmittelbaren Reichsstände in derselben Freiheit und Unmittelbarkeit verbleiben sollten, die sie bisher genossen hatten." Im Laufe der Zeiten, der verschiedenen nachfolgenden Kriege und Friedensschlüsse, hatte nun aber Frankreich, mehr und mehr vordringend, sich die volle Souveränetät angemaßt.

Nach und nach hatten viele Reichsstände dieses Verhältnis anerkannt, indem sie durch Verträge, lettres patentes, eine förmliche Garantie ihrer noch übrigbleibenden niederen Hoheitsrechte und Regalien erkauften. So die Stifter Straßburg und Speyer, Württemberg-Mömpelgard, Pfalz-Zweibrücken, Kurtrier und andere. Durch die Beschlüsse der französischen Nationalversammlung im Jahre 1789 waren alle „feudalen" Rechte beseitigt, ebenso Zehnten, Gerichtsbarkeit, ja die Kirchenverfassung selbst. Nun kamen die Bedrängten nach Frankfurt. In einer Vorstellung an die Nationalversammlung hatten sie ihr trauriges Loos umständlich geschildert und zu Gemüte zu führen gesucht, „wie insonderheit der Westphälische-, Nymwegische-, Ryßwicksche-, Baader-, Rastadtische-Friede ihnen zur Seite stehe." ... Diese „Berufung wurde gar keiner Resolution gewürdigt." ... Sie wenden sich daher an die „Churfürstlichen Herren Wahlbotschafter". ... Diese sollten versuchen, die Nationalversammlung auf dem Papiere zu belehren „damit sie sich richtige Begriffe mache, daß Elsaß noch zum Deutschen Reiche gehöre"; eine Aufforderung an das Reich: die Bedrückung der Stände durch Waffengewalt abzuwenden, wurde nicht gestellt. Diese Drucksache, etwa 40 Folioseiten, ist in Hannover bis heute noch nicht des Aufschneidens gewürdigt worden.

Das Wahlkollegium verwies die Bittsteller an Kaiser und Reichstag. In Regensburg kam es zur Berichterstattung. Von Dietrich Ompteda findet sich ein vorzügliches geschichtlich-staatsrechtliches Gutachten, aus dem Dezember 1790, im hannoverschen Archive vor, das wohl verdiente, bekannt zu werden. Es enthält etwa 250 geschriebene Seiten. So kann hier nur Einzelnes vorgeführt werden:

„Am Reichstage und bei den mehrsten Höfen herrsche über die

Verhältnisse des Elsasses wenig vollständige Kenntniß. . . . Man wünsche allerdings einen Kongreß mit französischen Deputirten, um mit ‚der Schadensliquidation vorzugehen‘. Jedoch herrsche am Reichstage, seit November bis Weihnachten, wieder einmal vollständige Unthätigkeit. Nach den Neujahrsferien solle jedoch irgend etwas vorgenommen werden, vermuthlich in Betreff der Reichskammergerichts-Visitation." Direkte Verhandlungen mit dem französischen Gesandten seien zur Zeit ausgeschlossen. Dieser sitze in Regensburg schon „zwei Jahre mit seinem Beglaubigungsschreiben in der Tasche, weil man sich über die Form der Ueberreichung an den Principal-Commissar nicht einigen konnte."

Das Gutachten selbst geht folgenden Weg: „Die Staufer waren Herzöge von Schwaben und Elsaß. . . . Unter ihnen standen Grafen aus Dynastenfamilien . . . . Seit dem XII Jahrhundert erscheinen auch Landgrafen, des Oberen und des Unteren Elsasses. Solche waren im Oberen oder Sundgau (Südgau) die Grafen von Habsburg. Sie hatten vor allem die kaiserlichen Domänen zu verwalten; sie waren des Kaisers Beamte. Nach und nach wurden diese Stellungen in den Geschlechtern erblich; als die Staufer erloschen, erwarben jene die Landeshoheit. Zum kaiserlichen Besitze gehörten etwa 40 Reichsstädte unter dem kaiserlichen Landvogte in Hagenau, und eine größere Anzahl von kleinen Domänen, den Reichsdörfern, im unteren Elsaß. . . . Das Gutachten erklärt die Lage dieser Reichsangehörigen von vornherein als hoffnungslos; ihr Schicksal war eigentlich bereits im westfälischen Frieden, 1648, entschieden. Bei allen nachfolgenden Verhandlungen und Beschwerden, in Krieg und Frieden, sei jedesmal mehr zugestanden, mit französischen Kniffen und Zugriffen deutschen Reservationen und Kompromissen. . . . Im Jahre 1680 begannen die Reunionskammern ihre Arbeiten, die im Elsaß alles Frankreich unterwarfen. Dagegen erließ der Reichstag ein „ungemein gründliches und wohlgefaßtes Schreiben an den König Ludwig XIV". Die Antwort leugnete einfach, „daß er sich im Elsaß irgend ein mehreres appropriiret habe, als was ihn nach den Friedensschlüssen (von Münster und Nymwegen) zustehe." Es wurden allerdings 1681 Verhandlungen in Frankfurt eröffnet; „inzwischen aber war Straß-

burg mitten im Frieden überrumpelt." In Frankfurt zunächst „monatelanger Zank über Formalien". Dann machte Frankreich, zur Sache, die „Proposition: der König von Frankreich wolle sich mit Straßburg und dem, was er in Besitz habe, begnügen". Nun „brach Gezänke aus, in welcher Sprache die Unterhandlung geführt werden sollte: französisch oder lateinisch?" Das dauerte bis September 1682. Da erklärte Frankreich: „an seine Offerte nur bis Ende November gebunden sein zu wollen." Zu Anfang Dezembers reiste die französische Gesandtschaft wirklich ab. Alsdann „monatelanger Zank der drei Reichskollegien in Regensburg: wie jetzt die Sache weiter fortzuführen sei?" . . . Bald darauf standen die Türken vor Wien (1683). Der kaiserliche Con-Commissarius stellte, angesichts dieser Gefahr, in Regensburg den Antrag: „Frankreich möge das deutsche Reich jetzt in Ruhe lassen." . . . „Im Tone des höchsten Uebermuthes wurde dem deutschen Reiche ein 30jähriger Waffenstillstand angeboten, während dessen alles im Elsaß in statu quo bleiben sollte;" . . . der Reichstag solle sich hierüber „binnen vier Wochen erklären, bei Vermeidung schlimmerer Maßregeln". Kaiser und Reich unterwarfen sich; es wurde wirklich 1684 auf dieser Grundlage ein Waffenstillstand, für 20 Jahre, abgeschlossen. „Hierdurch kam Frankreich in den legalen Besitz der Landeshoheit, aus dem es nie wieder entsetzt wurde oder der ihm abgesprochen ist. . . . Die Reichsstände im Elsaß konnten sich nur in die Zeit schicken und submittiren." . . . .

Im Jahre 1688 „brach Frankreich wieder los"; es wollte jedoch „Ruhe halten, wenn der Waffenstillstand in einen ewigen Frieden verwandelt werde". Der Krieg wütete von 1688—1697. „Dann bestätigte der Frieden von Ryswyk am Schlusse Alles." Frankreich schloß damals rasch und gewandt einen Separatfrieden mit England und Holland, wodurch das Reich isolirt wurde.

„Die Reichs-Deputirte, welche man 32 Mann hoch zum Friedens-Congreß abgesandt hatte . . . waren theilweise noch nicht alle in Ryswyk beisammen, theils amüsirten sie sich hauptsächlich mit Zänkereien unter sich, theils endlich wurden sie bei den Friedensunterhandlungen nicht gehörig admittirt und gehört, auch nicht einmal von dem, was vorging, benachrichtigt." . . . .

Im Jahre 1709, im spanischen Erbfolgekriege, bot Ludwig XIV, als seine Sache schlecht stand, „Marlborough und Eugen die Herausgabe von Straßburg und Landau, und daß er sich ferner nach dem Westfälischen Frieden kehren wolle, an"; man forderte jedoch das ganze Elsaß und die Sache zerschlug sich. Später kam Karl VI (1711—1740) in seiner Wahlkapitulation darauf zurück, „allein die Schäferstunde war verschwunden." Bei der Wahlkapitulation Kaiser Karls VII (1742) wurde der Passus wegen des Elsasses gestrichen, ‚wegen veränderter Umstände', womit denn auch die letzten Spuren aller weiteren Ansprüche des Reichs auf den Elsaß vertilgt worden sind.

So schließt das Gutachten. —

Es mögen nun, aus den Reichstagsakten und gleichzeitigen Reichstagskalendern, einige Proben von den Gegenständen folgen, die am Reichstage verhandelt und von der Art, wie sie behandelt wurden.

Sitzung vom 15 Mai 1793. „Der Kur-Braunschweigische Gesandte rief, Namens Sr. Majestät des Königs von Großbritannien, die alte Schuld dem Reiche ins Gedächtniß, welche dieser Hof noch von dem Spanischen Successionskriege her (1701—1714) für geleisteten Beystand vom Reiche zu fordern habe. Die Summe beträgt 1,934,990 Fl. 40 Kr.; sie war schon 1733 liquidirt und 1734 durch ein kaiserliches Kommissionsdekret dem Reiche zur Berathung empfohlen;" sie stand also seit sechzig Jahren auf der Tagesordnung.

„Die Frau Aebtissin von Essen zeigt an: Ihr Reichsstift habe, vom Dezember 1792 bis März 1793, von französischen Völkern einen Schaden erlitten, der über 18,000 Fl. Clevisch betrage. Das Stift habe 3000 Seelen, müsse bereits vierfache Steuer tragen. Es sei schon in der älteren Kreismatrikel, mit 9 Mann zu Fuß, zu hoch angesetzt; jetzt sei es zu 10 Mann Infanterie und 9 Mann Kavallerie, ohne die Brüche [1/2, 1/4 Mann] veranschlagt. Sie beantrage Nachlaß an den [ursprünglichen] 9 Mann." Hieran schlossen sich Jammerrufe der kleinen und kleinsten Reichsstände am Rhein über französische Vergewaltigung.

Am kläglichsten unter allen klingt der Vortrag des Fürsten von Nassau-Saarbrücken. Er „zeigt hülfesuchend an: Zwei Drittheile der Unterthanen Seiner in Lothringen gelegenen Reichsgrafschaft Saar-

werden wurden 1792 zum Abfalle von ihrem rechtmäßigen Regenten bewogen und ihm dadurch eine jährliche Rente von 80—100,000 Fl. entzogen. Man zog alle Domanialgüter ein und verdarb die herrschaftlichen Waldungen auf ein ganzes Jahrhundert."

„Alle Vorstellungen blieben vergeblich. Es wurde geantwortet: ‚daß die Unterthanen die Vereinigung mit Frankreich selbst gesucht hätten'. Ihm selbst wurde wiederholt versichert: ‚Er hätte wegen seines fortwährenden rühmlichen Betragens gegen Frankreich keine Kränkung zu befürchten'. Der Fürst blieb bei seinen Unterthanen; er beschloß, am 15 Mai 1793 in ein auswärtiges Bad zu reisen, erhielt vom kommandirenden General der französischen Moselarmee die dazu erforderlichen Pässe. Durch einen Zufall reiste er zwei Tage früher ab; wenige Stunden darauf wurde sein Schloß Neuenkirchen von französischer Cavallerie besetzt um den Fürsten und den Erbprinzen aufzuheben. Letzterer rettete sich durch einen glücklichen Sprung von einer hohen Mauer und entging der Gefangenschaft. Das Schloß wurde rein ausgeplündert, ebenso bald darauf alles andere fürstliche Eigenthum. Man arretirte die Frau Erbprinzessin nebst vierzig Hof- und Regierungsbedienten und führte sie nach Metz, allwo sie sich noch jetzt befinden. Das Residenzschloß und verschiedene Lustschlösser wurden ausgebrannt, die Unterthanen gebrandschatzt, ihre Kirchen ausgeraubt. Endlich brachte man die Guillotine in's Land und richtete treue Beamte hin. Das Land ist auf ein ganzes Jahrhundert verdorben. In dieser kummervollen Lage fleht der Fürst um reichsgesetzmäßige Hülfe." —

Diese Hülfe sollte Deutschlands Waffenmacht leisten. Jammervoll spinnen sich die endlosen Verhandlungen wegen Mobilisirung der Reichsarmee aus; die Hauptleistung war: Ernennung von allerlei vornehmen Herren zu Generalen und Feldmarschällen. Die Stellen des Reichsgeneralitäts-Etats waren in katholische und protestantische geteilt; das im Jahre 1793 unter dem Prinzen Josias von Coburg als Reichsgenerale angesetzte „Dutzend vornehmer Herren" — berichtet Dietrich Ompteda — „sind alle unfähig, theils sehr alt, theils als Soldaten von Natur untauglich." Auch seien sie etwas zahlreich, da „eine wirkliche Reichsarmee noch gar nicht vorhanden ist".

Am Reichstag begann nun wieder das alte Schwanken. Er erklärte: „daß Frankreichs Verfahren den Kriegszustand herbeigeführt habe." Darauf aber langwieriger Streit darüber: „ob diese Anerkennung der Thatsache rein akademisch sei oder eine Kriegserklärung!" Die österreichische Partei drängte zur „Kriegsbeschließung". Hannover wehrte sich, da es kein Kontingent stellen sondern seine Truppen als englische Hülfsarmee in die Niederlande schicken wollte, wo keine Reichs-Generale und Reichs-Kontingente zu fürchten waren. Uebrigens wurden jetzt die kleinen Kontingente durch die Kurhäuser, gegen Geld, gestellt; so für die Wetterauischen Grafen von Sachsen und Brandenburg; von Braunschweig für die Reichsstädte Mühlhausen und Nordhausen.

Nach dem Reichsschlusse von 1681 belief sich die Aufstellung der Reichsarmee in simplo auf 40,000 Mann. Dazu betrug, beispielsweise, das Kontingent

von Kurbraunschweig	351	Mann	Kavallerie,	798 1/3	Mann	Infanterie
dazu für Osnabrück	26	=	=	79	=	=
= = Mühlhausen	—	=	=	33 1/3	=	=
= = Nordhausen	—	=	=	10	=	=

Wie aber verlief die Reichsrüstung in den süddeutschen Kreisen? Der schwäbische sollte 3 Simplen: 12,000 Mann stellen. Es fehlten 4000 Mann; der Bestand war von 4 geistlichen 14 weltlichen Fürsten, 14 Prälaten, 4 Aebtissinnen, 30 Grafen und 30 Reichsstädten tropfenweise zusammengeholt. Sold Bekleidung Fourage, alles buntscheckig. Bei Roßbach gingen von 100 Flinten kaum 20 los. Bei einer Kompagnie des schwäbischen Armeekorps stellte Gmund den Hauptmann, Rottweil den ersten, die Aebtissin von Rotenmünster den zweiten Lieutenant, der Abt von Gengenbach den Fähndrich.

Im Jahre 1796 schlugen sich der Erzherzog Karl und Jourdan zwischen Main und Donau. Den „fürtrefflichen Komitialgesandten" wurde es ängstlich um ihre persönliche Sicherheit. Man schickte daher ohne weiteres einen jungen Legationssekretär ab, „zur Erforschung der Gesinnungen des französischen Generals." Ihm folgten zwei Tage später zwei Gesandte: „um in der Nähe zu sein, wenn er unterhandeln wolle."

Nachträglich hatte Erzherzog Karl von diesen entgegenkommenden

Schritten Meldung erhalten. Der Reichstagskalender von 1797 bringt dessen für die erlauchte Nationalversammlung sehr wenig schmeichelhaftes „Antwortschreiben an den kaiserlichen Concommissarius", welches die Maßregeln, so der Reichstag zu seiner Sicherheit genommen, auf folgende starke Weise misbilligte: „Jedermann muß es fühlen, und es bedarf wohl keines Beweises, wie unzeitig und nachtheilig es von der Reichsversammlung gewesen, schon im gegenwärtigen Augenblicke an den kommandirenden feindlichen General eine Deputation abzuschicken. Ich hätte mehr Contenance, Standhaftigkeit und Entschlossenheit von der erlauchten Reichsversammlung erwartet, und zum wenigsten glauben sollen, daß man fordersamst meine Antwort und meine Gesinnungen hiebei abgewartet hätte, da es offen am Tage liegt, daß bei einem solchen Schritte die beiden Armeen wesentlich interessirt sind." — — „Das Betragen des kaiserlichen Reichs-Kammergerichtes sey hierin ganz verschieden gewesen, da es zuerst communicative mit dem kaiserlichen Reichs-General-Commando zu Werke gegangen, ehe es einen Schritt mit dem Feinde gemacht habe. — In Beziehung auf die Sicherheit von Personen und Eigenthum sei es gewiß entschieden zu voreilig, dem Feinde deshalb eine Deputation soweit entgegenzuschicken." — —

Wohl zu einiger Rechtfertigung der hochansehnlichen friedlichen Reichsversammlung läßt bald darauf der Reichstags-Kalender einen schwungvollen Leitartikel folgen über die „Standhaftigkeit der kriegführenden Mitglieder".

„— — Fürchterlich drängten sich nun auf beiden Seiten die feindlichen Schreckensarmeen immer näher; wie ein Koloß, der alles mit sich umwälzet, wohin er sein Gleichgewicht verliert, war Alles in banger Erwartung, wohin der Sturm sich wenden würde. In Schwaben drangen sie (die Franzosen) gegen Donauwörth zu, in Franken glaubte man, es gelte bald Sachsen, bald Böhmen; so kamen sie bis nach Nürnberg. Separatfrieden über Separatfrieden mußte von allen Seiten geschlossen werden, da die Hauptarmee (die österreichische) zurückgedrängt war und man befürchten mußte, daß, da die Gefahr nun den kaiserlichen Erblanden näher kommen würde, die tapferen Oesterreicher sich ganz zur Beschützung ihres Eigenthums zurückziehen würden.

Die fränkische Kreisversammlung hatte schon Neutralitätsverhandlungen gepflogen, welche von glücklichem Erfolge waren. Kursachsen hatte seine Völker zusammengezogen, um sich selbst und andere Stände des Obersächsischen Kreises, mit denen es darüber einverstanden war, gegen alle fremde Gewalt zu decken, und der Herr Herzog zu Sachsen-Coburg-Meynungen, dessen Lande zunächst gelegen waren, hatte mit dem französischen General Jourdan eine schriftliche Sauvegarde für sie negociirt," — was er dem Reichstage pflichtschuldigst anzeigte.

Die „Standhaftigkeits"-Probe erreichte zum Glück dadurch bald ihr Ende, daß der Erzherzog dem General Jourdan bei Würzburg, am 3 September 1796, eine entscheidende Niederlage beibrachte, wodurch auch Moreau gezwungen wurde sich aus Schwaben über den Rhein zurückzuziehen.

Aus diesen unruhevollen Tagen findet sich ein merkwürdiges, umständlich ausgearbeitetes, anonymes Projekt bei den Akten, das beweist, wie schon damals die Umgestaltung Deutschlands in den Köpfen, wenn auch sehr ungar und phantastisch, spukte. Es ist anscheinend von einem Franzosen verfaßt und läuft hinaus auf einen Rheinbund. „Plan einer neuen Organisation des deutschen Reiches": Außer den großen Mächten giebt es als Regenten nur Großherzoge. Alle anderen Reichsstände werden „erste Bürger":

1. Großherzogthum Lippe — Erzbischof von Köln;
2. „ Leine — Herzog von Braunschweig;
3. „ Saale — Kurfürst von Sachsen;
4. „ Lahn — Landgraf von Hessen;
5. „ Main — Prinz von Oranien;
6. „ Neckar — Herzog von Würtemberg;
7. „ Donau — Pfalzgraf.

Sie bilden zusammen den Deutschen Bund, unter dem Schutze der französischen Armeen. Was die übrigen Fürsten „an Eitelkeit verlieren, gewinnen sie an Glück". Der Zweck ist: Deutschland ein Vaterland wieder zu geben. —

Auf dem Rastatter Kongreß wurde der Reichstag durch eine Reichs-Friedens-Deputation thätig, deren Haupt der kaiserliche Plenipotentiar Graf Metternich (Vater) war. Er repräsentirte den kaiser-

lichen Principal-Commissar in Regensburg. Ihm zur Seite stand der kurmainzische Direktorialgesandte Baron Albini. Nebenher saß Graf Lehrbach für den Kaiser als Erzherzog von Oesterreich in der Deputation. Abseits von dieser Dreihäuptigkeit vertrat Graf Cobenzl den Kaiser als Großmacht, wegen Ausführung der geheimen Artikel des Friedens von Campo Formio über die Abtretung des linken Rheinufers; diese waren dem Reiche verborgen gehalten worden, während gleichzeitig der österreichische Konferenzminister Thugut mit sittlicher und reichstreuer Entrüstung gegen Preußens Abfall durch den Frieden zu Basel, 1795, eiferte.

Am 25 November 1797 traf der erste und einzige französische Bevollmächtigte, General Bonaparte, aus Italien in Rastatt ein. Er wollte dort den Personen und Zuständen das Maß nehmen. Sein Ton war merklich frischer als die hergebrachte Ausdrucksweise der formellen juristischen Reichsdiplomaten. Ohne Umstände fragte er Albini: „wo der Kurfürst von Mainz, wenn er seine Hauptstadt verliere, seine Residenz würde aufschlagen können?"

Der Freiherr von Stadion, der im Würzburger Domherrenmantel gekommen war, mußte Anzüglichkeiten über die Stellung der Geistlichkeit hören. „Die deutschen Bischöfe sind geistliche Regenten und Kriegsleute. Wie stimmen diese Titel mit einander? Wie sind sie im Evangelium begründet? Die Kurfürsten von Trier, Köln und Mainz reden immer vom Himmelreiche; aber ihre Schlösser und Reichtümer sind für sie ein Hindernis, hinein zu gelangen. Wissen Sie nicht, was das Evangelium sagt? ... Die Reichsverfassung ist ein metaphysischer Körper ohne Zusammenhang. Der eine Stand führt Krieg, der andere erklärt sich neutral, der dritte schließt Frieden. Das muß ein Ende haben." Dem Professor Martens aus Göttingen, Mitglied der Hannoverschen Gesandtschaft, stellte er eine neue staatsrechtliche Aufgabe: „Wie verträgt sich denn die norddeutsche Demarkationslinie mit den Vorschriften der Reichsverfassung? Ich glaube, die Gelehrten werden diesen ‚Code' wohl noch verändern müssen. Die kleinen Souveräne, die bald dem Kaiser bald Preußen anhangen, sollten fühlen daß Frankreich ihr natürlicher Beschützer ist und, wie Baden und Würtemberg, Frieden schließen."

Am 1 Dezember wurde die Konvention wegen der Uebergabe von Mainz an Frankreich vollzogen, am 2 Dezember reiste der General nach Paris ab. Der Emporkömmling hatte dem deutschen Reiche das Maß genommen und die demütige Kriecherei des deutschen Fürstenstandes kennen gelernt.

Am 30 Dezember 1797 ward Mainz übergeben. Joseph Görres, damals der Hauptführer des patriotischen Klubs in Koblenz, sah damit die Auflösung des heiligen Römischen Reiches vollendet und hielt ihm folgende Leichenrede:

„. . . . Am 30 Dezember 1797, am Tage des Ueberganges von Mainz, Nachmittags um 3 Uhr, starb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 28 Tagen sanft und selig an einer gänzlichen Entkräftung und hinzugekommenem Schlagflusse, bei völligem Bewußtsein und mit allen heiligen Sakramenten versehen, das heilige Römische Reich. Ach Gott! warum mußtest Du denn zuerst Deinen Zorn über dieses gutmüthige Geschöpf ausgießen; es graste ja so harmlos und so genügsam auf den Weiden seiner Väter, ließ sich zehnmal die Wolle abscheeren, war immer so sanft, so geduldig, wie jenes verachtete, langöhrige Lastthier, das nur dann sich bäumt und ausschlägt, wenn muthwillige Buben ihm mit glühendem Zunder die Ohren versengen. Der Verblichene ward geboren zu Verdün im Juni des Jahres 842; als er das Licht der Welt erblickte, flammte im Zenith ein unglückschwangerer Perrückenkomet . . . Der Junge war übrigens bei seiner Geburt so wohl bei Leibe, daß alle Umstehenden ihre Freude daran hatten. Er wurde nun am Hofe Karls des Einfältigen, Ludwigs des Kindes und ihrer Nachfolger erzogen; sobald der junge Prinz die Kinderschuhe abgelegt hatte, wurden ihm die Päpste zu Hofmeistern gesetzt und diese bemühten sich, ihn in der gehörigen Gottesfurcht und allen, seinem Stande erlaubten Kenntnissen zu üben. Stolz sahen die Pädagogen zu Rom auf ihren hoffnungsvollen Zögling, stolz sprachen sie: das ist unser Werk, laßt uns dasselbe vollenden und unsern Geist ihm einhauchen. Sie sprachen es und kanonisirten ihn lebendigen Leibes und er hieß nun: das heilige Römische Reich. Aber sein Hang zum sitzenden Leben, verbunden mit seinem leidenschaftlichen Eifer für Religion, schwächte

immer mehr seine ohnehin wankende Gesundheit; sein Kopf ward zusehends schwächer . . . bis er endlich in einem Alter von etwa drittehalbhundert Jahren, zur Zeit der Kreuzzüge, wahnsinnig wurde. Starke Aderlässe und strenge Diät bewirkten seine Herstellung, ... bis er zur Zeit des dreißigjährigen Krieges heftige Blutstürze bekam; als er sich kaum von denselben erholt hatte, kamen die leidigen Franzosen und ein Schlagfluß machte seinem Leiden ein schnelles Ende. . . . . Ach, er ertrug mit einer so echt christlichen Demuth alle Verfolgungen . ., weil seine Kränklichkeit ihn etwas unbehülflich machte. Er verzieh mit so rührender Langmuth allen Denen, die ihn neckten und reizten, die seinen Tod wollten, um sich in seine Erbschaft zu theilen. . . . . Der Verstorbene setzt die fränkische Republik als einzige rechtmäßige Erbin des linken Rheinufers ein . . . . Seine päpstliche Heiligkeit soll nicht nur, zur Wiederherstellung seiner zertrümmerten Finanzen, die Reichsoperationskasse, sondern auch, um seine eigenen Bullen vergolden und denselben, durch solchen äußeren Schimmer, den in unserer verdorbenen Zeit verlorenen Kredit wieder verschaffen zu können, die goldene Bulle erhalten." . . . Die Reichsarmee wird dem Landgrafen von Hessen-Cassel vermacht, „um dieselbe nach England, Amerika oder Ostindien zu verhandeln." . . . . „Zum Testamentsexekutor wird der Herr General Bonaparte ernannt."

Aber nicht nur der ingrimmige Demagoge urteilte so; das Gefühl: das Deutsche Reich gehe unter, war im Grunde allgemein. Graf Görtz, preußischer und auch badischer Gesandter in Regensburg, schrieb um dieselbe Zeit an den Markgrafen Karl Friedrich, zu den Protokollen des Kurfürsten- und Fürstenrates die er einsendet:

„Fast alle bis jetzt darinnen abgelegte kur- und fürstliche Abstimmungen, da sie in dem kritischsten und verworrensten Zeitpunkte nur leere Worte und nichts Wesentliches enthalten, geben den redendsten, aber niederschlagendsten Beweis von dem gesunkenen Gemeingeist des sich am Rande des Umsturzes ganz verlassenden deutschen Reiches, und lässet für dasselbe bei allen übrigen Aussichten nichts als ein trauriges Schicksal erwarten."

Eingehender und schärfer noch schreibt der kaiserliche Konferenzminister Thugut in Wien über die letzte Todeszuckung des Reiches:

„Der Kongreß zu Rastatt gleicht einem großen Jahrmarkt, wo mit reichsständischem Besitze Tauschhandel getrieben wird. Die Deputirten, deren Höfe Lust haben Acquisitionen zu machen, sind in der größten Bewegung; es wird discutirt und gestritten: was dies und jenes trägt? was zur Arrondirung bequem gelegen? was es nicht ist? Jeder bringt den Franzosen Ausarbeitungen, Anschläge, Evaluationen, Uebersichten von Berichtigungstabellen. Dies Benehmen ist nicht nur auffallend, sondern es entsteht dadurch Animosität und Verwirrung, und es ist schmerzlich für die wenigen Gutgesinnten anzusehen: wie die deutschen Reichsstände am Untergange ihres Vaterlandes arbeiten."

Von wem aber war der „Jahrmarkt" in's Dasein gerufen? Der öffentliche Wortlaut des Friedens von Campo Formio (17 Oktober 1797) sprach von der „unangetasteten Integrität" des Reiches; in den geheimen Artikeln jedoch war zugestanden: daß demnächst das linke Rheinufer von Basel bis Andernach an Frankreich fallen solle. Dann berief ein kaiserlicher Erlaß alle Reichsstände nach Rastatt, „damit dort, auf der Basis der Integrität des Reiches, Deutschlands Wohlfahrt und Verfassung zur bleibenden Wonne der friedliebenden Menschheit auf Jahrhunderte befestigt werde." Alles freche Heuchelei.

Die „Reichs-Friedens-Deputation" spielte im Grunde eine sehr untergeordnete Rolle gegenüber den Gesandten von Frankreich, Oesterreich und Preußen, etwa „wie die figurirenden Schöffen bei einem hochpeinlichen Halsgerichte". Als das linke Rheinufer verloren und der Grundsatz der Entschädigung durch geistliches Gut ausgesprochen war, begann die von Thugut geschilderte Plünderung. Es regnete Liquidationen der Verluste die sehr hoch, nebst Bezeichnung der gewünschten Entschädigungsobjekte die sehr niedrig geschätzt wurden. Die arme Geistlichkeit drehte selbstverständlich diese Berechnungen um. Als das nicht verfing wollten die Bischöfe die Klöster preisgeben, die Erzbischöfe die Bistümer. Mainz wollte endlich sich in alles fügen, wenn nur dem deutschen Reiche der „Erzkanzler durch Germanien" erhalten und ihm das Primat von Salzburg hinzugefügt würde. So schleppte der „Jahrmarkt" seine Geschäfte weiter, bis durch den neuen Krieg von 1799 die Händler ausgetrieben wurden.

Kehren wir noch einmal zum Geschäftsbetriebe des Reichstages zurück.

In eiligen Sachen verlief er folgendermaßen:

Unterm 4/8 Januar 1799 berichtet die Reichs-Friedens-Deputation auf dem Kongresse zu Rastatt wegen des unerwartet und unmittelbar bevorstehenden Marsches einer russischen Armee durch das deutsche Reichsgebiet. Darüber wurde am 10 „Verlaß genommen", daß heißt: eine mehrwöchige Frist zur Einholung von Instruktionen festgesetzt. Dann wurden Sitzungen gehalten: im kurfürstlichen Kollegium 5, vom 18 Februar bis 4 April; im Fürstenrathe 8, vom 1 März bis 12 April; im Städterathe 4, vom 1 März bis 4 April. Der Gesammtbeschluß erfolgte am 12 April. Ein „Reichsgutachten" jedoch kam nicht zu Stande, da die drei Kollegien jedes einen anderen Beschluß faßten; sie gaben daher „Separatvota" ab.

Es handelte sich hierbei um die zweite Koalition Oesterreichs Rußlands und Englands, letzteres vornehmlich als Subsidien zahlende Macht, gegen Frankreich. Der Kaiser Paul hatte, 1798, eine Armee von 45,000 Mann gegen die deutsche Grenze vorgeschoben. Am 2 Januar 1799 erklärten die Franzosen: wenn die Reichsversammlung den Einmarsch russischer Truppen in das Reichsgebiet gestatte oder nicht wirksam verhindere, so würden die Verhandlungen in Rastatt abgebrochen werden, da ein solches Verhalten als Verletzung der Neutralität betrachtet werden würde. In Regensburg standen sich zwei Parteien gegenüber: der Kaiser verlangte Abweisung der Franzosen und thätigen Beistand des Reiches; Preußen und Norddeutschland hinter der Demarkationslinie forderten volle Neutralität; sie wünschten die Franzosen auf dem rechten Rheinufer los zu sein, aber auch die Russen jenseit der deutschen Grenze zu halten. Kurmainz Baiern Württemberg und Baden wollten den Franzosen zu Willen sein. Den rechtsrheinischen geistlichen Ständen war der Krieg mit Frankreich willkommen, da sie in der Sprengung des Rastatter Kongresses das letzte Mittel gegen ihre eigene Säkularisation sahen. Es folgte nun das übliche verzögernde Spiel der kaiserlich-katholischen und der preußisch-evangelischen Partei, durch alle Irrgänge des Reichstags-Formalismus hindurch.

Wir sind darüber genauer durch die vertrauliche Korrespondenz der beiden kaiserlichen Minister Thugut und Cobenzl unterrichtet. Thugut war besonders entrüstet über die hannoversche Politik und ihren Vertreter in Regensburg, den er schon länger als einen geschworenen Feind Oesterreichs betrachtete. Zu Anfang der Verhandlungen hatte Preußen sofort abgestimmt; Kurböhmen hatte gegen eine solche Uebereilung protestirt, „welcher Protestation," schreibt Thugut, „außer Kurbraunschweig Niemand beigetreten ist; und müssen wir in diesem Falle dem, sonst ganz widrig und nicht in dem Sinne des englischen Cabinets sondern nach preußischen Grundsätzen handelnden kurhannoverschen Gesandten, Freiherrn von Ompteda, die Gerechtigkeit leisten, daß er seinen diesfälligen Weisungen sich ganz angemessen benahm."

Letzteres war allerdings grade in dieser Frage nicht der Fall gewesen; denn etwas später schreibt Thugut: „Der kurhannoversche Gesandte in Regensburg hat ein neues Reskript von seinem Ministerium folgenden Inhalts vorgezeigt: ‚Die französische Regierung sehe wohl ein, daß das deutsche Reich weder den Einmarsch der russischen Truppen verlangt habe, noch solchen hindern könne; die französischen Truppen ständen selbst auf deutschem Gebiete; wie könne man es daher kaiserlichen Auxiliartruppen verbieten?... Die Verantwortung für diese peinliche Sachlage — so wird weiter deduzirt — trage der Kaiser. Es sei daher das Beste, abzuwarten bis Oesterreich und Frankreich den Gegenstand in's Reine gebracht haben würden.' . . . Der Gesandte solle daher beantragen: daß man mit den Reichstags-Verhandlungen an sich halte."

Hierüber ergießt Thugut die volle, inhaltreiche Schale seines Zornes: „Das hannöversche Reskript liefere einen neuen Beweis, daß das hannöversche Ministerium sich stets zuerst den Anschein giebt, der Leitung der höheren englischen Politik zu folgen; daß es dann aber ränkevolle Wendungen, in eitle Formalitäten eingehüllt, zu nehmen pflegt, . . . welches dann die, oft von uns gemachte Bemerkung bekräftigt, daß Alles, was der König von England zum gemeinsamen Besten mit Nachdruck zu bewirken die Entschließung fasset oder thun zu wollen zusichert, durch das entgegengesetzte Benehmen des

Kurfürsten von Hannover im Reiche wieder vereitelt wird.“... Das Benehmen der Regierung in Hannover sei ‚phantastisch‘, und das persönliche Uebelwollen des Gesandten Ompteda in Regensburg sei ‚notorisch‘....

Diese schwere Ungnade Thuguts stammte aus den Jahren, wo die österreichische Politik den Plan verfolgt hatte, das Aussterben der wittelsbachschen Linie in München zur Erwerbung Baierns zu benutzen. Der letzte Kurfürst von Baiern war 1777 gestorben. Sein Nachfolger Karl Theodor aus der Linie Pfalz-Sulzbach, bis dahin Kurfürst von der Pfalz, war gewissenlos und schwach genug, Baiern an Oesterreich verkaufen zu wollen. Friedrich der Große hintertrieb das; es kam zu dem unblutigen bairischen Erbfolgekrieg, den der Friede von Teschen 1779 schloß. Damit aber war der Plan in Wien keineswegs aufgegeben; ebensowenig in Berlin das Mistrauen gegen Kaiser Josephs II unruhige und übergreifende Politik. Diese suchte nun ihren Plan auf dem Wege des Eintausches Baierns gegen die österreichischen Niederlande zu verwirklichen. Karl Theodor, ohne Interesse für seine Dynastie und seine Agnaten, war dazu geneigt um dadurch reiche Versorgungen für seine Bastarde zu erlangen. In Zweibrücken, wo des Kurfürsten Nachfolger der „schlimme“ Herzog Karl auf sein Absterben wartete, drückte finanzielle Not und unsinnige Verschwendung den Landesherrn und seinen Hof. Man bot dem Herzoge eine Million Gulden, seinem Bruder Max von Birkenfeld eine halbe für den Verzicht auf Baiern. Jedoch sie blieben fest und teilten den unsauberen Handel Friedrich dem Großen mit.

Hiegegen, wie gegen sonstige vielfache Uebergriffe Josephs II wurde 1785 von Preußen Hannover und Sachsen der Fürstenbund abgeschlossen, zur Wahrung der landesherrlichen, durch den westfälischen Frieden erworbenen Rechte. Kurmainz und eine Reihe anderer Fürsten traten zu. Alsbald wurde der Tauschplan in Wien und München plump abgeleugnet. Selbstverständlich waren damit die Verbündeten nicht völlig beruhigt; sie hielten die Augen offen. So auch der hannoversche Gesandte in München, Dietrich Ompteda. Er hatte sogar das gute Glück, seinem Hofe die Abschrift einer Instruktion an den österreichischen Gesandten in München, Grafen

Lehrbach, vom 23 November 1784, also kurz vor der Reife des bairischen Tauschprojektes, vorlegen zu können, folgenden Wortlauts: „2°. Der Kurfürst muß immer in Furcht erhalten werden, daß er nach seinem Tode seine Staaten und Unterthanen in einen verheerenden Krieg verwickelt, wenn er nicht noch bei Lebzeiten alles anwendet, sich mit dem kaiserlichen Hofe in Betreff eines Austausches gütlich zu verstehen; auch muß ihm im Vorbeygehen angezeigt werden, daß der Tod des Königs in Preußen nicht mehr weit entfernt sey, daß Rußland bereits einverstanden und der preußische zukünftige Regent ganz entgegengesetzte Gesinnungen in Betreff der bairischen Angelegenheiten hätte; auch hätte der Kronprinz, durch seine Prädilektion für die Sachsen, in diesem Lande Werkzeuge genug, die alle seine Pläne unterstützten und sich ihm gefällig zu machen suchten (d. h. Sachsen zu Gunsten des Projektes umzustimmen). 3io. müssen alle Subjekte, die vorzügliche Talente haben und dabei patriotisch (d. h. gegen das Projekt) gesinnt sind, in Inaktivität erhalten werden. Dadurch wird eigentlich das Land innerlich geschwächt. Sowie sie mißvergnügt werden und über Unterdrückung klagen, sollen sie unter der Hand sondirt und ihnen Aussichten eröffnet werden, wenn das Land unter das Haus Oesterreich käme. Da der Churfürst, wenn er mal gegen wen eingenommen ist, nicht leicht mehr seine Abneigung verliehrt, so darff er durch die nemlichen Leute, die man bisher gebraucht, nur von Zeit zu Zeit in dieser Stimmung erhalten werden."... Die anscheinende Ruhe dauerte bis gegen den Herbst 1788. Da plötzlich verlegte der Kurfürst Karl Theodor sein Hoflager dauernd aus dem ihm stets widerwärtigen München nach seinem geliebten Mannheim. Schrecken durchfuhr das Baierland. Man hielt den Austausch und den Einmarsch der Oesterreicher für bevorstehend. Schon 1777 hatten die kaiserlichen Truppen die Grenze überschritten gehabt. Der hannoversche Gesandte sah sich rasch in München um, folgte alsdann dem Hofe nach Mannheim. Im Januar 1789 erstattete er, von Regensburg aus, einen umfänglichen Reisebericht:

„Karl Theodor, obwohl erst 64 Jahre alt, ist als zu starker Esser und Trinker, der sich keinerlei körperliche Bewegung macht, vom Schlagfluß bedroht." (Er lebte indessen noch zehn Jahre weiter.)

„Daß der Kurfürst München verlassen, beruhet nicht sowohl auf dem heftigen Auftritte zwischen ihm und dem Bürgermeister Reinel; man meint sogar: jener sei bestellt gewesen, um als Vorwand zu dienen ... Die wahren Ursachen sind: 1. Abneigung gegen die bairische ‚Nation‘; 2. überaus große Liebe zu seinen natürlichen Kindern ... Die genaue Zahl der letzteren ist unbekannt ... In die Oeffentlichkeit sind, als anerkannt, getreten: die Grafen Parkstein, deren Mutter eine Sängerin (eine Bäckerstochter Huber aus Mannheim), und vor allem der Graf von Bretzenheim mit drei Schwestern, deren Mutter eine Tänzerin war (Josepha Seyffert, Gräfin Heydeck). ... Der vornehme altbairische Adel achtet letztere wenig, während sie in Mannheim große Figur machen ... Hierin liegen die Gründe des geheimen Tauschprojektes ... Da der kaiserliche Hof sich auch vor einem inneren deutschen Kriege um Baiern nicht fürchtet, so soll ihm durch die Abwesenheit des Kurfürsten die Okkupation von München erleichtert werden ... Die bairischen Landstände wollen nun den Landesherrn dadurch zur Rückkehr bewegen, daß sie das jährliche Postulat (Civilliste) von 960,000 Gulden auf 750,000 Gulden herabgesetzt haben.“ ...

„Die Frau Churfürstin (Maria Elisabeth von Sulzbach, Karl Theodors Cousine und vier Jahre älter als er) ist eine kluge, wohldenkende Prinzessin, dem Zweibrücker Hause aufs engste verbunden. Sie ist 68 Jahre alt ... man hofft, sie werde noch eine Reihe von Jahren leben, da der Churfürst sich schon fest engagirt hat, sich sofort nach ihrem Hinscheiden mit der Prinzessin von Toskana zu vermählen, worüber die pacta dotalia so gut wie in Ordnung gebracht sind, welcher Fall bedenkliche Folgen für das zweybrückische Haus nach sich ziehen dürfte.“ (Die Kurfürstin starb 1794. Der Wittwer, 70 Jahre alt, vermählte sich, 1795, wieder mit der Erzherzogin Maria Leopoldine von Oesterreich, einer Enkelin Maria Theresias. Die Ehe blieb kinderlos, so daß Zweibrücken sukzedirte. Die Kurfürstin-Wittwe heiratete 1804 ihren Oberhofmeister, den Grafen Ludwig von Arco-Zinneberg. Max Joseph hielt, als erster König von Baiern, die verwittwete Kurfürstin in hohen Ehren, da sie ehrlich genug gewesen war, einen posthumus nicht von Karl Theodor herzuleiten.)

So ging Karl Theodors heißer Wunsch, das verhaßte Haus Zweibrücken von der Nachfolge auszuschließen, nicht in Erfüllung.

Thugut selbst, sonst ein feiner Kopf, litt an einer verhängnisvollen Monomanie: seine Ansicht über Preußens feindliche Gesinnung und dessen schwarze Pläne gegen Oesterreich war die eines durch Haß und Eifersucht verblendeten Geistes. Schon 1794, während beide Mächte noch gemeinsam fochten, sprach er die Ansicht aus: „es wäre ein Glück, wenn Preußen sich einen feindseligen Schritt erlaubte, durch den man einen Anlaß gewönne, den gefährlichen Staat für immer zu beschränken.“ Er schlug Rußland einen neuen Staat Polen vor, aus dem preußischen Anteil der ersten und zweiten Teilung gebildet; also etwa dasjenige, was 1807 in Tilsit geschah. Dadurch wurde Preußen zum Basler Frieden getrieben. Als diese Frucht ratloser Schwäche bekannt wurde, nannte sie Thugut „ein Meisterstück der Böswilligkeit und Anmaßung ... des kaiserlichen Vasallen, des Kurfürsten von Brandenburg“.

Seine eigene Fürsorge um das Reich war allerdings weit gewissenhafter und thatkräftiger. Damals, 1795, verhandelte er mit England über dessen Garantie für eine große Anleihe. Je nach dessen Zugeständnissen erklärte er: Luxemburg, Mainz und den Rhein halten oder aufgeben zu wollen. Er behandelte das Reich als eine dem Kaiser im Grunde fremde Sache, die man den Alliirten zu Liebe verteidige, wenn sie ausreichend zahlten. Wenn nicht — — nicht.

Dasselbe Wahnbild des schlimmen Preußens führte Thugut zu dem schlimmsten aller Fehler: während des Krieges mit Frankreich in Italien (1796) 60,000 Mann gegen Preußen in Böhmen stehen zu lassen. Daher fochten in Italien nur 32,000 Oesterreicher und 17,000 Sardinier. Und dadurch wurde dem General Bonaparte, mit 50,000 Mann, sein wunderbarer Siegeslauf möglich gemacht.

„Die Zweibrückischen Herrschaften waren mit Karl Theodor seit dem Fürstenbunde überworfen. ... Er suchte jetzt die Aussöhnung wegen seiner natürlichen Kinder“ (dem Grafen Bretzenheim war in Wien die Reichsfürstenwürde versprochen) „und auf Betrieb einer Favoritin, die für ihre eigene Zukunft beim Regierungswechsel fürchtet. ... Der Herzog hat mich versichert, daß er niemals von dem System,

Baiern selbständig zu halten, abweichen und sich stets der Leitung der beiden Beschützer teutscher Freiheit (der Könige von Preußen und England) auf das treueste gänzlich überlassen werde. . . . Der Bruder des Herzogs, Prinz Max in Straßburg, (der spätere König Max I von Baiern) ist ebenso gesinnt." . . .

Nachdem die gut baierisch gesinnte Kurfürstin Maria Elisabeth 1794 gestorben war, hatte Thugut, gleichzeitig mit Karl Theodors eiliger zweiter Vermählung, den alten Austauschplan Baierns gegen Belgien wieder aufgenommen. Er verhandelte darüber mit dem baierischen Gesandten Reichlin. Damals schrieb der Minister Philipp Cobenzl: „Belgien auf dem bisherigen Fuße beibehalten, hieße ein gangränoses unheilbares Glied zu unvermeidlichem Verderben des ganzen Staatskörpers beibehalten." Seltsamer Weise hatte man Robespierre für den Plan gewonnen. Seine Hinrichtung (28 Juli 1794) brachte das Projekt in's Stocken und die patriotische Partei in München, unterstützt von den verbündeten Kurfürsten, behielt nochmals die Oberhand.

Daß ein so indiskreter und zudringlicher Gegner und Spielverderber, wie Dietrich Ompteda, in Wien schlecht angeschrieben sein mußte, hat er selbst wohl nicht besser erwartet.

Als darauf im April 1799 das „Separatvotum", der Verlegenheits-Beschluß, zustande kam, wodurch dem Kaiser freie Hand, er aber zugleich ohne die geringste Unterstützung des Reiches gelassen wurde, schrieb Thugut:

„Diese Verlegenheit und Schüchternheit der Reichsstände würde uns doch nicht schwer geworden sein zu überwinden, wenn nicht Preußen und Hannover, in der engsten Vereinigung mit Kursachsen und Kurpfalz, uns mit offenbarer Zudringlichkeit entgegengearbeitet hätten; auch mußte diese Gegenarbeit damals von so größerer Wirkung sein, als zufällig es sich fügte, daß der erklärteste Widersacher des allerhöchsten Hofes, der hannöversche Gesandte Freiherr von Ompteda beinahe alle protestantischen Vota im Kur- und Fürstenrathe willkürlich leitete, indem er in Abwesenheit des Grafen von Hohenthal die sächsischen Stimmen, und ebenso in Abwesenheit des Grafen von Görz die brandenburgischen Stimmen

vertrat; hiemit freie Hände hatte, mit allem Ungestüm sich uns entgegen zu setzen."

Ob Dietrich Ompteda richtige Politik trieb, indem er sich der Teilnahme Hannovers an einem Kriege für österreichische Hauspolitik widersetzte, hat seines Vaterlandes späteres Schicksal wohl nicht zweifelhaft gelassen.

Inzwischen hatte der neue Koalitionskrieg am 1 März 1799 seinen Anfang genommen, Jourdan war am 25 März bei Stockach gründlich geschlagen und führte am 3 April sein Heer über den Rhein zurück.

Seltsamer Weise tagte der Kongreß zu Rastatt während dieser Zeit weiter. Erst als die Truppen des Erzherzogs Karl vor der Stadt standen, reisten die französischen Gesandten ab, am 28 April.

Vor den Thoren von Rastatt wurden sie von Szekler Husaren überfallen und ermordet. Ein kaiserliches Hofdekret aus Wien über diesen unerhörten Bruch des Völkerrechts, ganz nüchtern rubrizirt: „wegen des mit den zum Reichsfriedens-Kongresse bevollmächtigten französischen Ministern bei ihrer nächtlichen Abreise von Rastatt sich ergebenen leidigen Vorfalls und dessen Untersuchung" wurde dem Reichstage am 11 Juli mitgeteilt. Nach „Verlaßzeit" von vier Wochen dauerten die Beratungen bis zum 9 August. Beschluß: „man wolle das Weitere der Weisheit Kaiserlicher Majestät anheimstellen, da das Reich dabei nicht direkt interessirt sei."

Aus gleichen Erwägungen nahm alsdann das Reich an dem Feldzuge von 1800 keinen ernsthaften Teil. Dafür wurde ihm aber der Frieden von Lüneville über den Kopf weg geschlossen. Von dessen Ausführung durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß, 1803, wird später zu berichten sein. Aus der Zeit unmittelbar nach jenem Frieden liegt eine Broschüre bei den Akten; in dieser heißt es:

„Die deutsche Nation verhielt sich in dem Kriege gegen die französische wie ein Mädchen, das strenge Eltern zur Liebe zwingen. Sie that aus Noth was sie mußte; aber sie that alles unvollkommen, ohne fröhlichen Willen und ohne Herz. Die Ursachen der Niederlagen und Verluste liegen in unserer Verfassung." Daran schließt sich ein Vorschlag zur Verminderung der Stände im deutschen Staatskörper.

Als Reichsfürsten sollen, neben Oesterreich und Preußen, fortbestehen: „Baiern, Meklenburg, Nassau-Oranien, Wirtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Hessen-Kassel, Hannover-Braunschweig, Holstein, Kursachsen und — Anhalt.“ Die kleinen Staaten werden unter diese verteilt, als „Reichsgenossen“. Es soll „eine reichsfürstliche Regierung und ein höchstes Reichsgericht eingesetzt werden.“ ... Dieses gründlich aufräumende Projekt ist immerhin ein Zeugnis dafür, daß Deutschlands Wiedergeburt damals, wie später, auf gütlichem Wege stets totgeboren bleiben mußte. Es bedurfte zunächst eines übermächtigen Schicksalsmannes, der alles zusammenschlug und zu Brei zermalmte; es bedurfte eines jungen Geschlechtes das nichts mehr von Reich und Reichstag wollte noch wußte, um den Anfang der nationalen Auferstehung anzubahnen.

Indessen drohten diese Kriegsungewitter dem Reichstage selbst nur vorüberziehend. Die „freye Stadt Regensburg“ sah auch viele heitere Tage. Man wird wohl nicht ungern vernehmen: wie in diesen guten Zeiten die Herren Reichstagsgesandten, über und zwischen den braven Bürgern der Reichsstadt, ihre reichlich bemessenen freien Stunden und Tage dahinlebten. Die gleichzeitigen Quellen berichten darüber:

Es hatten sich in Regensburg drei gesellige Lebenskreise ausgebildet:

1. der reichstägliche und der fürstlich Taxis’sche Hof;

2. um den Fürstbischof und das Domkapitel die Stifter, Geistlichen und Beamten;

3. die Stadt.

„Jeder Zirkel hat seinen eigenen Grad von Aufklärung und eigenen Lebenston. — Politik, besonders reichstägliche, sind diejenigen gelehrten Fächer, welche zu Regensburg am meisten kultivirt werden. — Dies hat auch einen unverkennbaren Einfluß auf den Ton des Umgangs, ungeachtet die ersten Stände im Allgemeinen den der großen Welt und anderer Städte haben, und unter ihnen Männer befindlich sind, die sich ebensosehr durch die edelste Leutseligkeit und Popularität, als durch Geburt, Rang und Kenntnisse auszeichnen. Der Adel entzieht sich im Einzelnen dem Umgange mit den Bürgerlichen nicht;

aber in seine Assembleen läßt er keinen zu. Er lädt Bürgerliche zur Tafel ein, nur wird alsdann höchst selten eine andere Dame als die vom Hause mitspeisen. Dafür scheinen sich einige der zunächst an den Adel gränzenden Klassen schadlos halten zu wollen, indem sie einen beynahe noch höheren Ton, als der Adel gegen sie, gegen jene Stände annehmen, die ihrer Meinung nach, oder auch wirklich, unter ihnen stehen."

„Seit ein paar Jahrzehenden hat sich die Lebensweise der Eingeborenen sehr verändert. Luxus, Sittenverderbniß und freyere Denkungsart machen große Fortschritte. Die Regensburger Bürger und Bürgerinnen hatten sonst eine eigene Kleidertracht; itzt sieht man sie nur selten noch, und die Meisten kleiden sich modisch. Von alten Sitten und Gebräuchen ist nur noch eine Art von Hochzeitsfesten übrig, die sogenannten Guldenmahle."

„Dabei sind 54 Gäste höchstens erlaubt. Die Ueberzahl straft das ‚Hansgericht'. Die Gesellschaft ordnet sich an vier abgesonderten Tafeln. An der ersten sitzt die Braut nebst den Frauen; an der zweiten der Bräutigam nebst den angesehensten Mannspersonen; an der dritten die Jungfern, an ihrer Spitze die Kränzeljungfer (Brautjungfer); endlich an der vierten alle übrigen Männer und Frauen. Sind die Stühle besetzt so müssen alle übrigen erschienenen Gäste wieder nach Hause gehen. Nur der Bräutigam muß in diesem Falle einem Gaste seinen Platz überlassen und speist sodann allein auf dem Zimmer des Wirthes. Sobald die Gäste sich gesetzt haben, fordert man jedem das Mahlgeld, einen Gulden, ab. Erst nachdem dieser bezahlt ist wird aufgetragen. Die Zahl der Speisen ist bestimmt. Die Portionen sind alle gleich und so reichlich, daß sie auch der Hungrigste schwerlich ganz verzehren könnte. Man stellt sich einen Teller an die Seite und hebt sich auf was man nicht verzehren kann. Diese Ueberreste werden ‚Bescheidessen' (Beiseiteessen?) genannt. Wer hier den Genereusen spielen und sich kein Bescheidessen aufhäufen, sondern, was er nicht ißt, beim Tellerwechseln zurückgeben wollte, würde sich einer allgemeinen Kritik Preis geben. Ehe die Tafel aufgehoben wird spricht der Geistliche, der die Trauung verrichtete, ein lautes Gebeth, wie auch zu Anfang, und dann wird in Begleitung

der Musik von den Aufwärtern ein Danksagungstischlied angestimmt, welches die ganze Versammlung mitsingt. Dann drängen sich die Dienstmägde herein und überbringen die Geschenke ihrer Herrschaften. Die Braut empfängt sie stehend. Ihr zur Seite zeichnet der Procurator jedes Geschenk auf. Man reicht der Magd einen Pokal mit Wein, aus welchem sie auf die Gesundheit des Brautpaares Bescheid thut. Diejenigen, so nicht in Geld bestehen, (dies kömmt in eine Chatouille) werden auf eine, so viel möglich in die Augen fallende Art in großen Körben aufgestellt und am hellen Tage zur Schau, unbedeckt, nach der Wohnung der Neuverehelichten getragen. Alsdann führt der Brautführer die Braut dem Bräutigam zu, welcher sie auf dem Tanzsaale erwartet. Das Brautpaar tanzt, umrungen von den Gästen und allen Mägden, den Ehrentanz, d. h. ein Menuet, ganz allein. Erst dann fängt der allgemeine Tanz an. Dieser dauert bis 10 Uhr Nachts, wo dann ein Diener des Hansgerichtes, unter dem Namen: Marktknecht, der Versammlung mit lautem Spruche ankündigt: es sei nun das Hochzeitsfest zu Ende. Danach werden noch drey teutsche Tänze aufgespielt, wovon der letzte im 2/4 Takte ist und der Kehraus genannt wird. Sonst wäre es für ein honnetes Frauenzimmer ein großes Verbrechen gewesen, den Kehraus mitzutanzen. Izt setzt man sich über dies Vorurtheil hinaus, und man hüpft und tobt beim Kehraus noch so gut als man kann, durcheinander." —

Im allgemeinen „sucht man sich zu vergnügen, so viel und so gut man kann. Die Regensburger lieben Parthien auf's Land, die Regensburgerinnen vom Mittelstande scheuen dazu keine weiteren Wege; doch geht man gewöhnlich nicht um frische Luft zu schöpfen oder der schönen Natur zu genießen, sondern um zu spielen, zu essen, zu trinken. Daher findet man wenig Spaziergänger zunächst um die Stadt. Die Herbstschießen und die Weinlese sind Nationalfeste."

In der „Anmerkung" hiezu erfahren wir: „Unter den Brodarten sind die Kipfe, unter dem Gebacknen die Strizl und unter den Getränken der Meeth Regensburg eigenthümlich."

„Zu den Divertissements gehört das Theater. Seit mehreren Jahren sind die Gesellschaften, die darin einander schnell abgelöst haben, höchst mittelmäßig. Das Schauspielhaus, bekannter als Ball-

haus, wird vom Fürsten Taxis unentgeltlich gestellt. Der Theatersaal ist klein, mit einer einzigen Gallerie und etlichen Logen versehen, die sich die Gesandtschaften bauen ließen als Bürgerliche das Nobleparterre zu besuchen anfingen. Der Weg auf dem Ballplatze ist höchst elend. Man ist im Winter in Gefahr, von den Fackeln halb verbrannt, von den Kutschern überfahren zu werden und im Kothe zu versinken. Man läßt auf eine unverantwortliche Weise die Bequemlichkeit und Sicherheit der Fußgänger ganz außer Augen."

„Zu den perennirenden Divertissements gehört die Table d'hote, welche man Sonntags, Dinstags und Freytags Abend im Goldenen Kreuze findet."

„Der Tanz ist ein Lieblingsvergnügen der Regensburger, besonders der Regensburgerinnen, und dazu finden sie im Winter Gelegenheit genug. In der Faschingszeit kann man fast allen Abend einen Ball oder Vauxhall genießen. Im Ballhause ist dann Montags Ball, er wird aber nur von der Noblesse besucht, die den Saal um 10 Uhr verläßt und, wenn sie will, bei dem Fürsten (Taxis) eine gedeckte Tafel findet. Im schönen Saale des Goldenen Kreuzes ist Sonntags Tanzdivertissement und Mittwochs maskirter Ball. Die Gesellschaft ist hier meistens sehr brillant und sehr gemischt."

Die Beteiligung der Gesandten an der gegenseitigen Gastfreiheit als Wirte hing wesentlich von deren Diensteinkommen ab. Hierin herrschte eine große Ungleichheit. „Viele Höfe bezahlen gut, andere die die edle Tugend der strengsten Sparsamkeit zur herrschenden gemacht haben, geben mit karger Hand." Letztere sahen dann bei Auswahl ihres Gesandten mehr auf günstige Vermögensumstände als auf besonderen persönlichen Beruf. Es gab auch wohl Nebeneinnahmen. „Bisweilen hat der kaiserliche Hof den Comitialgesandten Beweise thätiger Dankbarkeit zufließen lassen", so „1731 bei Gelegenheit der Garantie der pragmatischen Sanktion. . . . Ehedem erscholl die Klage, daß ein und ein anderer Comitialgesandter . . . Pensionen von anderen Ständen heimlich zu genießen habe. . . . Traurige Vergehungen der Art finden sich oft in der Welt . . ., und Gott gebe, daß sie künftig nur im Reiche der Möglichkeit, nie im Reiche der Wirklichkeit ihre Existenz finden mögen." . . .

Diesem frommen Wunsche ist ein Beispiel der Genügsamkeit aus der guten alten Zeit, dem XVII Jahrhundert, angeschlossen: „aus der Haushaltungsrechnung des Bremen-Vorpommerschen Komitialgesandten Reinhold Bluhm." „Er kam mit 1200 Gulden reichlich aus. Allerliebst lautet ein Brief dieses Mannes an seine abwesende Ehegenossin: ‚Es verlautet', schreibt der ehrliche Mann, der treue Gatte, ‚daß einige Weiber, bei denen Abgesandte logirt haben, wild worden sind, dafür ich einen Abscheu hege'. Er selbst wohnte bei einem evangelischen Prediger. In einem andern Brief schreibt der fleißige Mann: ‚ich vernehme daß die Abgesandten nicht viel zu schaffen haben und ein frölich Leben führen; solches bedeutet, daß ich studiren muß'. Sit illi terra levis."

„Fassen wir nun alle diese Bemerkungen zusammen, so ergiebt sich, daß Regensburg unter die Städte Teutschlands gehört, die von der Natur und den Umständen vorzüglich begünstigt sind."

Nicht zu den geringsten der oben gerühmten Vorzüge der Reichsstadt gehörte das zu damaliger Zeit vortreffliche städtische Gymnasium.

Im Jahre 1503 hatte der geheime Sekretär des Kaisers Max, Joseph Grünpeck, Dr. med., Priester, Beichtvater und Astrologe, also ein nahezu allwissender Mann, in Regensburg mit Bewilligung des Rathes eine „Poetenschule" gegründet. Aus dieser ging mit der Reformation das Gymnasium poeticum, die städtische Lateinschule hervor, der das aufgehobene Augustinerkloster, und nach der Gegenreformation ein anderes großes Gebäude eingeräumt wurde, worin es hochberühmt ward und bis 1875 fortwirkte. Melanchthon selbst hatte einen bewährten Schulmann dafür empfohlen. Der schöne „poetische" Titel soll davon herzuleiten sein, „daß die Poesie das wichtigste Bildungsmittel für die Jugend sei, wie denn auch die Griechen und Römer die Bildung ihrer Knaben mit der Lektüre der Dichter begannen; auch sei die Poesie wichtiger als die Prosa, da sie vor dieser entstanden war." . . .

Das Gymnasium war stets von Söhnen angesehener auswärtiger Familien besucht und ein Gelehrter aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts schrieb darüber: „Mir hat Regensburg nicht nur besonders wohl gefallen, sondern auch das florisante Gymnasium da-

selbst ist mir also vorgekommen, wie ich dergleichen Athenaea zu sehen wünschte, indem die Anstalten sammt der Bibliothek, so dazu gehöret, so beschaffen, daß an trefflichen Beförderungsmitteln es nicht fehlt, und solches dem Nürnbergischen Gymnasium es in vielen Stücken zuvorthut."

Noch heute dürfte ein Stück der dortigen Lehrmethode beherzigenswert sein: nachdem in Tertia deutscher Stil geübt war, unterrichtete man in Sekunda die Schüler in der Theorie und Literatur der schönen Redekünste (deutsch), übte sie in rhetorischen und poetischen Versuchen, in Disputationen, und gab ihnen Anweisung zum Briefschreiben in deutscher Sprache.

Das Strafensystem möchte sich allerdings weniger zur Neubelebung eignen. „Es gab Pfötchen und Tatzen (Hiebe mit einem spanischen Röhrchen oder einem Lineal auf die drei zusammengehaltener Mittelfinger oder auf die flache Hand), Spaniole (Hiebe mit einem spanischen Röhrchen auf den Rücken oder auf das Gesäß), Plätzer (Streiche mit einem Ochsenziemer ad posteriora). . . . Auch Anhängen eines gemalten Esels, Sitzen auf der Schandbank und Knien auf einem dreikantigen Holze . . . fanden häufig Anwendung." . . .

Mit seinem, ein Jahr älteren Bruder Karl trat Friedrich Ompteda in dieses berühmte Gymnasium ein, nachdem die Mutter mit den Kindern, der Erziehung wegen, mehrere Jahre in Lausanne gelebt hatte.

Am 7 März 1788 hielt er dort, 17 Jahre alt, als einer der besten Abiturienten die deutsche „Valediktionsrede", die zufällig noch im Drucke erhalten ist. In einer, allerdings von jugendlichem und zeitlichem Schwulste gefärbten übrigens aber gewandten Sprache lobte er: „Die Vorzüge unseres Zeitalters." Mit frischer und gleichmütiger, fast für seinen ganzen zukünftigen Lebensgang vorbedeutender Heiterkeit bekennt er sich als ein Kind seiner Zeit und diese als die beste aller noch dagewesenen! „Ich verehre die Güte der Gottheit, die mich gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf den Schauplatz der Welt gerufen und bin überzeugt, daß unsere Zeiten jeden anderen der Vorwelt in allem Betracht vorzuziehen sind. Und sollte ich auch in dieser meiner Behauptung irren, o, so ist es ein

süßer Irrthum, ein beglückender Wahn, der meine Zufriedenheit unterhält und einen Theil von Vergnügen mehr über meine Lebenstage verbreitet."

Fritz Ompteda bezog im Herbste 1788 die benachbarte Universität Erlangen. Die Friderico-Alexandrina war 1743 durch den Markgrafen Friedrich von Bayreuth, Schwestermann Friedrichs des Großen, gegründet. Nach dessen Tode war sie so zurückgegangen, daß man ihre Aufhebung erwog. Jedoch fand sie in Karl Alexander von Ansbach einen zweiten Gründer und stand in vollem Flor, bis dieser letzte Markgraf 1791 auf die fränkischen Hohenzollernlande zu Gunsten Preußens verzichtete.

Der dortige akademische Umgangston scheint um die Zeit, als Fritz Ompteda in Erlangen war, oder etwas früher, ziemlich stark burschikos gewesen zu sein. Ein Bericht bringt nachstehende Szene:

„Ein heftiger Wortwechsel auf dem Marktplatz zu Erlangen, von allen Seiten laufen die Scholaren zusammen. Die friedlichen Bürger eilen an die Thüren und der Herr Procancellarius schaut gemüthlich lachend aus seinem Fenster. Schnell wird ein Kreis gezogen, vier blanke Hieber funkeln in der Sonne, die zwei Streitenden lockern ihre Halskrausen, nehmen das Barett oder den Dreispitz vom Kopfe, die Sekundanten begrenzen die Mensur und in wenigen Sekunden sprühen die Klingen Funken aneinander. Nach dem Ausspruch der Abfuhr werden die Wunden am Brunnen gewaschen und ohne antiseptische Vorsichtsmaßregeln verbunden."

„Das war ein fast täglich wiederkehrendes Schauspiel auf dem Marktplatz der Universität Erlangen in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts."

Als Fritz dort und in Göttingen abgeschlossen hatte, kehrte er 1792 zunächst wieder in das elterliche Haus zurück. Nun ein junger Mann, der sich fertig und reif für selbständiges Urteil fühlte, der 1790 und 1792 der Kaiserwahl angewohnt hatte und in Hannover das Amt eines Hofjunkers bekleidete, versuchte er seine Feder und die ihm angeborene Neigung für humoristische Kritik an einer Arbeit, die noch erhalten ist: Silhouetten, mit jugendlicher Unverbindlichkeit und Schärfe geschnitten, die hier, als Abschluß des Zeitbildes der

verschwundenen Reichsherrlichkeit in Regensburg folgen dürfen. Die Handschrift lautet:

Versuch einer Skizze

der dermaligen vortrefflichen Comitial-Gesandten zu Regensburg; 1792.

Principal-Commissarius:
Fürst von Thurn und Taxis u. s. w.

(Karl Anselm, geboren 1733, Principal-Commissar seit 1773. Er war damals nur Titularfürst; er kaufte im Jahre 1785 die Herrschaften Friedberg Scherr von den Truchseß-Waldburg für 2 Millionen Gulden und kam dadurch auf die schwäbische Bank im Fürstenkollegium. Ihm folgte, 1797, als Principal-Commissar sein Sohn und Erbprinz Karl Alexander, geboren 1770, vermählt 1789 mit der 1773 geborenen Prinzessin Therese von Meklenburg-Strelitz, Schwester der Königin Luise.)

„Schwerlich hat wohl jemals ein Comitial-Minister existirt (denn der Principal-Commissarius ist nur primus inter pares), der weniger Kenntniß von Teutschland, teutschem Staatsrecht und teutschen Staatsgeschäften besitzt, als der jezige Principal-Commissarius. Dieses Haupt der teutschen Reichsversammlung hat sich nicht allein gänzlich aller Geschäfte entschlagen, sondern es verachtet auch alle und jede wissenschaftliche und litterärische Beschäftigung, und hat vorzüglich auf die deutsche Sprache einen unüberwindlichen Haß geworfen. Buffon's Système de la Nature ist das einzige wissenschaftliche Buch, was er jemals gelesen haben soll. Man kann den Fürsten im eigentlichsten Verstande eine prächtige Comitial-Marionette nennen. Er lebt auf einem sehr prächtigen und glänzenden Fuß; er bewohnt ein sehr schönes Palais, hält eine zahlreiche Dienerschaft und hat einen Hofstaat, der sich an Glanz mit jedem teutschen Fürstenhofe messen kann. Er verschwendet sein Gold mit Pracht und Geschmack, und dies ist sein Haupt- und eigentliches Verdienst, weshalb der kaiserliche Hof froh ist ihn hier zu besitzen, da wohl nicht leicht irgend ein anderer für die mit der Stelle verknüpfte Besoldung von 36000 Fl. einen

solchen Aufwand machen könnte. Uebrigens ist der Fürst Taxis ein liebenswürdiger, muntrer und sehr leutseliger Herr, dem es auch nicht an natürlichem Verstande fehlt. Ein außerordentlicher Stolz, den jedoch ein feiner Weltton äußerlich in den gehörigen Schranken hält, und ein noch fortwährender Hang zur Galanterie haben ihn zu mancherley Thorheiten oft verleitet. Sein ältester Prinz wohnt mit seiner Gemahlin, einer sehr liebenswürdigen Prinzessin, bey ihm und wird ihm wohl in seiner Stelle folgen." (Dieser war ein ernsthafter Musikus und komponirte Symphonien. Die Hauspolitik nahm seine Gemahlin mit Talent und Erfolg wahr.)

Con-Commissarius: Freyherr von Leykam.

„Dieser Mann, der aus dem niedrigsten Stande (er war Sohn und Gehülfe eines Lohnkutschers in Mainz und hat oft Reisende von Mainz nach Wetzlar gefahren)*) sich zum kaiserlichen Geheimen-Rath emporgeschwungen hat, besitzt unstreitig unter allen Comitial-Ministern die größten publicistischen Kenntnisse. Seine Haupt-Stärke ist das allgemeine und das catholische teutsche Staatsrecht, worin er es nebst Püttern, seinem academischen Freund, gewiß am weitesten gebracht hat. Schade! daß es diesem großen Manne an gehöriger Ueberlegung, an Fortschritten in der neuesten juristischen Litteratur und an einer guten und richtigen Schreibart fehlt, die fast allen und jeden katholischen Gelehrten fehlt. Er ist seit 1787 Con-Commissarius und war vorher Reichsreferendarius und Mitglied der Cammergerichts-Visitation. Seine weitläufigen Kenntnisse geben ihm ein, für den kaiserlichen Hof sehr vortheilhaftes Ascendant unter den, mehrentheils sehr schwachen catholischen Comitial-Gesandten; daher denn auch sehr viele nichts ohne sein Gutachten und seine Bewilligung thun. Er hat eine geborene von Warnesius zur Frau und mit ihr viele Kinder. Die außerordentliche Spielsucht und Niederträchtigkeit seiner Gemahlin setzt sein Haus auf einen sehr bösen Fuß und die Familie in manche widrige Verlegenheit."

*) Irrtum. Der Vater war ein kleiner Beamter, von Lohnkutschern abstammend.

Churmainzischer Gesandter: Herr von Strauß.
(Reichsdirektorialabgesandter.)

„Er ist zu Regensburg seit 1789 und war vorher Staats-Referendar zu Mainz. Obgleich es diesem Manne, der aus dem Mittelstande ist, gar nicht an publicistischer Bildung fehlt, so scheint er doch sich nicht recht für seinen jetzigen Posten zu schicken. Ein Hauptzug seines Characters ist eine seltsame Behutsamkeit, die eigentlich in Furchtsamkeit ausartet, wie er diese vorzüglich in der letzthin entstandenen Bewegung über die Aufnahme des französischen Ministers Caillard gezeigt hat, und es scheint daß sein Einfluß in Mainz nicht sehr wichtig ist. Er und seine Gemahlin sind ein sehr liebenswürdiges Paar."

Churtrierscher Gesandter: Freyherr von Lynker.

„Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß dieser Reichstagsminister unter aller Critik sey. Er hat seinen Posten von seinem Vater geerbt in einem Alter von 24 Jahren, und sein ganzes Verdienst ist sein großes Vermögen; daher er leben kann ohne auf seine äußerst kärgliche Besoldung von 1200 Fl. zu sehen. Seine äußerste Geistesdürftigkeit macht ihn zum blinden Anhänger des Concommissarii von Leykam und des Erzherzoglich-österreichischen Gesandten von Borie, ohne deren Einwilligung er nichts unternimmt. Welche Anhänglichkeit ihm jedoch manchen höchst scharfen Verweis und Drohung von Verlust seines Postens von Coblenz aus zugezogen hat, daher er und seine Gemahlin nicht das geringste Ansehen genießen. Sein höchster Wunsch ist kaiserlicher Geheimer Rath zu werden, weshalb er sich auf alle ersinnliche Weise dem kaiserlichen Hofe gefällig zu machen sucht."

Churcöllnischer Gesandter: Freyherr von Karg.

„Man kann von diesem Minister nichts gutes noch böses sagen. Er ist seinem Vater in dessen Stelle gefolgt und ist nichts weiter als das Sprachrohr, wodurch Waldenfels von Bonn aus zum Reichs-

tage, oft sehr unverständlich und kauderwelsch, redet. Seine Gemahlin, eine geborene von Berberich, ist ein Muster weiblicher Tugenden und unterstützt ihren sehr rechtschaffenen Mann bey seinen sehr gesunkenen Vermögens-Umständen."

Churböhmischer Gesandter: Graf von Seilern.

„Er war vorhin Reichshofrath und kam 1785 in die Stelle des Grafen von Trauttmannsdorf hieher. Auch er verdankt, gleich so vielen Comitialgesandten, seinen Posten einem ansehnlichen Vermögen. Da es einmahl Maxime des kaiserlichen Hofes zu seyn scheint, unter seinen vier Reichstags-Ministern zwei Arbeiter und zwei Figuranten zu haben, so erfüllt der Graf von Seilern treulich die Absicht seines Hofes, und recitirt wie ein Schüler, oft auch nur wie ein Trivial-Schüler, die Leykam'sche und Borie'sche Lection. Uebrigens macht er ziemlich viel Aufwand und ist ein ganz artiger Mann. Im Jahre 1791 hat er seine sehr liebenswürdige Gemahlin, eine geborene Gräfin Auersperg verloren."

Churpfälzischer Gesandter: Graf von Lerchenfeld.

„Er war ehedem Churbayerscher Gesandter am Churpfälzischen Hofe, und kam einige Jahre nach dem Teschner Frieden (1779) als Comitialgesandter hieher. Es ist kein Mann von politischer Wichtigkeit; allein er geht seinen Gang stille fort und sein Haupt-Studium ist, sich im Münchner Cabinet zu souteniren, worin er auf sehr schwachen Füßen steht. Da sein Hof seit einiger Zeit in einer Art von politischer Lethargie liegt, so ist seine hiesige Existenz von geringer Bedeutung. Er ist ein angenehmer braver Mann, der an seiner zahlreichen Familie nicht viel Freude erlebt. Seine Gemahlin, eine geborne von Nesselrode, ist eine schöne und geistreiche Dame."

Chursächsischer Gesandter: Graf von Hohenthal.

„Dieser Minister, der in mancher Hinsicht ein sehr merkwürdiger Mann ist, bekleidet seit vielen Jahren seinen Posten mit einer seltenen Würde. Man kann ihm seine Achtung nicht versagen, allein

bei näherer Beleuchtung findet sich, daß diese vorzüglich aus seinem Accidentellen entspringt. Ein schöner edler Körperbau, eine einnehmende Gefälligkeit voll Würde und ein Haus welches ohnstreitig der Mittelpunkt der besten Gesellschaft in Regensburg ist, erzeugen eine gewisse unwillkürliche Bewunderung. Man kann ihm den Ruhm eines einsichtsvollen Staatsmanns nicht abstreiten, allein er ist doch eigentlich zu sehr spekulativ und zu wenig thätig, und könnte viel mehr leisten als er wirklich thut. Stolz und Geiz sind die Leidenschaften, die ihm den Genuß des Lebens verbittern, daher er an der Quelle der Freuden ewig darbt und eine immerwährende Folter in seinem Herzen mit sich trägt. Er besitzt ein sehr großes Vermögen, welches seine Väter durch Handelschaft erworben haben. Eben dieser Reichthum hat ihm den Besitz seiner Gemahlin, einer Gräfin Rex verschafft, mit welcher er einen einzigen Sohn hat. Sie besitzt eine ausnehmende Munterkeit, mit welcher sie das Talent der Musik in einem sehr hohen Grade verbindet, und schwerlich wird man leicht irgendwo ein besseres Haus als das Hohenthalische finden."

Churbrandenburgischer Gesandter: Graf von Görz.

„Dieser Minister, der ehemals Erzieher des jetzt regierenden Herzogs von Weimar und hiernächst Gesandter am Petersburger Hofe gewesen, befindet sich seit 1788 im Besitz seines jetzigen Postens. Bey den Kaiserwahlen Kaisers Leopold II und Franz II war er zweyter Kurbrandenburgischer Botschafter. Einige Kenntnisse, noch mehr aber eine durch langjährige Uebung erlangte Politik sind seine einzigen Verdienste, da es ihm an gründlicher Gelehrsamkeit mangelt. Politik und ihre Schwester, die Intrigue, bestimmen ihn zu allem, und jedes Mittel scheint ihm erlaubt wenn es ihn nur zu seinem Zweck führt. Mit einer strengen Ergebenheit gegen seinen Hof sucht er sich zwar zu vertheidigen, und bittern persönlichen Haß wirft er auf jeden der ihm widerspricht, und seine Untergebenen müssen die krummen Wege gehen die er gewandelt hat, wie dieses leider! jetzt im Berliner Departement der auswärtigen Angelegenheiten nothwendig ist um zu Einkommen und Beförderung zu gelangen. Soviel Einfluß auch dieser

Minister zu Berlin zu haben scheint so wenig hat er im Grunde, und es ist fast ganz gewiß, daß er niemals in's Cabinet kommen wird. Sein Aeußeres ist nicht einnehmend, doch lebt er auf einem sehr anständigen Fuß und macht viel Aufwand. Seine Gemahlin, eine geborne von Uechtriz, hat ihn zum Vater von drey liebenswürdigen Töchtern gemacht."

[Von diesem Manne hat einer seiner „Untergebenen" auf dem Rastatter Congresse, der uns schon bekannte Karl Heinrich Ritter von Lang, eine allerdings nicht immer sachlich zuverlässige Quelle, nachstehendes kleines satyrisches Bild entworfen: „Der Graf Görz war ein Mann von gefälligem Benehmen, sein Haar silberweiß, sein Mund immer lächelnd und noch die wohlerhaltenen Reihen weißer schöner Zähne zeigend, mit der rechten Hand immer in der Westentasche spielend, seine Sprache leise, der Gang sacht, jede Bewegung diplomatisch abgemessen. — — Morgens schon um 8 Uhr wandelte er im langen Oberrock, seinen weißen Hausspitz hinter her, zu seinem Schwiegersohn, den Grafen von Rechberg, und dann zu seinen Busenfreunden und Comitialorakeln, den Herren von Löben und Edelsheim. Der Spitz, unterdessen vor den Thüren wartend, gab diese Conferenzen der übrigen kleineren Gesandtschaftswelt kund; er wird nicht wenig in ihren Bülletins und Gesandtschaftsrelationen paradirt haben. Nach Hause zurückgekehrt, componirte der Graf dann aus diesen Eingebungen und Erfahrungen Fragmente von Berichten in einer Art französischer Sprache, die ganz frisch aus einem eigenen Guß, der kurzweg lateinischen Worten französische Endungen gab, hervorzugehen schien. — — —"]

Churbraunschweigischer Gesandter: Freyherr von Ompteda.

„Obgleich man bey der Schilderung dieses Mannes dem Verfasser gegenwärtiger Skizze den Vorwurf der Partheylichkeit machen mögte, so berechtigt ihn jedoch seine, in Wahrheit und Aufrichtigkeit getauchte Feder, dem Triebe seines Herzens zu folgen und das Bild eines Mannes zu entwerfen, der als Mensch, als Staatsmann und als Gelehrter gleich groß ist. Er befindet sich seit 1783 in Regens-

burg und diente vorher seinem Vaterlande in mehreren Justiz- und landschaftlichen Stellen auf eine ausgezeichnete Art. Er besitzt einen hellen, umfassenden Verstand und ungemein viel Scharfsinn, so daß die schwersten und verwickeltsten Sachen ihm rasch deutlich und klar werden, und ebenso weiß er sie anderen vorzutragen. Einen Schatz von Kenntnissen und eine tiefe Gelehrsamkeit verdankt er mehr seinem vorzüglichen Kopf, einer reinen gesunden Logik und einer systematischen Methode der Behandlung, als einem eisernen Fleiß und einer galeerenmäßigen Anstrengung. Er arbeitet sehr viel, keine Minute geht ihm am Tage verloren, aber er ist kein düsterer und menschenfeindlicher Stubengelehrter, sondern er ist gern fröhlich und geht täglich in Gesellschaft wo er Munterkeit und Vergnügen verbreitet, worauf wohl seine schöne männliche Bildung und sein einnehmendes Betragen viel Einfluß haben mag. Seine liebenswürdigste Tugend ist eine Bescheidenheit und Leutseligkeit, die bei Männern seines Standes und Verdienstes wohl schwerlich ihres Gleichen findet. Er ist großmüthig, menschenfreundlich, ein zärtlicher Gatte und Vater. Man kann ihn kühn die Krone des Reichstages nennen; er ist fast der einzige, der der trägen langsamen Maschine einen neuen Schwung gegeben hat und das Ansehen seines Hofes mit seltenem Nachdruck zu behaupten weiß, ohne sich durch die Verfolgungen des Neides und der Bosheit, die ihm vor kurzem zu schaden droheten, auch nur einen Augenblick irre machen zu lassen. Ganz den Staatsgeschäften hingegeben weiß er sich, durch eine angenehme Oeconomie von Zeit, noch Muße zu verschaffen um den Musen zu dienen, und täglich erndtet er ihre Belohnungen ein. Gesundheit, Ruhe und Selbstgefühl beseligen seine Tage. Seine zärtliche und vortreffliche Gemahlin, eine geborne von Kipen, verdient mit vollem Rechte die allgemeine Verehrung, deren sie genießt. Von ihren acht Kindern sind noch fünf am Leben."

Diese schwungvolle, von begeisterter Kindesliebe eingegebene Lobrede ist ohne Zweifel nicht völlig unverdächtig. Glücklicherweise können wir sie kontrolliren durch Vergleichung mit einem Druckwerke, das zur selben Zeit von Heinrich Wilhelm von Bülow veröffentlicht wurde: „Ueber die Geschichte und Verfassung des gegenwärtigen Reichstages."

Der Verfasser stand weder in persönlichen noch in dienstlichen näheren Beziehungen zu Dietrich Ompteda. In dem Kapitel: „Von den Comitialgesandten und deren Rechten und Pflichten" II, 212 schreibt er, nachdem er Omptedas dienstliche Laufbahn aufgezählt: „Er legitimirte sich am Reichstage den 12 November 1783 und trat damit die Laufbahn an, auf der er bisher mit so vielem Ruhm gewürkt hat. — — Durch seine ungemeinen Fähigkeiten, nach welchen er in jeder Wissenschaft gleich orientirt ist sobald er sich ihr nur nähert, seine Einsichten in dem deutschen Staatsrecht, seine ungemeine Fertigkeit im Arbeiten und seinen glühenden Eifer, jede Angelegenheit, die von ihm für Recht erkannt ist, mit nie unterbrochener Standhaftigkeit zu bearbeiten, dem widrigen Strohme muthvoll entgegen zu gehen, und auf keine Weise zu einem Schritte sich verleiten zu lassen, der zwar ruhiger und bequemer aber unpatriotisch wäre, hat er sich bei der Reichsversammlung ein ewiges Verdienst erworben. . . . Im Jahre 1790 war er als zweiter Kurbraunschweigischer Wahlbotschafter in Frankfurt (für Leopold II) und erndtete auch hier, durch seine Unerschrockenheit und sein stetes Bestreben, der Würde seines Königs nichts zu vergeben und seine eigenen Pflichten in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, den huldreichsten Beifall seines Königes ein. Auch als Gelehrter hat er sich der Welt auf einer sehr rühmlichen Seite bekannt gemacht. Seine Schriften sind:

1. ‚Litteratur des gesammten sowohl natürlichen als positiven Völkerrechts.' 1785. Zwei Theile.

Dies Werk macht in diesem Fache Epoche weil es, mit dem mühsamsten Fleiße, der ausgebreitetsten Belesenheit und den lehrreichsten Betrachtungen, ein Gebäude über eine fast noch gar nicht bearbeitete Materie darstellet, welches zu errichten vor ihm keiner gewagt hatte." Soweit Bülow. Es ist nicht unwahrscheinlich daß dessen soeben erschienenes Buch den jungen Rechtskandidaten, der von Göttingen in's väterliche Haus und in den heimatlichen reichstäglichen Kreis wieder eingetreten war, zu einer Paraphrase der von Bülow veröffentlichten trockenen Personalien der „fürtrefflichen Reichstagsmitglieder" angeregt hat.

Die Silhouetten mögen nun weiter laufen:

Erzherzoglich Oesterreichischer Gesandter: Freyherr von Borie.

„Dieser auf mancherley Art verdienstvolle Greis ist schon seit langen Jahren in Besitz seines Postens. Eine, in Leidenschaft übergehende, Anhänglichkeit gegen seinen Gott und seinen Kaiser macht den Hauptzug seines Characters aus. Er ist ein Diener und Unterthan ganz nach dem Sinne der verewigten Maria Theresia! Blinde Treue gegen die Kirche und gegen das Haus Oesterreich bestimmen ihn zu allem; nichts scheint ihm unerlaubt, was nur einigermaßen zu beider Wohlfahrt beitragen kann. Seine mehr als 50jährige Uebung in Staats- und seine langjährige Praxis in Reichstags-Geschäften haben ihm einen großen Vorrath von Kenntnissen erworben, der jedoch ohne System und Ordnung in seinem Kopfe aufgehäuft liegt, und seine Unwissenheit in neuern Staatssachen, vorzüglich in der neuern Litteratur machen, daß ihm oft sehr bekannte Dinge entgehen und daß er manchmal zur Chicane Zuflucht nimmt wenn ihn seine Gelehrsamkeit verläßt. Zu Wetzlar hat er als Visitator sich berühmt gemacht. Uebrigens ist dieser Minister ein sehr braver Mann (seine Bigotterie und seine Intoleranz abgerechnet), der ein sehr andächtiges und stilles Leben führt."

Fürstlich Salzburgischer Gesandter: Freyherr von Zillerberg.

„Von diesem, sowie von den nun folgenden Comitialgesandten läßt sich im Grunde nicht viel Interessantes sagen. Der Herr von Zillerberg ist schon seit geraumer Zeit hier und war vorher Visitator in Wetzlar. Seitdem scheint er sich sehr vernachlässigt zu haben, denn der Geschäfte nimmt er sich nicht sehr an und bringt einen großen Theil seiner Zeit mit Andächteley hin. Sein Haupt-Augenmerk ist: das alternirende Directorium" (mit Erzherzogthum Oesterreich) „im fürstlichen Collegio zu wahren; wird dieses nicht beeinträchtigt, so hat er auch nichts weiter zu thun. Er hat sich durch einen stinkenden Geiz ein sehr großes Vermögen erworben und lebt mit seiner Gattin und Tochter sehr eingezogen."

Fürstlich Constanzischer Gesandter: Graf von Lerchenfeld.

„Dieser Comitialgesandte ist zugleich Dompropst in Regensburg und eines von den sehr schwachen publizistischen Lichtern am Reichstage. Er ist durch nichts merkwürdig als nur einigermaßen durch seine außerordentliche Grobheit und mehrere vergebliche Versuche: Bischof von Regensburg oder Freysingen zu werden."

Fürstlich Augsburgischer Gesandter: Graf von Oexle.

„Dieser schwache, elende Geschäftsmann hat schon seit vielen Jahren seine Vota mit und neben seinem sel. Vater verführt, doch ohne Hoffnung, daß er jemahls sich aus seiner völligen Unbedeutsamkeit reißen werde. Er ist und bleibt daher ein unaufhörlicher Sclave des Herrn von Borie, der dadurch mit seinem Committenten" (dem Bischof von Augsburg) „nach Willkür schaltet und waltet. Uebrigens hat es diesem, in jeder Rücksicht erbärmlichen Manne geglückt, vor einigen Jahren eine sehr schöne und reiche Frau, eine geborene Gräfin Closen, zu heirathen."

Fürstlich Regensburgischer Gesandter: Graf von Thurn und Valsaßina.

„Dieser aufgeklärte und liebenswürdige Mann ist zugleich Domdechant in Regensburg und verbindet mit einem glänzenden Genie mancherlei gelehrte Kenntnisse. Die Feinde der Aufklärung haben seine Bemühungen vereitelt, bei zwei Bischofswahlen in Regensburg Fürst zu werden. Seine Verdienste um das dortige Domkapitel sind allgemein anerkannt, sowie seine geselligen Tugenden ihn in mancherlei weitläufige Verbindungen gebracht haben und ihm die Hochachtung aller Vernünftigen erwarben."

Fürstlich Lübeckischer Gesandter: Herr von Koch.

„Dieser Minister, der sich vom Hofmeister der Prinzen Gallizin zu seinem jetzigen angesehenen Posten heraufgeschwungen hat, ist ein

Mann von Kopf und von vielen politischen Kenntnissen. Seine gegenwärtige Stelle, mancherley wichtige Aufträge die er für seinen Hof in Wien ausgerichtet hat, und einigen Einfluß den er dadurch am kaiserlichen Hofe besitzt, verdankt er der Protection des russisch-kaiserlichen Hofes und namentlich des Fürsten Gallizin; daher er diesem Hofe auch ganz und gar zugethan ist. Unter den Reichstagsgesandten ist er ein Stern höchstens von mittlerer Größe und Politik ist mehr sein Fach als teutsches Staatsrecht. Mit seiner reichen Gemahlin, einer geborenen von Brandenstein, hat er viele Kinder."

Fürstlich Churischer Gesandter: Herr von Wolf.

„Für eine jährliche Besoldung von 50 Fl. hat dieser verschmizte und ränkevolle regensburgische Domherr sich in das Corps diplomatique geworfen um hier eben die Unordnung zu verbreiten, die er in die Domkapitel zu Regensburg und Freysingen, vorzüglich bey den dortigen Bischoffswahlen gestiftet und sich dadurch gewissermaßen die Protection des churpfälzischen Hofes erworben hat."

Herzoglich Zweybrückischer Gesandter: Graf von Seinsheim.

„Ein äußerst elender Minister, nicht des Namens werth, der das Pfalz-Zweybrückische Votum gratis verführt um bei der bevorstehenden Regierungsveränderung" (Tod des alten Kurfürsten Karl Theodor) „ein großes Licht in Bayern zu werden. Er lebt meistentheils auf seinen großen Gütern in Franken."

Herzoglich Sachsen-Coburgscher Gesandter: Freyherr von Wülking.

„Obgleich das Haupt-Votum dieses Ministers Hessen-Cassel ist, so muß man ihn doch, der Rangordnung wegen, hier bemerken. Er ist ein sehr bejahrter Mann, den das Alter für die Geschäfte stumpf macht, der aber zu seiner Zeit, vorzüglich als Regierungs-Präsident in Cassel, seine Rolle gespielt hat. Jetzt besorgt alle Angelegenheiten der casselsche Legationssecretär Hofrath Kläpius, und von Braun-

schweig hat er ein für allemal die Weisung bekommen, sich in allem nach Churbraunschweig zu conformiren."

Herzoglich Sachsen-Gotha und Altenburgischer Gesandter: Freyherr von Gemmingen.

„Dieser Minister, der Cammergerichts-Visitator mit war und ehedem zu Gotha ein guter Jurist gewesen sein soll, hat sich auf seinem jetzigen Posten, vorzüglich durch den Trunk, so sehr vernachlässigt, daß er zu allen Geschäften unbrauchbar und ein erbärmliches Mitglied der hohen Reichsversammlung ist. Er hat ein sehr großes Vermögen und lebt mit seiner Gemahlin, einer geborenen Voit von Salzburg, in einer kinderlosen Ehe."

Herzoglich Würtembergischer Gesandter: Freyherr von Seckendorff.

„Er bekleidet seinen jezigen Posten seit 1788 und war vorher Cammerpräsident zu Anspach, wo er in Ungnade fiel. Es fehlt diesem Comitialgesandten nicht an Kopf und an Kenntnissen mancherley Art; doch ist er gewiß ein besserer Oeconom und Cameralist als Reichstagsgesandter. Er gehört zu den Sternen mittlerer Größe am Comitialhimmel."

Fürstlich Hessen-Darmstädtischer Gesandter: Herr von Schwarzenau.

„Er war Obervogt in Carlsruhe und ist seit 1790 Comitialgesandter bey Gelegenheit des Regierungs-Antritts des jezigen Landgrafen von Darmstadt geworden. Es ist wohl schwerlich möglich, einen in jeder Rücksicht erbärmlicheren Menschen zu finden. Es fehlt ihm an Herz, Kopf und den nothdürftigsten Kenntnissen; daher er gar nichts für sich thun kann, und sich, sowohl zum Verdruß seines Hofes als zum Aergerniß des evangelischen Religionstheils, unter die Curatel des Herrn von Leykam begeben hat. Weg von diesem unwürdigen Manne!"

Fürstlich Holstein-Glückstädtischer Gesandter: Freyherr von Eyben.

„Er ist schon seit vielen Jahren in Regensburg und war vorhin dänischer Gesandter in Neapel, wozu er sich ohne Zweifel sehr viel besser als zum Comitialgesandten schickt. Er ist besser Marionette als Geschäftsmann. Seine Kenntnisse sind sehr eingeschränkt und seit einigen Jahren giebt ihm eine Dame vom Theater so viele Beschäftigung, daß er die Geschäfte seines Hofes ganz vernachlässigt. Aus dieser Ursache hat er sich ganz und gar der Leitung des Herrn von Leykam überlassen und läßt sich von diesem nach Willkühr am Gängelbande führen."

Fürstlich Vor-Pommerscher Gesandter: Freyherr Schulz von Ascheraden.

„Dieser Minister war vorhin schwedischer Gesandter im Haag, und ist seit 1792 Comitialgesandter. Da er erst seit wenigen Monaten in Regensburg ist, so läßt sich noch nichts weiter von ihm sagen, als daß er ein sehr finstrer zurückhaltender Mann ist, der vorzüglich in alten Sprachen bewandert ist, auch sich darin schon bekannt gemacht und bey dem Antritt seines Postens durch mancherley sonderbare Rangstreitigkeiten viel Unzufriedenheit erregt hat."

Gräflich Fränkischer Gesandter: Herr von Fischer.

„Dieser Mann, der nunmehr Gesandter des ganzen gräflichen evangelischen Religionstheils ist, hat sich vorzüglich in der bekannten Grafensache ausgezeichnet und bewiesen, daß es ihm nicht an Fähigkeiten, Kenntnissen und Fleiß fehle. Diesen Ruhm behauptet er noch und macht sich besonders im Grafen-Collegio verdient, indem er dessen, oft sehr schwankende, Vorrechte soutenirt und die häufigen Angriffe, die darauf geschehen, mit möglichstem Nachdrucke abwehrt. Er ist ein sehr braver Mann, und Schade ist es! daß er wegen seiner schwächlichen Gesundheits-Umstände nicht lange mehr seine rühmliche Rolle fortspielen wird. Sehr wünschenswerth würde ein

reichsgräfliches Staatsrecht aus seiner Feder seyn! da wohl schwerlich jemand ihn in Kenntniß desselben übertreffen wird."

„Das reichsstädtische Collegium besteht größtentheils aus Magistratspersonen der Reichsstadt Regensburg, und diese ‚Deputirte', oder ‚kleine Gesandte', wie man sie nennt, sind zu uninteressant um nur einige Bemerkung zu verdienen."

Das „heilige römische Reich deutscher Nation" hatte durch den Frieden zu Lüneville den völkerrechtlichen Abschluß einer schweren Amputation, der des linken Rheinufers, zu überstehen gehabt. Damit verschwanden auch zwei Kurfürsten: Köln und Trier. Auf daß der Invalide sich weiter schleppen könne, wurden ihm durch den „Reichsdeputationshauptschluß" von 1803 deren vier neue eingesetzt: Hessen-Kassel, Württemberg, Baden, Salzburg.

Das waren die letzten glänzenden Tage Regensburgs. Der Kurfürst Karl Theodor Freiherr von Dalberg, früher in Mainz, war jetzt nach Regensburg übergesiedelt. Viele Würden wurden auf seinen Ehrenscheitel gehäuft: Reichs-Erzkanzler, Metropolitan-Erzbischof und Primas von Deutschland, nebenher Bischof von Konstanz und Worms. Er hielt dort einen prächtigen Hof und gab strahlende Feste. Die Fürstin Therese Taxis, Schwester der Königin Luise, hatte täglich Empfang. Die deutschen Fürsten und Standesherren waren zahlreich anwesend um ihre Angelegenheiten, das heißt: das Conto des fürstlichen oder gräflichen Hauses bei der großen Abrechnung über die linksrheinischen Verluste, persönlich zu vertreten.

Es wurden damals bedeutende Summen umgesetzt, die durch die Hände eines, der französischen Gesandtschaft attachirten „Entschädigungsmäklers" Feder gingen. Dieser schickte sie an den Bankier Dürand in Paris, für Rechnung von Madame Le Grand, der — nachherigen Frau Talleyrands. Nassau-Weilburg versprach den Franzosen 600,000 Gulden; es konnte nur 400,000 aufbringen, so wurde an der schon zugesagten Entschädigung ein Drittel gekürzt. Hessen-Kassels 20,000 Louisd'or wurden mit Verachtung zurückgewiesen. Hessen-Darmstadt zahlte eine Million, und noch zwei Landgüter für den Generalkommissar der französischen Armee, Talleyrands

Unterhändler Matthieu. Wittgenstein gab von einer Entschädigung von 300,000 Thalern wieder ab: 2000 Louisd'or. Württemberg bezahlte zentnerweise, noch nach Jahren. Matthieu erhielt eine Rente von 8000 Louisd'or, der Gesandte Laforet 1000 Louisd'or bar und eine Dose, 20,000 Gulden werth. Von Baden erhielt Matthieu 6000 Louisd'or als Trinkgeld. —

Dietrich Ompteda erlebte die Liquidation des Geschäftes nicht mehr, dem er zwanzig Jahre hindurch seine geistige und geschäftliche Begabung gewidmet hatte. Am 18 Mai 1803 erlag er einem „bösartigen Nervenfieber"; wie das Kirchenbuch meldet. Er ruht zu Regensburg auf dem St. Lazarus-Friedhofe.

Uebrigens war die Reichsdeputation angewiesen: „im Einverständnisse mit Frankreich zu handeln;" der große Entschädigungsplan war schon 1802 mit Preußen und Baiern in Paris fertig gestellt gewesen; beide nahmen sofort Besitz ohne Kaiser und Reich zu fragen. Dietrich Ompteda nennt deshalb die Reichs-Deputation ein „Comitté zur Formirung eines partage-Tractats". Frankreichs Zweck dabei war: Oesterreich aus Deutschland hinauszudrängen und dieses noch wehrloser zu machen. Der Erfolg war: es wurde damit die erste nothwendige Grundlage zur Wiederherstellung Deutschlands geschaffen; der Einheitsgedanke war geweckt und gekräftigt.

Einstweilen aber konnten die neuen Kurfürsten, diese schwächlichen Geschöpfe einer Staatskunst der Not, den morschen altersschwachen Bau nicht halten. Er brach zusammen. Unter seinen Trümmern wurde auch der durchlauchtige Reichstag begraben. Das Bild seiner Krankheit, Marasmus senilis, wird sich aus den vorstehenden skizzenhaften Zügen wohl so ziemlich zusammengefügt haben. Sein Totengräber war sein „Direktor" Dalberg, ein phantastischer Politiker den das neue Truggebilde des Rheinbundes in Napoleons Lager verlockt hatte. Die Verträge des „neuen Bundes" waren am 12 Juli 1806 in Paris vollzogen. Wir werden ihn und seinen Primas später eingehender zu betrachten haben. Jedoch verfuhr Dalberg als gebildeter Mann fein säuberlich mit seinen Herren Kollegen. Er schickte die Ueberflüssigen in die Sommerferien; alsdann erklärten, am 1 August, acht zurückgebliebene Rheinbündler: daß ihre durch-

lauchtigen Herren sich feierlich lossagten vom heiligen Reiche, das ja thatsächlich bereits aufgelöst sei.

Die Lossagungs-Urkunde dieser fortschrittlichen Reichsstände verdient auch jetzt noch, nicht vergessen zu bleiben, da ihre Argumente sich weit wahrer erwiesen haben als die damaligen Verfasser und Unterzeichner selbst übersehen konnten:

„Die drei letzten Kriege ... haben die traurige Wahrheit in das hellste Licht gesetzt, daß das Band, welches bisher die verschiedenen Glieder des deutschen Staatskörpers mit einander vereinigen sollte, für diesen Zweck nicht mehr hinreicht, oder vielmehr, daß es in der That schon aufgelöst sei; das Gefühl dieser Wahrheit ist schon seit langer Zeit in den Herzen jedes Deutschen." ... Seit der Absonderung des nördlichen vom südlichen Deutschland im Jahre 1795 „wurden die Ausdrücke Reichskrieg und Reichsfrieden Worte ohne Schall; vergeblich suchte man Deutschland im deutschen Reichskörper." ... Der Reichsschluß von 1803 ... hätte hinlänglich erscheinen können, um der deutschen Reichsverfassung neues Leben zu geben. ... Allein die neuesten Ereignisse haben ... die gänzliche Unzulänglichkeit der bisherigen Verfassung auf's Neue außer allen Zweifel gesetzt. ... Indem daher die unterzeichneten Souverains und Fürsten einen Neuen Bund unter sich geschlossen haben und sich „von ihrer bisherigen Verbindung mit dem deutschen Reichskörper lossagen, befolgen sie bloß das ... durch Erklärungen der mächtigeren Reichsstände aufgestellte System. Sie hätten zwar den leeren Schein einer erloschenen Verfassung beibehalten können, allein sie haben im Gegentheil ihrer Würde und der Reinheit ihrer Zwecke angemessener geglaubt" ... sich offen zu erklären. ...

„Vergeblich aber würden sie sich geschmeichelt haben, den gewünschten Endzweck zu erreichen, wenn sie sich nicht zugleich eines mächtigen Schutzes gesichert hätten, wozu sie nunmehr der mächtige Monarch, dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben, verbindet. Eine so mächtige Garantie ist in doppelter Hinsicht beruhigend" ... wegen „Befestigung der innern und äußern Ruhe in Deutschland."

Gezeichnet ist das Aktenstück:

Freiherr von Rechberg-Baiern, bisheriger Comitialgesandter.

Freiherr von Seckendorff, Königlich würtembergischer Staatsminister und bisheriger C.-G.

Freiherr von Albini, Kurfürstlich-Reichs-Erzkanzlerischer Staatsminister und Directorial-Gesandter.

Der kurfürstlich Badensche Gesandte, Albrecht Freiherr von Seckendorff.

Ferner von: Hessen, Hohenzollern, Salm-Kyrburg, Isenburg.

Die letzte Weihe gab diesem Akte der französische Geschäftsträger M. Bacher. Er zeigte, am gleichen Tage, dem in den letzten Zügen dahinschlummernden Reichstage die Bildung des Rheinbundes an, da die jetzige Situation durch den Frieden von Presburg (26 Dezember 1805) unvereinbar mit dem Wesen eines deutschen Reichsstaates sei. Frankreich sei überzeugt daß, sobald es seine Truppen über den Rhein zurückgezogen haben werde, die Zwietracht in Süddeutschland, auf Grund der unklaren Bestimmungen des Reichs-Deputations-Hauptschlusses, wieder ausbrechen werde; „es sieht im Rheinbunde eine nothwendige Folge des Presburger Friedens. Seit langer Zeit haben eine Reihe von Aenderungen die deutsche Reichsverfassung dahin gebracht, nur noch ein Schatten ihrer selbst zu sein.... Der Reichstag hatte keinen eigenen Willen mehr; die Urtheile der höchsten Reichsgerichte konnten nicht mehr vollzogen werden." ...

„Der Kaiser (Napoleon) ist daher gezwungen zu erklären, daß er die Existenz der deutschen Reichsverfassung nicht mehr anerkennt, jeden einzelnen Staat als souverain anerkennt und den Titel ‚Protektor des Rheinbundes' angenommen hat. Er hofft, daß damit die französischen Heere zum letzten Male den Rhein überschritten haben. Se. Majestät haben erklärt, daß Sie die Grenze Frankreichs niemals über den Rhein hinausschieben werden; diesem Versprechen sind Sie treu geblieben. Jetzt ist Ihr einziger Wunsch, die Mittel, die die Vorsehung Ihnen anvertraut hat, dazu anzuwenden: die Meere zu befreien, dem Handel seine Freiheit zurück zu geben und das Glück der Welt zu sichern." —

(gez.) Bacher.

Wohl herrschte Trauer in Regensburg, das nun eine altgewohnte reiche Erwerbsquelle verlieren sollte. Trauer aber über Regensburg und das alte Reich fand nirgendwo und niemals Ausdruck. Man betrachtete den Zusammenbruch so vieler einzelner Staaten, und damit den des Reiches selbst, als unabwendbar. Ein deutsches Nationalgefühl war damals unbekannt.

Die Herren Gesandten packten ihre Archive ein und zogen mit gewohnter Bedächtigkeit ab. Noch im März 1807 wandelten ihrer 17 als blutlose Gespenster in der alten Gesandtenstraße auf und ab.

So endete der letzte deutsche Reichstag. Die Nation blieb stumm und kalt. Jedoch fehlte es dem großen Toten nicht an Nekrologen und Leichenreden, in denen allerdings das „de mortuis nil nisi bene" wenig zur Anwendung kam. Eine der lichtvollsten und gründlichsten finden wir in einem Werke, das in Hannover im Jahre 1808 erschien, in den „Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland" vom Geheimen Cabinetsrat Ernst Brandes. Er war einer der hervorragenden höheren Beamten im Hannoverschen Ministerium, zugleich ein geistvoller und staatsmännisch gebildeter Schriftsteller. So werden seine Betrachtungen über den deutschen Reichstag, als abschließendes Gesammtbild, hier nicht unwillkommen sein:

„Das Reich war ein morsches Gebäude, das bei einem bedeutenden Stoße, von Innen oder von Außen gegeben, so leicht in Trümmern zerfallen konnte."... Es war „ein gegen den kleinsten Windstoß zu schützendes Gebäude. Die Centralpunkte der politischen Gesammtheit Deutschlands: Regensburg und Wetzlar, stellten bei näherer Beschauung keinen sehr ehrwürdigen Anblick des Reichsverbandes dar. Zwar konnten Männer von wahren politischen Ansichten, von Kraft und Charakter, auch dorthin verschlagen werden; aber die Geschäftsführung daselbst war weder von der Beschaffenheit, Männer der gedachten Art zu bilden, noch ihre Bildung aufrecht zu erhalten. Die Verhandlungen der Nationalversammlung in Regensburg waren nicht allein mit der weitschweifigsten geschmacklosesten Pedanterey stark tingirt, sondern in der Natur der Bildung der Nationalvertretung lag das Kraftlose, das Entwürdigende."

„Fürsten reichstagten nicht mehr, nur deren Abgeordnete, die

über jede Abstimmung von einigem Belang mit einer besonderen Anweisung erst versehen werden mußten. Zu einem Friedenskongresse: einem Geschäfte, wenngleich von großem Umfang, stand die Anwendbarkeit einer solchen Maschinerie wohl einmal zu gebrauchen; aber man fühlte doch bald, daß auch selbst hierin, zur Wahrnehmung des eignen Interesses der Gesammtheit, das doch Förderung der Sache verlangt, kein hundertköpfiges Wesen ohne eigenen Nachtheil auftreten durfte. Eine zahlreiche Versammlung, die nur nach speziellen Instruktionen handelt, kann nicht weise = wirksam sein, da sie wechselseitige Ueberzeugung, wechselseitiges Nachgeben ausschließt. Wie lahm muß nicht das Marionetten-Theater sich darstellen, wo Peter der Puppenspieler erst weit her zu holen ist, damit der ausgespreizte schwebende Schenkel seines hölzernen Helden, von dem Drahte den jener in Händen hat richtig angezogen, sich in gehörigem Ebenmaaß auf die Bretter niederläßt."

„Seit dem Eintritte der Doktoren der Rechte in die Canzleyen deutscher Fürsten hatte die Form und Sprache der Rechtsverwaltung alle Zweige der Geschäfte ergriffen, zur größten Beeinträchtigung eines politischen richtigen Blickes in Gegenständen, die sich allein für dessen Entscheiden eigneten. Sowie die, im eigentlichen Rechtsgange vorgeschriebene Form mit vollgültigem Fug zu dem Wesen des Rechtsganges gehört .... nicht also in den, von Rechtsfällen ganz verschiedenen Administrationssachen, bei denen die Form überhaupt nicht so in das Wesen der Sache eingreift, mithin untergeordnet sein muß."

„Zum größten Nachtheile der freyen Geistesbildung der Deutschen gab der Einfluß der Doktoren der Behandlung aller Geschäfte einen recht sachwaltermäßigen Anstrich, der sich viel länger in Deutschland als in anderen Staaten erhielt. Was Wunder also, daß die mit dem barocken Flitterstaat dieser Formen ausgestatteten, durch die danach eingerichteten Instruktionen stets gegängelten fürtrefflichen Gesandtschaften in Regensburg in ihren Abstimmungen wohl wie rabulistische Advokaten gegen einander rezessirten" (statt mündlichen Vortrages Schriftstücke zum Protokolle einreichten) „und sogar darüber die erste unerläßige Form einer debattirenden und stimmenden Ver-

sammlung hintenansetzten, nach welcher zuerst Gründe und Modifikationen über den Antrag vorgebracht werden, bey der, nach sorgfältiger Erwägung rein und scharf aufzustellenden, Umfrage aber ohne Weiteres nur mit Ja oder Nein abzustimmen ist. Einen treuen Schluß der Mehrzahl aus den wortreichen, häufig bedingten Entschließungen zu ziehen, mußte wirklich auf dem Reichstage manchem schwer fallen."

„Die Verhandlungen der Repräsentanten der höchsten gesetzgebenden Gewalt in Deutschland konnten durch die widerliche Mischung von halb juristischen halb politischen Ansichten, die man in ihnen oft wahrnahm, keine Ehrfurcht gegen diese Repräsentanten erregen in einem Zeitalter, wo die leitenden besseren Köpfe im Publiko in Rücksicht auf Gedanken und Vortrag soweit über das meiste, was in Regensburg erschien, vorausgeeilt waren. Die hohe Politik, die man mit der wichtigsten Miene auf dem Reichstage zu treiben sich das Ansehen gab, mußte denjenigen der dortigen Auguren selbst zum Spotte dienen, die da wußten, daß die Hauptsachen von den Cabinetten der großen und mittleren Höfe schon abgemacht waren ehe sie — etwa zum Zausen an der Form — dem Reichstage hingeworfen wurden. König Friedrich hatte ja geradezu, im Druck, die Comitialgesandten und ihr Getöse mit den Hofhunden verglichen, die den Mond anbellen."

„Fruchtbringend vermochten die Verhandlungen der Amphiktyonen Deutschlands nicht zu sein; nicht allein weil deren Natur dieses so sehr erschwert, sondern weil die großen und mittleren Höfe, aus der die Landeshoheit nothwendig begleitenden Eifersucht, höchst selten die Erlassung neuer allgemeiner Gesetze begünstigten. Die Mehrzahl der Einwohner litt nicht dadurch; denn in den meisten Staaten der erwähnten Art geschah in Rücksicht der Gesetzgebung Manches, und Manches so gut wie es nur in einer unvollkommenen Welt geschehen kann."*)

„Diese großen Mängel lagen in der Natur der Sache und waren also nicht zu heben. Diese Mängel müssen in jeder Conföderation eintreten, wo nicht Unabhängigkeit ein leerer Name, viel-

*) Der Leser wird mit Befriedigung erkennen: wie unähnlich in diesen, und anderen, Leistungen der selige Bundestag zu Frankfurt am Main seinem Vorgänger war.

mehr der Wille eines Einzigen die Wirklichkeit ist.“ (Rheinbund.) „In den kleinen Staaten, besonders den Wahlstaaten, fühlte man am meisten jene Mängel; aber für diese gewährte der Reichsverband den einzigen unmittelbaren Schutz.“

„Die Klugheit hätte dahin streben sollen, die Verhandlungen des Reichstags, die nun einmal in keinem sehr ehrwürdigen Lichte erscheinen konnten, möglichst nicht in beständige Thätigkeit zu setzen. Was Ehrfurcht gebieten soll, erfordert ohnehin im Allgemeinen eine gewisse Ruhe. Institute, die nicht recht wirksam seyn können und deren Aeußerungen sogar dem Sinne der Zeit nicht zusagen, hält man am besten aufrecht wenn man nicht zuviel von ihnen hört. Die größeren Höfe hätten eine nachtheilige Mobilität des Reichstags zurückzuhalten vermocht, aber sie thaten's nicht.“

„Blind gegen diese Zeichen der Zeit und blind darüber, wie eine Bildung durch jene Angelegenheiten eine Verbildung für wichtigere Gegenstände wurde, empfahl man hie und da dringend, die sogenannte Bildung in Regensburg und Wetzlar zu suchen; lenkte dahin wovon man hätte ablenken sollen. Denn wenngleich in den Hörsäälen der Universitäten das deutsche Staatsrecht in seiner alten Form, größtentheils in Beziehung auf Deutschland als ein Reich und mit weniger Rücksicht auf die ungleich wichtigere innere Staatsverfassung der einzelnen Theile, noch ungemein glänzte, so mußte doch der wahre Staatsmann voraussehen, daß der Vortrag des Positiven in der Dauer nur dann recht anziehend und nützlich sein kann wenn es wahrhaft positiv ist. In den meisten Vorträgen sah jedoch das deutsche Staatsrecht ganz anders aus als es sich in Wirklichkeit fand.“

Zwei junge Deutsche hatten in jenen Zeiten auf Hochschulen dieses Staatsrecht studirt und nahmen dann jeder einen Anlauf, die Reichspraxis näher kennen zu lernen. Der eine war ein junger Doctor juris aus Frankfurt am Main. Aber — aber! was er in Wetzlar gesehen und gehört, daran scheint er sein Lebtag genug gehabt zu haben. Als Goethe vierzehn Jahre später, 1786, von Karlsbad nach Italien entfloh, war er am 4 und 5 September in Regensburg. Er lobt die Lage. „Die Gegend mußte eine Stadt herlocken; auch haben sich die geistlichen Herren wohlbedacht. Alles

Feld um die Stadt gehört ihnen; in der Stadt steht Kirche gegen Kirche und Stift gegen Stift." Er lobt die Donau. Er wohnte im Jesuitenkollegium dem jährlichen Schauspiele der Schüler an; er knüpft daran Betrachtungen über dieses Ordens Thun und Wesen. Er spricht endlich, als Mineralog, von den bei Regensburg brechenden Gesteinen — — —. Aber nicht eine Silbe streift den durchlauchtigen Reichstag, als ob dieses fossile Vorkommen dem Reisenden überhaupt gar nicht vor die Sinne getreten sei. Und dabei war er ein Reichsstädter und eines fürstlichen Reichsstandes Minister.

Stein ging, nachdem er in Göttingen fleißig studirt hatte, etwa um 1775 nach Wetzlar, später nach Regensburg. Hier wie dort und weiter beim Reichshofrath in Wien fand er dasselbe „armselige Kleinleben, unter lauter erstarrten Formeln leeren Buchstabenkram." Deshalb trat er in den Dienst des Königs von Preußen.

Im Jahre 1797 reiste der Amerikaner Morris, ein geistig hervorragender Mann, klug und unbefangen, längere Zeit hindurch Gesandter der Vereinigten Staaten in Paris, durch Deutschland. In seinen, erst vor einigen Jahren erschienenen wertvollen Erinnerungen berichtet er auch über seine Fahrt von Frankfurt nach Regensburg. Am 3 Dezember 1797 traf er dort ein. Die Wege der Donau entlang waren abscheulich, das Land dünn bewohnt und damals ohne alle Kunststraßen. „Die Einwohner der Oberpfalz scheinen noch schlimmer daran zu sein als die benachbarten Böhmen. Aermliche Hütten, selbst bis vor die Thore von Regensburg, ihre Insassen zerlumpt und schmuzig. Die Hütten sind mit Schindeln gedeckt und statt der Vernagelung mit Steinen beschwert. Das ist ein starkes Stück in einem eisenreichen Lande und sehr bezeichnend für den halbwilden Zustand der Bewohner. Dieser Teil Deutschlands ist gegen Sachsen um ein Jahrhundert zurück. Die Regierung (Kurpfalz und Hochstift Regensburg) würde den Wert ihres Landes bedeutend erhöhen wenn sie sächsische Einwanderer hereinzöge; dann aber müßte sie das lutherische Glaubensbekenntnis dulden, was nicht in ihre Anschauungen paßt. Die Einwohner werden nur durch Furcht und Not zur Arbeit getrieben; darüber hinaus thun sie nichts. Ließe man ihnen Freiheit, so würden sie wohl baldigst auf die Stufe

unserer amerikanischen kupferfarbigen Brüder herabsinken, wenn sie nicht etwa von ihren fleißigen Nachbarn völlig ausgerottet würden, was wohl das Wahrscheinlichste ist. Ein noch stärkerer Druck und schwerere Steuern würden dagegen ihre Körper- und Geisteskräfte heben, und wenn man diese Steuern zur Gründung verschiedenartiger Fabriken verwendete, würde man bei ihnen neue Bedürfnisse erwecken und diese würden erhöhte Industrie in's Leben rufen, falls das Eigentum durch Gesetz wirksam geschützt würde . ." Nach längerer Entwickelung dieser volkswirtschaftlichen Anschauungen berichtet der Reisende von dem gastfreien „Hofe" der sehr lebenslustigen und ebenso anziehenden jungen Fürstin Taxis, von dem musikalischen Salon der Gräfin Hohenthal und dem diplomatischen der Baronin Seckendorff. Und was über den Mittelpunkt dieses Getriebes, den durchlauchtigen Reichstag? „Heute Morgen habe ich einige Empfehlungsbriefe abgegeben, aber alle Welt ist in der Sitzung." Das ist Alles — Alles!

Die Erklärung dafür findet sich an verschiedenen Stellen des wirklich sehr merkwürdigen Buches:

„Das Deutsche Reich existirt nur dem Namen nach; aber in Wirklichkeit ist es bereits vernichtet. Wer auf eine Wiederherstellung rechnet täuscht sich. Er mag hinter der Verschanzung schimmeliger Archivakten schlummern, aber die preußische Bayonettspitze wird ihn aufwecken." . . „Die Verfassung dieses Reiches", so schreibt er 1796 an den damaligen englischen Minister Lord Grenville, „ist eine Schaumblase, in Wirklichkeit giebt es hier zwei Kaiser; einer im Norden, er befiehlt unter der Form der Unterhandlung; einer im Süden, er unterhandelt in der Form des Befehls. Auf ihrer Eifersucht beruht das kränkliche Dasein der kleinen und kleinsten Landesherren. Früher oder später werden jene beiden diese unter sich aufteilen. Einstweilen werden sie noch durch Frankreich und Rußland gehalten. England sollte für die Teilung sein um Oesterreich und Preußen gegen Rußland und Frankreich zu stärken. Die Schwierigkeit liegt in Hannover. Nun will ich zugeben, daß Hannover noch eine Zeit lang dem Namen nach Sr. Majestät (dem Könige von England) unterworfen sein wird; aber selbst dann muß dessen

wirkliche Kraft stets zu Preußens Verfügung stehen. Und eines Tages wird Hannover Preußens Preis dafür werden daß es Baiern an Oesterreich überläßt ... Sie werden Hannover nur so lange halten können als es Frankreich beliebt ... Das preußische Kabinet wird immer lieber mit Sr. Majestät über Hannover verhandeln als es mit Gewalt nehmen wollen, um nicht eine bestehende Regierung zu stürzen." ...

Alle diese Voraussagungen erfüllten sich bald darauf: 1801, 1803 und 1806. —

„Ebenso große Fehler", fährt Brandes fort, „vielleicht noch größere, zeigten sich in dem anderen politischen Centralpunkte Deutschlands, Wetzlar, in der Handhabung der richterlichen Gewalt; am auffallendsten in drey Punkten:"

1. „Unabhängigkeit der Richter von einer wirksamen Oberaufsicht einer höheren Behörde, namentlich über das persönliche Verhalten der Mitglieder. Denn Richter sind Menschen, nicht besser als andere Sterbliche, und hinter dem Collegialschilde zur Willkür geneigt. Ein Collegium ist an sich, als mystischer Körper durch das Ansehen des Gesammtnamens gestärkt und ungleich mehr für persönliche Verantwortlichkeit und Haß geschützt, weit schamloser als der einzelne Mensch ... Eine Aufsicht über das persönliche Betragen seiner Mitglieder bedarf ein Gerichtshof mehr wie ein jedes andere Collegium."

„Der Weisheit unserer alten Vorfahren war die Anordnung der Visitationen des Kammergerichtes zuzuschreiben, die sich vorzüglich mit Untersuchung und Abstellung der Personalgebrechen beschäftigen sollte."

„Religiöse und politische Eifersucht, deutsche Weitläufigkeit, haben den Gebrauch dieses unerläßlichen Mittels zur Erhaltung der nothwendigen Abhängigkeit der, von aller persönlicher Aufsicht entfernten Reichsrichter zu Wetzlar verhindert. Unter Joseph II ward es wieder in Gang gebracht. Selbst ungeachtet deutsch-publicistischer zweckwidriger Weitschweifigkeit ward doch ein Theil des, die Schandthaten des Gerichts bedeckenden Schleiers durch die Visitation gehoben. Drey Mitglieder wurden der gröbsten Bestechlichkeit juristisch über-

führt .... Verdacht ruhete auf mehreren, aber die Visitation wurde gesprengt, damit dieser nicht zur Gewißheit werde."

„Ob etwa von Einigen diese persönliche Unabhängigkeit zu dem schmutzigen Gebrauche, zu welchem mehrere Vorgänger sie benutzt, wieder angewandt worden, wird sich nie mehr bestimmen lassen."

Dietrich Ompteda, der ehemalige Hofrichter, ließ sich die Verbesserung der verkommenen Reichs-Rechtspflege besonders angelegen sein. Als Grundlage der, auf der Tagesordnung in Regensburg stehenden Reform lieferte er, 1792, eine urkundliche „Geschichte der vormaligen ordentlichen Kammergerichts-Visitationen und der zweihundertjährigen fruchtlosen Bemühungen zu deren Wiederherstellung".

Die zweite Hälfte dieses Titels faßt bereits die klägliche Geschichte des Reichsgerichtes und seiner Rechtspflege deutlich zusammen. Das gelehrte Werk enthält über 300 Seiten; es ist heutzutage nur noch mit stärkster Ueberwindung durchlesbar.

Hier möge daraus nur kurz mitgeteilt werden, daß das Kammergericht, nach verschiedenen fruchtlosen Anläufen der Kaiser Friedrich III und Max I, endlich im Jahre 1507 auf dem Reichstage zu Costnitz „auf festen Fuß gesetzet" wurde; daß gleichzeitig dessen regelmäßige Visitationen, bald verbunden mit einer Revisionsinstanz, eingerichtet wurden; daß jedoch die Anwendung dieser heilsamen und notwendigen Maßregel seit dem Jahre 1588 „ins Stocken gerathen" und daß seit 1601 auch die außerordentlichen Visitationen ganz und gar außer Uebung gekommen waren. Letztere ist dann zweimal, 1707—13 und 1767—76, wieder erwacht wenn die Uebelstände gar zu himmelschreiend auftraten. Von da an versank das Kammergericht ungestört in den unergründlichen Sumpf der allgemeinen Reichs-Lethargie; in Regensburg jedoch blieb diese Reform auf der Tages-Ordnung, bis zum letzten Tage.

Neben dem Reichskammergerichte bestand noch der Reichshofrat in Wien, ohne strenge und klare Trennung der Zuständigkeiten. Er übte die schlimmste Art der Rechtspflege: Administrativjustiz, nach jeweiliger Gunst und G a b e der Parteien. Auch von materieller Not war die höchste Reichsjustiz bedrängt. Im Jahre 1720 hatte man reformirt und 25 Beisitzer mit 91,000 Thalern (273,000 Mark)

Einkünften festgesetzt. Aber die Rückstände in den Beiträgen der Reichsglieder zu dieser geringen Summe stiegen derartig, daß man nach etwa 40 Jahren kaum 17 Richter bezahlen konnte. So ergaben sich bei der Visitation von 1767 bis 1776 etwa 60,000 verschleppte Prozesse.

Brandes fährt fort:

2. „Die richterliche Gewalt bestrebte sich, zugleich gesetzgebende Gewalt zu seyn, namentlich im Strafrechte, da die Gesetzgebung, welche dem Zeitgeiste hätte in gemessenem Schritte folgen müssen, den Todten spielte.“

3. „Es wurde politische Jurisprudenz unter der Form des Rechtsganges gemacht. Bei der gestiegenen Macht der Reichsstände und der gesunkenen Gewalt des Kaisers war auf wirksame Hülfe gegen die großen Staaten nicht zu rechnen.“

Soweit Brandes' Leichenrede. —

Wir aber haben inmittelst Berlin und Leipzig errungen; also Regensburg und Wetzlar:

Requiescant in pace.

Zweiter Abschnitt.

1790 bis 1807.

Göttingen. — Akademisches Leben. — Studenten-Orden. — Leben im alten Hannover. — Charakter der Niedersachsen. — Die zwei Hofränge. — Geselligkeit. — Anstellung als Hofjunker. — Pyrmont. — Reisen in England und Frankreich. — Kammerherr. — Ueberwältigung und Plünderung Hannovers durch die Franzosen. — Das Buch: „Neue Vaterländische Litteratur". — Flucht nach Wien.

Als Fritz Ompteda, nachdem er vier Semester lang in Erlangen ein fleißiges Stillleben geführt, am 24 Oktober 1790 in Göttingen immatrikulirt wurde, zählte diese Stadt etwa 8000 Einwohner, zu denen 800 akademische Bürger traten. Die Georgia Augusta hatte im Jahre 1787 ihre funfzigjährige Geburtsfeier begangen. In's Leben war sie gerufen durch einen Staatsmann von hervorragendem Geiste und Karakter. Gerlach Adolf von Münchhausen war kein hannoversches Kind; er stammte aus Straußfurt bei Erfurt. Geboren 1688, schon mit 23 Jahren Appellationsrat in Dresden, wurde er 1715 an das neuerrichtete Oberappellationsgericht in Celle berufen; 1726 wurde er Gesandter in Regensburg, 1732 Minister in Hannover. Seine äußere Politik im siebenjährigen Kriege war nicht glücklich und erfolgreich. Friedrich der Große nannte, in seinem Unmute, die dort regierenden Herren: „ces maudites perruques d' Hanôvre, die immer nur an ihre terre sainte denken." Münchhausens innere Verwaltung war dagegen um so ruhmreicher. Er gründete 1735 das weltbekannte Landgestüt in Celle. Er schuf 1737, nach mehrjähriger schwerer Arbeit, die Universität Göttingen, die er dann 36 Jahre lang persönlich leitete. Bemerkenswert sind die Gesichtspunkte, die er in einem Berichte an

den König Georg II über die Zusammensetzung der theologischen und der juristischen Fakultät feststellte. „In jene sollen keine Männer berufen werden, deren Lehren zum Atheismus und Naturalismus leiten, oder auch die Articulos fundamentales religionis evangelicae anfechten; — aber ebensowenig solche, die ein evangelisches Papsttum behaupten, ihr ganz Systema andern aufdringen, diejenigen so in gewissen, das fundamentum fidei nicht concernirenden quaestionibus mit ihnen kein gleiches Sentiment führen, verketzern und die Libertatem conscientiae sammt der Toleranz als unleidentlich ansehen."

Die juristische Fakultät will er „mit berühmten und vortrefflichen Männern besetzt" wissen, um sie zu einem Anziehungspunkte für vornehme und reiche Leute zu machen. Solchem Zwecke entsprechen weder „die unselbständigen Praktiker noch die bloßen Theoretiker"; er sucht nach Leuten die „eine solide Theorie und das Studium antiquitatum Romanarum et Germanarum mit der Praxis verknüpfen".

Im Jahre 1748 besuchte der König die Universität zum ersten Male und trank mit dem Minister „auf das Wohl seiner Tochter Georgia Augusta". Anfangs, als diese noch in den Windeln lag, war ihre akademische Bildung wohl ziemlich barbarisch. Nach 50 Jahren hieß es in der Jubelpredigt: „Mehr ein Schwarm von Bacchanten und Unsinnigen als eine Gesellschaft von Söhnen der Musen und Lieblingen der Wissenschaften. In den Hörsälen Tumult, Grobheit, Barbarei; auf den Straßen Geschrei und fürchterliches Getümmel am Tage, und des Nachts Schrecken und Verwüstung!" Viele grobe Unthaten waren vorgefallen, auch Morde der Studirenden. . . . Später wurde die Tochter gesitteter. Die Frequenz der Universität blieb noch längere Jahre hindurch hinter Jena und Halle zurück; aber Münchhausen konnte mit berechtigtem Selbstgefühl diesen „Purschenuniversitäten" die gute Haltung und Wohlerzogenheit der Göttinger Studenten gegenüber setzen.

Seine volkswirtschaftlichen Anschauungen standen gänzlich unter dem Einflusse der Schule, die das heimische Geld erhalten und fremdes in's Land hereinziehen wollte. Deshalb sollten auch die Professoren ihre Kompendien selbst verfassen, „denn durch das Debit der Uni-

versitätsschriften geht eine ungeheure Summe Geldes in's Land". — Er wünschte möglichst viele reiche Ausländer heranzuziehen: „Warum sollte ich dem Lande das Fremden-Vermögen, den Universitätsbürgern den Umlauf des beträchtlichen Geldquantums nicht gönnen? Hunderttausend ihnen alle Jahre zufließende Louisd'or thun ihnen wohl, und die Landesregierung wird überzeugt daß sie Samen ausstreut, der bei Landeskindern moralische, bei Fremden goldene Früchte trägt."

Wegen der Fremden verlangte der König von vornherein: „daß für die Exercitien in Göttingen besser, als sonst auf Universitäten üblich, gesorgt werde." So war das erste, vom Staate für die Universität errichtete Gebäude — das Reithaus. Erst später, 1781, wurde die K. Gesellschaft der Wissenschaften gegründet; mit ihr wurden die seit 1739 erscheinenden „Göttinger Gelehrten Anzeigen" in Verbindung gesetzt.

Gerlach Adolf Münchhausen starb in Hannover 1770. Er ruht in der Neustädter Kirche neben dem andern großen eingewanderten Hannoveraner: Leibniz. Auch nach seinem Ausscheiden wurde seine Tochter, als Schooßkind der Regierung, mit unabläßiger liebevoller Sorge gepflegt und gehütet. Diese Sorge war damals einem Manne anvertraut, den wir soeben bereits kennen gelernt haben: Ernst Brandes. Schon in jungen Jahren hatte er sich durch Gelehrsamkeit, Geist und allgemeine wie gesellschaftliche Bildung unter der hannoverschen Beamtenschaft hervorgethan. In England war ihm die Neigung für moralisch-politische Betrachtungen und kulturelle Zeitbilder geweckt, die er in zahlreichen Schriften niederlegte: „Ueber die Weiber". — „Ueber die gesellschaftlichen Vergnügungen in den vornehmsten Städten des Kurfürstenthums Hannover" (1790). — „Ueber einige bisherige Folgen der französischen Revolution, vorzüglich in Deutschland" (1792). — „Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts" (1808); — Schriften deren kulturgeschichtliche Bedeutung sie auch noch heute kennenswert macht.

Auch veröffentlichte er (1802) die Summe seiner langjährigen akademischen Erfahrungen in einer Arbeit: „Ueber den gegenwärtigen Zustand der Universität Göttingen." Aus dieser Schilderung und

einigen anderen gleichzeitigen Erinnerungen ist die nachfolgende kulturgeschichtliche Skizze entnommen:

Das Geheimratskollegium in Hannover betrachtete seine neue Schöpfung in Göttingen wesentlich als eine Erziehungsanstalt der jungen Hannoveraner aus den höheren Ständen zu künftigen Dienern des Staates und der Kirche. Diese Klasse bildete daher, mit den Fremden aus guten Häusern: Engländern Kurländern, die oberste Schicht der Studentenschaft. Von Hannover aus wurde diese Jugend unter fortlaufender strenger Aufsicht gehalten, in Beziehung auf Fleiß, Sitten, äußeren Anstand und Geldausgaben. Mit der Verfeinerung des vorletzten waren letztere in neuerer Zeit beträchtlich gestiegen, besonders seitdem, 1786, drei jüngere Söhne des königlichen Hauses dort studirten. Sie brachten Göttingen für die übrige vornehme Welt in Mode; es war „Prinzen-Universität" geworden. In einem Briefe aus dem Jahre 1787, gerichtet an einen nicht bemittelten jungen Studenten aus der höheren gesellschaftlichen Klasse Hannovers heißt es:

„Daß Dir dort Deine Eingeschränktheit doppelt und zehndoppelt fühlbar wird, ist leider nur zu natürlich. Göttingen ist unstreitig die theuerste Universität Teutschlands; und woher? weil Aufwand in Allem, was zum Prunk gehört, und die, mit Raserei noch immer vervielfachten, conventionellen Bedürfnisse des Luxus denen, die sie anerkennen wollen und zu einem gewissen Grade anerkennen müssen, mehr Geld wegnehmen als ihr Beutel zu halten vermag. Die Mehrsten, die hingehen, sehen die drei Jahre, die sie dort zubringen, als die Zeit an wo sie im höchsten Glanze ihrer Glorie scheinen wollen. Leute, die vielleicht in ihrem 40sten oder 50sten Jahre eine Familie mit 5—600 Thalern zu erhalten haben und froh sind, dann eine solche Bedienung zu bekommen, glauben im 17ten Jahre, daß dies Geld zu ihrem academischen Unterhalte nicht zureiche, weil sie es den ersten Erben Teutschlands und Englands gleichthun zu müssen glauben."

Die Bekämpfung des Luxus und der kostspieligen Vergnügungen war daher ein Ziel, das unablässig verfolgt wurde: Schlittenfahrten, Picknicks, Bälle wurden möglichst beschränkt und vereinfacht. Letztere

fanden nur einen um den anderen Sonntag statt, unter Leitung von Studenten und jüngeren Professoren. Man tanzte von fünf bis neun Uhr; in den Nebenzimmern spielte die ältere Welt Karten. Dann wurde zu Abend gegessen und bis Mitternacht weitergetanzt. Die Kosten ohne Wein betrugen für die Herren 1½ Thaler; Damen waren frei. Daneben bestanden „Kränzchen", Abendgesellschaften, die im Winter in einer Anzahl vereinigter Familien herumgingen. In den Kreisen der Bürgerschaft waren jedoch, wenn Damen dabei waren, die Studenten regelmäßig ausgeschlossen. Schauspieltruppen waren aus Göttingens Weichbilde unbedingt verbannt.

„Seit geraumer Zeit," sagt Brandes, „ist es keiner Schauspielergesellschaft gestattet, Vorstellungen in Göttingen geben zu dürfen, und selbst der leidenschaftlichste Liebhaber eines guten Theaters wird sich von der Nothwendigkeit überzeugen, daß diese Erlaubniß nie wieder gegeben werden darf, da Aufwand, Händel, Zeitversplitterungen unvermeidliche Folgen vom Gegentheile sein würden. Von den Uebeln, die eine beliebte Actrice nach sich ziehen kann, rede ich nicht einmal. Selbst der gewissenhafteste Director kann solches nicht verhindern. Aus ähnlichen Gründen sind den Studirenden selbst die Aufführungen von theatralischen Vorstellungen, so wie von seltenen (besonders großartigen?) Aufzügen und Musiken, in neuerer Zeit untersagt."

Im Jahre 1776 waren jedoch — wie der Prorektor berichtet — „weil die Vorbereitungen schon zu weit gediehen seien", zwei Vorstellungen zugelassen worden. In's Gewicht fiel wohl auch, daß „Herr Brandes dabei interessirt sei". Dieser war der Student Ernst Brandes, Sohn des damaligen Ministerialdezernenten für die Universität.

Brandes sprach sich auch später aus „politisch-moralischen" Gründen scharf gegen die damals herrschende Theaterliteratur aus:

„Was für Zerrbilder, für Schwächlinge, für Egoisten, mit dem Anstriche von allerlei Prätensionen, die Zeit hervorbrachte, — ihr theatralischer Werth mag sein welcher er will — zeigen Ifflands Schauspiele."

Unwillkürlich drängt sich bei dieser Verdammung die Betrachtung auf: wie wenig noch damals ein geistvoller und hochgebildeter Mann durch unsere Dichter-Heroen und die von Weimar ausgegangene

Wiederbelebung unserer Literatur berührt war. Allerdings lag unser unsterbliches Laienevangelium Faust nur als Stückwerk vor; Werther stand noch zu nahe; Götz war zu unästhetisch und derb; ebenso die Räuber und Luise Millerin.

Vielleicht auch standen dem damals lebenden Geschlechte seine Riesenhäupter überhaupt noch zu nahe; sie waren in dieser kurzen Perspektive durch allerlei kleine, uns längst versunkene, Hügel versteckt. Sie stiegen empor je mehr die Nachkommen sich von ihnen entfernten. Erst im zwanzigsten Jahrhundert wird Goethe die deutsche Kultur voraussichtlich so beherrschen, daß er in unser aller Fleisch und Blut übergegangen sein wird.

Kehren wir zu Brandes zurück:

„Dagegen fand im Concilien-Hause an jedem Sonnabend von 5—7 Uhr ein ‚Academisches Concert‘ statt. Das Abonnement betrug für den Herrn 2 Louisd'or (etwa 35 Mark); dafür hatte er das Recht, jedesmal eine Dame frei einzuführen. Die Stühle für letztere standen jedoch nicht zum Orchester gerichtet, sondern in einem gegen den Eingang offenen Halbkreise. Der Student führte seine Dame zu ihrem Stuhle und zog sich dann wieder zurück um durch eine andere Thür abermals einzutreten und sich hinter diesen Stuhl zu stellen. Der ‚akademische Musikdirektor‘ erläuterte selbst diese Einrichtung dahin: „Jede Dame will einen Curmacher haben, aber nicht den Schein als wolle sie mit ihm sprechen. Jetzt heißt es: sie drehe den Hals nach dem Orchester; in Wahrheit dreht sie ihn nach ihrem sich pünktlich einstellenden Führer. So sind alle zufrieden, abonniren, zahlen und kommen."

Großen Wert legt Brandes auf den Verkehr der Studenten in den Kreisen der Professoren, als bildend und verfeinernd. Die zahlreichen Reisenden, die dort vorsprechen und „die außerordentliche Freyheit und Thätigkeit, die man in Göttingen athmet und die den gebildeteren Theil der Stadt beseelt, tragen auch viel dazu bei, die Conversation dort lebhaft und unterrichtend zu machen."

„Die Gewohnheit, beständig mit Fremden umzugehen, macht die gebildeten Einwohner beyderley Geschlechts in Göttingen in ihrem Betragen weniger verlegen als es manche Hofleute an anderen

Orten sind." — Den Gegensatz wird Brandes uns später in der Hauptstadt vorführen. — „Dieser beständige Zusammenfluß so vieler Nationen trägt auch sehr dazu bey, den Ideen-Kreis erstaunlich zu erweitern und die Professoren und ihre Familien viele Annehmlichkeiten im Umgange genießen zu lassen."

Brandes selbst war eine Art von Held der „Conversation". Die geistreiche und gebildete Therese Heyne, die Stieftochter seiner Schwester, spätere Forster und Huber, schreibt von ihm: „er spricht beständig, oft sehr vernünftig, niemals dumm; handelt oft am rechten Orte, oft am unrechten; führt aus seinem Schatze der Litteraturkenntniß beständig an; ist aber niemals die Hauptperson. Er ist ein sehr unterrichteter Mensch, der aber beständig einen verdorbenen Magen hat, und sein Leiden hat oft Einfluß auf seiner Seele Magen. . . . Ich habe übrigens alle Ehrerbietung für ihn, aber ich sage ihm alle Tage: Sie haben nicht genug zu thun in Hannover."

Allerdings erscheint Brandes in seinen späteren Schriften als ein etwas griesgrämiger alter Herr; zudem war er Junggeselle.

Indessen hatte diese wünschenswerte akademische Geselligkeit auch ihre eigentümlichen Schwierigkeiten und Grenzen.

„Gelehrte . . . . können nicht viel Zeit auf gesellschaftliche Vergnügungen verwenden. Sie sehnen sich darnach, in dem Schooße ihrer Familie die wenigen Augenblicke, die ihnen" von der wissenschaftlichen Arbeit „übrig bleiben, ruhig zuzubringen. Häusliches Glück ist für sie wesentlicher, wie für irgend einen anderen. Die meisten sind daher verheyrathet, und gute glückliche Ehen trifft man in keiner Stadt leicht so häufig als in Göttingen an. Die ganze Einrichtung des Hauswesens ist in Beziehung auf den Mann angeordnet, ohne daß die Frau sich deswegen unglücklich fühlt. Die einzige Zeit, wo die Familien Gesellschaft ohne Unbequemlichkeit haben könnten, wäre des Abends bei Tische; allein der Aufwand verursacht . . . daß die größere Zahl sich darauf beschränkt, die Studirenden und Fremde, die mit ihnen bekannt sind, zu Zeiten des Abends (zu einem einfachen Thee) zu sich zu bitten. . . . Besonderen Vortheil aus diesem Umgange kann, der Natur der Sache nach, von denen die zu solchem zugelassen werden, nur eine geringe Anzahl

erhalten. . . . Zum eigentlichen gesellschaftlichen Umgange ist nur der geringste Theil der Studirenden bereits hinlänglich gebildet, und selbst von den Söhnen angesehener Familien, die diese Ausbildung schon erlangt haben, ist wieder eine nicht unbeträchtliche Anzahl, der der Ton in Göttingen zu bürgerlich vorkommen muß, weil sie an eine, nur aus der Verdorbenheit der Gesellschaft entstandene, Verfeinerung des weiblichen Theiles derselben gewöhnt sind. Der Ton in Göttingen muß überhaupt in mancher Hinsicht etwas steifes, ceremonieuses behalten, wenn nicht die Sitten darunter leiden sollen. Man hat dort mit ungebildeten jungen Leuten zu thun, die es auch darum mit ihrer Aufführung nicht so genau nehmen, weil ihr Aufenthalt vorübergehend ist, . . . weil auch die Idee, der akademischen Freyheit sich zu bedienen, leicht den großen Haufen bei geringen Veranlassungen zu Ungezogenheiten reizen könnte. . . . Die Lebhaftigkeit der Jugend-Jahre, die wenige Kenntniß der Welt, läßt leicht die jungen Leute ins Uebertriebene im urtheilen und reden fallen. . . . Auf die Bildung des Charakters der jungen Leute hat die, wenn auch zu weit getriebene, Ehrerbietung gegen das weibliche Geschlecht gewöhnlich einen wohlthätigen Einfluß. Es ist ihnen viel besser, wenn sie etwas von dem Rittergeiste an sich haben, als wenn sie in den Jahren die Weiber schon mit den Augen eines geübten Weltmannes betrachten. . . . Da der Aufenthalt in Göttingen den Studien gewidmet ist, die Collegia spät bis gegen Abend dauern, so können schon deswegen wenige Gesellschaften gehalten werden." Die Sonnabends-Concerte und die Sonntags-Assembleen, „wozu noch fünf öffentliche Billards kommen, sind für den Hauptzweck Göttingens vollkommen hinreichend. . . . Die Kleiderpracht wird zwar durch diese Vergnügungen vermehrt. Allein die Lebensart auf allen Universitäten wird beständig zwischen den Extremen des ungesitteten Renommisten-Tons und einer Stutzerartigen Verfeinerung abwechseln." —

Fritz Ompteda wird sich wohl, nach seiner Vorschule in den diplomatischen Kreisen von Regensburg und München, in der letzteren Erscheinungsform vorgestellt haben. Die feine Kleidung bestand damals in einem langschößigen Frack mit Perlmutterknöpfen jedoch nicht mehr mit Goldbesatz, Spitzenjabot, das Haar offen und leicht ge-

pudert, kurze seidene Beinkleider, Strümpfe und Schnallenschuhe. Diese „patente" äußere Erscheinung ward in Göttingen durch den „unschätzbaren Vorzug" ermöglicht, daß es „unter allen Städten in hiesigen Landen die breitesten und gradesten Straßen hat ... Freilich sind die Häuser nach keiner schönen Bauart gebauet, was bei hölzernen Häusern schon sehr schwer ist. Gute Bauart war, einige wenige Städte in Deutschland abgerechnet, in unserm gemeinschaftlichen Vaterlande nie einheimisch, und am wenigsten in Niedersachsen;" (Lüneburg und Hildesheim standen damals nicht in Mode) „aber durch die Breite und Geradheit der Straßen, die sehr große Zahl der neuen Häuser, durch die höchst bequemen Fußbänke, die man in allen Straßen antrifft, ist Göttingen die freundlichste unter den Städten in den hiesigen Landen geworden. Eine neue große Verbesserung ist hinzugekommen die, wenn sie erst ganz völlig zu Stande gebracht sein wird, auch einzig in den größeren Städten der hiesigen Lande seyn wird, nämlich die Pflasterung der Mitte der Straßen mit Basaltsteinen. Der erste Gedanke dazu entstand vor 13 bis 14 Jahren .... Die nächtliche Erleuchtung der Stadt ist gut, und verhältnißmäßig gegen manche andere Städte sehr gut" ... Brandes unterläßt nicht einzuflechten, daß die Stadt diese Verbesserungen wesentlich dem gegenwärtigen Curatorium verdanke.

Die Erscheinung des Renommisten, einer Figur aus Jena und Halle, ist wohl noch bekannt: Hut mit Federbusch, Säbel, Koller und Kanonenstiefel.

Als wirksame Bekämpfungsmittel des Luxus und des Schuldenmachens hebt Brandes besonders zwei hervor, die vermutlich von ihm selbst durchgeführt waren:

„Eine sehr wichtige, vor einigen Jahren erlassene Polizeiverfügung darf hier nicht übergangen werden, die den Canditorn verbietet, gebrannte Wasser und Liqueurs zu verkaufen und sitzende Gäste in ihren Häusern zu dulden." Es sollte dadurch „den mannigfaltigen Uebeln, die für den Beutel und die Gesundheit, vorzüglich der jungen Leute, allenthalben durch die Gewohnheit an geistige Getränke der erwähnten Art und süße Leckereien entstehen", vorgebeugt werden.

Die zweite Maßregel war gegen die verderbliche Gelegenheit zu

baren Gelddarlehen unter wucherischen Bedingungen gerichtet. Die Uebelthäter fand man in den elf „auf Göttingen vergleiteten Schutzjudenfamilien". Diese wurden auf drei vermindert, indem man den übrigen die nur auf zehn Jahre lautenden Schutzbriefe nicht erneuerte. Brandes ist zufrieden mit der Wirkung dieser Verminderung. „Freilich wurden seitdem auch Schulden von den Studierenden gemacht, freilich werden noch stets Schulden von ihnen gemacht werden; aber die Leichtigkeit, beträchtliche Schulden zu machen, hat sehr abgenommen."

Von sonstigen Gelegenheiten zu dieser akademischen Erbsünde: Weinhäuser, Restaurationen, redet er nicht. Die unerschöpflichen, alles überflutenden Bierquellen flossen damals noch nicht als Mittelpunkte studentischer Geselligkeit. Wenn wir nun fragen: wie verbrachte denn der Studiosus seine freien Abendstunden, nachdem er die Paragraphos für den kommenden Tag wohl einstudiert? so giebt uns darüber der schon eingeführte Ritter Karl Heinrich von Lang einige Aufklärung. Er wurde am 21 Mai 1792 in Göttingen immatrikulirt, damals allerdings schon als ein „älterer Herr" von 27 Jahren; hauptsächlich arbeitete er auf der Bibliothek und verkehrte mit deren Besuchern und jüngeren Beamten. „Bei alledem schloß ich mich nicht von der Gesellschaft der jüngeren Studierenden aus, die ich nicht in Commerz-" (Kommers-) „Häusern (dergleichen gab es gar nicht), aber auf ländlichen Spaziergängen, in den öffentlichen Gärten, im Kaffee- oder vielmehr im Likör- und Pastetenhäuschen, oder wo ich Liebhaber des Schachspiels witterte, aufsuchte. Man wußte bestimmt alle Tage, wo man seine Bekannten ungefähr zu vier oder sechs, zuweilen auch mehr, bei diesem oder jenem des Abends in dem Zimmer fand. Man war immer willkommen, selbst wenn man sich, je nachdem die Verhältnisse des Wirthes waren, bei ihm auf eine Portion Abendessen zu Gaste bat, oder sich mit seiner Erlaubnis die seinige durch die Aufwärterin auch mitbringen ließ. Man erwiederte das durch die gegenseitige Einladung. An den Sonntagen im Winter oder bei schlechter Witterung baten sich die Freunde schon Nachmittags zum Kaffee. Man scherzte, man schäkerte, man erzählte sich von den Sitten der Heimat, von den Professoren, von den Collegien, und setzte sich dann über eine Menge Dinge durch

gemeinschaftliche Ergänzung besser in's Klare. Sittsame Stille, häusliche Geselligkeit und ein Privatfleiß, der schon in den frühesten Morgenstunden begann, waren der herrschende Charakter des Göttinger Studentenlebens."

„Die größte Krankheit des Zeitalters", lassen wir Brandes fortfahren, „die Neigung zum Hazard- oder hohem Spiele, . . . dieses Uebel hat, wie alle Uebel auf Universitäten, seine Perioden, in welchen es sich mehr oder minder zeigt. Vorzüglich wird von den Studirenden nicht in Göttingen selbst, sondern in den Bädern und bei den Gesundbrunnen gespielt, wohin des Sommers von Einigen nur zu häufig Reisen unternommen werden." Das große Weltmodebad war damals Pyrmont. Die Reisen dahin wurden zu Pferde gemacht. Auch die „Kasseler Messe" übte eine gefährliche Anziehung. „Uebrigens werde die Neigung zum Spiele nicht auf der Universität großgezogen. Vornehme Jünglinge haben, ehe sie die Akademie beziehen, in den Häusern ihrer Eltern entweder diese dem Spiele ergeben gesehen, oder von ihnen so häufig von den merkwürdigen Thaten, die in dem letzten Sommer beim Pharao oder beim Rouge et Noir vorfielen, von den ungeheuren Summen die verloren oder gewonnen worden, erzählen, weit mehr davon als von den Thaten Bonapartes erzählen hören, so daß die junge Einbildungskraft ganz mit den liederlich verlorenen oder gewonnenen Rouleaux voll Gold erfüllt ist."

In diese Klasse der Weltsünder gehörte leider! auch Fritz Ompteda; hoffentlich jedoch erst in etwas reiferen Jahren.

Selbstverständlich hatte der Universitäts-Referent Brandes über das Lehrsystem auf Schule, Hochschule und im Staatsdienst seine bestimmten Ansichten. Man wird daraus ersehen, daß der gegenwärtig wogende Kampf um „humanistisches oder Real-Gymnasium" in seinen Grundzügen keineswegs völlig neu ist.

Brandes klagt über unwissenschaftliche Neuerungen, die praktische Fertigkeit statt gründlicher Bildung bevorzugen. Nach diesem Systeme soll der Knabe „seine Geistes-Fähigkeiten nicht sehr anstrengen um etwas gründlich zu fassen, es in seinem Kopfe zu überdenken, durchzuarbeiten; sondern früh soll er Hand anlegen, mit seinem Pfunde wuchern . . . . Die Bildung des Menschen muß desfalls . . . . zeitiger

zur Reife gebracht werden . . . ." „Auf der Universität soll nur noch wenig bloß eingesammelt und bloß das Eingesammelte durchdacht werden; hier wimmelt es von praktischen Anstalten allerlei Art, von denen manche unentbehrlich sind, von denen viele ihre sehr guten Seiten haben; die aber, wenn man ihre Anwendung übertreibt, nachtheilige Folgen für die Jünglinge in den Jahren nach sich ziehen, wo sie doch vorzüglich empfangen und nicht schon gebähren sollen. Nach der Zurückkunft von der Akademie gehen alle Bemühungen dahin, den Jüngling sogleich alles, was er gelernt hat, gebrauchen zu lassen. Der junge Geschäfts-Mann muß sogleich Relationen, Concepte, Klagschriften machen, und je mehr er deren liefert je besser. Alles ist auf das Praktische angelegt. Das Praktische vor dem Eintritt auf die Universität, das Praktische dort, das Praktische gleich nachher, scheint den Zweck der ganzen Ausbildung des Geistes in sich zu fassen . . . . So vortheilhaft es bleibt, wenn junge Leute zeitig die Behandlung wichtiger Geschäfte sehen, so vortheilhaft, wenn sie nicht zu früh anfangen selbst Hand anzulegen. Sein Acker wird auf diese Weise spätere, aber reifere und bessere Früchte tragen. In der Geschäfts-Routine steht er vielleicht zurück. Dagegen wird er an selbstgeprüften Wahrnehmungen reicher, und brauchbarer zu Geschäften sein wo es auf eigene Gedanken ankommt und Routine nicht alles entscheidet . . ."

Das Duellwesen scheint damals in Göttingen keine so hervorragende Rolle im studentischen Leben gespielt zu haben, wie an anderen Orten und im nächfolgenden Jahrhundert. Brandes wenigstens weiß von den massenhaften, Geld Zeit und Gesundheit an eine Spielerei verschwendenden, sogenannten „pro patria Paukereien" nichts zu berichten. „Es ist allgemein bekannt, daß sich dieses Uebel aus der bürgerlichen Gesellschaft, wie auf den Universitäten nicht völlig ausrotten lassen wird. Vor 20 Jahren erzählte man mir auf einer rheinischen Universität, wo man besonders scharf die Duellanten verfolgte, daß man es zwar eine Zeit lang dahin gebracht habe, daß keine Duelle vorgefallen wären; allein statt Schlägereien mit Klingen seyen dagegen Gefechte mit Prügeln aufgekommen" (der später sogenannte „Holzkomment"), „die der Gesundheit ebenso gefährlich

und den Sitten, durch Einführung eines gröberen und rüderen Tons, noch nachtheiliger wie die Duelle geworden wären." In Göttingen beschränkte man sich daher darauf, „daß Schläger von Profession und Hetzer unabbittlich weggeschafft werden, damit das Uebel nicht einreiße, nicht Mode werde." So müsse Göttingen den Ruf, „daß vorzügliche berühmte Schläger vorhanden wären, einigen anderen Universitäten überlassen."

Auch in Dietrich Omptedas Berichten wird das Duellwesen gelegentlich behandelt und dabei auf den Reichsschluß vom 24 September 1690, „das punctum duellorum betreffend," Bezug genommen. Dieser lautet:

„Wenn auch mehr als wohlbekannt ist, was deßfalls auf den Universitäten und Academieen für Excessus vorgehen, indem die Studenten sich bald um ein jeder liederlichen Ursache wegen mit einander schlagen, also und dergestalt, daß mancher entweder in der besten blühenden Jugend unzeitig um das Leben kommt oder, mit der Eltern höchster Betrübniß, an Gliedern soweit zu Schanden gemacht und übel zugerichtet wird, daß er sein Tage ein elender Mensch und das ihm etwa von Gott verliehene Talent deßwegen ohne Nutzen seyn muß; Als haben Wir Uns gleichfalls mit Ihnen, denen Ständen verglichen und wollen, daß diejenigen, welche über gedachte Universitäten und Academieen zu gebieten haben, nach Anleitung vorberegter Ordnung gleichfalls solche Fürsehung thun sollen, daß auch daselbst unter den Studenten alle Ausforderung und Balgerei ernstlich gesteuert, gute Disciplin erhalten und der Unschuldige vor Gewalt und Thätlichkeit geschütztet wird."

Dagegen haben die „Geheimen Verbindungen" den Vätern Göttingens von jeher und auch zu jener Zeit schwere Sorgen bereitet.

„Die geheimen Verbindungen," urteilt Brandes, „sind ein altes Uebel auf den Universitäten, das sich bald nach Verbreitung der Maurerei in Deutschland dort zeigte. . . . Ich kann davon aus eigner Erfahrung urtheilen. Im Anfange des Jahres 1776 ward ich . . . Mitglied eines Ordens. Dieser Orden war 1772 nach Göttingen gebracht und existirte außerhalb der Universität sehr ausgebreitet in einer deutschen Residenzstadt." — Die geheimen Verbindungen „sind

ein großes Uebel, weil sie unfehlbar mit der Zeit Gelegenheiten zu Parteien und daraus entstehenden Händeln darbieten, zu Händeln der Mitglieder des einen Ordens mit den Mitgliedern des anderen, oder der Studirenden, die in keiner Verbindung stehen, mit den Ordensrittern."

In dem Werke: „Kulturgeschichtliche Bilder aus Göttingen" von D. Otto Mejer findet sich eine aktenmäßige Darstellung der in Göttingen nach und nach auftauchenden Orden und des unablässigen Kampfes des Kuratoriums gegen diese „Sekten". Die älteste Form war die der Landsmannschaften; sie wurden bereits im ersten Grundgesetze der Universität als „Nationalismus" und Beförderer des „Pennalismus" untersagt. Letzterer bestand in übermüthigem tyrannisirenden Benehmen der älteren Studenten (Schoristen) gegen die neu angekommenen (Pennale).

Der erste Orden, gegen den schon Gerlach Adolf Münchhausen 1748 zu Felde zog, war der aus Helmstädt eingewanderte „Mopsorden". Sein Wesen ergiebt sich aus Münchhausens eigener offizieller Schilderung: „Demnach wir höchst mißfällig vernommen, was maßen auf Unserer Universität zu Göttingen unter den Studiosis der sogenannte Mopsorden eingeführt, von den Gliedern desselben Ordensmeister und Beisitzer erwählet, Gesetze vorgeschrieben, Geld vor die Reception abgeführet, Zusammenkünfte gehalten und bei diesen ein Besteuerungsrecht ausgeübt, das Vergehen der Brüder in solchen bestraft, und übrigens der ehemals eingerissene, aber auf allen Universitäten ernstlich verbotene, Pennalismus unter einer vermeinten Ordensgestalt in der That wieder hervorgebracht werden wolle, ... und die Erfahrung gelehrt, daß hieraus einerseits allerhand Unordnungen und Händel, unverantwortliche Geld- und Zeitversplitterungen, auch unerlaubte Debauchen ... entspringen und dahero vernünftige Eltern und Vormünder die ernstliche Abstellung dieser Societät verhoffentlich wünschen." .... Es folgen dann die Strafandrohungen.

Während des siebenjährigen Krieges war auch in Göttingen, namentlich durch die französische Besatzung der Stadt, die akademische Zucht gelockert. Bald darauf wurden eine Reihe inmittelst importirter Orden entdeckt: Fraternitas et Sinceritas; die „Concordisten,

Concordia et Sinceritas"; der Orden de l'Espérance. Letzterer war augenscheinlich freimaurerisch und beschränkte sich nicht auf Studenten. Als Dietrich Ompteda im Jahre 1766 studirte und Mitglied war, wird als Logenmeister ein Lieutenant von Ponikau genannt. Die „Esperanciers" waren noch in den Jahren 1775—1785, wiewohl unter anderem Namen in Göttingen Hannover und Stuttgart im Flor: „Sinceritate et Virtute conjuncti". Brandes erzählt, daß diese „Loge" später in sein Privatleben übergegangen, aber von ihm, als völlig zwecklos, nach Jahren aufgegeben und zur Auflösung gebracht sei.

Brandes kommt in seinen verschiedenen Schriften mehrfach auf die geheimen Orden zurück. Sie „waren zahlreich und sehr ausgebreitet, . . . sie dienten zur Ausbreitung einer schätzenswerthen Geselligkeit, zur Annäherung der Stände, zur Ausübung von Wohlthätigkeit; oft auch zur Befriedigung der Eitelkeit und des Eigennutzes mancher Mitglieder, die, in der Loge wenigstens, als Brüder der Großen und Mächtigen der Erde galten. Die ersten Orden lehnten sich an den alten Templerorden an."

Strenger urteilt über die geheimen Verbindungen ein Mann, der ihr Wesen allerdings selbst sehr gründlich erfahren hatte: Adolf Freiherr Knigge, im ‚Umgang mit Menschen'. „Unter die mancherlei schädliche und unschädliche Spielwerke, mit welchen sich unser philosophisches Jahrhundert beschäftigt, gehören auch die Menge geheimer Verbindungen und Orden verschiedener Art. Man wird heut zu Tage in allen Ständen wenig Menschen antreffen, die nicht . . . . wenigstens eine Zeitlang Mitglieder einer solchen geheimen Verbindung gewesen wären." Knigge nennt sie „theils zwecklose, thörichte, theils dem gesellschaftlichen Leben gefährliche Bündnisse". Er rede aus Erfahrung und rathe „jedem jungen Mann, dem seine Zeit lieb ist, ab, sich in irgend eine geheime Gesellschaft aufnehmen zu lassen. Sie seien unnütz, denn man brauche keine Art von wichtigem Unterricht in Geheimnisse einzuhüllen; wer versuchen wolle, die allgemeine Aufklärung zu beschleunigen, solle das öffentlich thun; auch beschäftigten sie sich mehrentheils mit elenden Kleinigkeiten und abgeschmackten Ceremonien. Wer Lust habe, etwas Großes und Nützliches zu thun,

finde dazu im bürgerlichen und häuslichen Leben sehr viel Gelegenheit. Wohlthätigkeit bedürfe keiner mysteriösen Hülle, und Geselligkeit keiner Beförderung durch geheime Wege.

Sie seien aber auch schädlich: wegen der Heimlichkeit; der unbekannten Obern, zu denen sich oft „schiefe Köpfe und Schurken" aufwerfen; weil sich in alle diese Verbindungen übel gewählte Mitglieder einschleichen; weil sie viel Geld kosten, zu zweckloser Geschäftigkeit ableiten, Schwärmerei begünstigen, „weil sie Gelegenheit zu Cabalen, Zwist, Verfolgung, Intoleranz und Ungerechtigkeit gegen gute Männer geben."

Knigge war eine merkwürdige, wenn auch nicht bedeutende Persönlichkeit. Er hatte sich als junger Mann mit Enthusiasmus in die geheimen Orden und Verbindungen gestürzt. Schon als zwanzigjähriger Kammerjunker ließ er sich 1772 in Kassel als Freimaurer der strikten Observanz aufnehmen. Allein Vorwitz Jugend und mangelnde Subordination hinderten seine Beförderung im Orden. Später, in Frankfurt, trieb er die „höheren Wissenschaften" ernstlich. Er war voll unruhigen Thätigkeitsdranges, durch die damaligen philosophischen Systeme unbefriedigt, ebenso durch die kirchlichen; dabei schwärmerisch, weichherzig, ein Menschenbeglücker durch Aufklärung. Nun entwarf er Pläne für die gemeinschaftliche Organisation aller Orden, „da die große Menge . . . der Mitglieder . . . vereinigt sei, ohne eigentlich zu wissen: wozu; zu heiliger Verschwiegenheit verpflichtet, ohne eigentlich zu wissen: worüber; uneins in Meinungen, ohne eigentlich zu wissen: wer am meisten im Finstern tappe, und dadurch gehindert . . gemeinschaftlich für das Wohl der Welt zu arbeiten." — Auf diesem Wege kam er mit dem bekannten Haupte der „Illuminaten", Professor Weishaupt zu Ingolstadt in Verbindung. Er wurde aufgenommen unter dem Namen „Philo". Weishaupt selbst nannte sich bezeichnend: „Spartacus." Er benutzte, angeblich im Auftrage der „Oberen", Knigges Eifer zum Werben. Man brachte es bis zu 500 Mitgliedern. Die Brüderschaft reichte von Kopenhagen bis Neapel. Jeder glaubte „im Orden zu finden, was er begehrte; . . . keiner wollte geben." Knigge stand einstweilen immer noch im untersten Grade, in der „Minervalklasse oder Pflanzschule".

Er bestand nun auf Kenntnis der höheren Grade, da auch seine Angeworbenen tiefer eindringen wollten. Da rückte Weishaupt-Spartacus endlich mit dem großen Geheimnisse heraus: „daß der Orden eigentlich noch gar nicht, sondern nur erst in seinem Kopfe existire, daß nur die untere Classe in einigen katholischen Provinzen errichtet sei, daß Spartacus aber zu den höheren Graden die herrlichsten Materialien gesammelt habe. Knigge möge den kleinen Betrug verzeihen.“ Nach einer heftigen längeren Wort- und Federfehde trat Knigge, 1784, aus dem Orden. In Folge dieser großartigen Enttäuschung und des schmerzlichen Erwachens aus seinen Jugendträumen gehörte er später zu den Gegnern aller geheimen Verbrüderungen und warnte öffentlich vor jeder Verbindung mit geheimen Orden. — Kehren wir jetzt nach Göttingen zurück. Ein Zeitgenosse bezeugt, daß die Mitglieder der Orden dort feinen Ton und Sitten unter den Studirenden beförderten. Damals wanderte zu den schon vorhandenen Orden: den Schwarzen Brüdern und den Constantisten, von Halle der Unitistenorden ein.

Die von Münchhausen vorgesehenen „Unordnungen und Händel“ traten namentlich beim funfzigjährigen Universitätsjubiläum, 1787, in Wirkung. Ludwig Ompteda, der spätere hannoversche Staats- und Kabinetsminister in London, erzählt darüber in seinen Erinnerungen:

„Ich hatte um diese Zeit wiederholte und dringende Anträge, in den Orden der Unitisten zu treten, standhaft zurückgewiesen. Denn, wenngleich die älteren akademischen Ordens-Verbindungen, außer dem Parteigeiste und den einzelnen Schlägereien (Duellen), welche sie erzeugten, sehr unschädlich sein mochten, so hatte doch der Gedanke, daß ich Verpflichtungen übernehmen solle welche mir ein Geheimnis waren, und daß ich mich einer Verbindung fest anschließen solle, deren Tendenz und Zwecke das einzelne Mitglied oft nicht einmal nach seinem Eintritte erfährt und dadurch ein blindes Werkzeug der Verbindung wird, für mich etwas zurückstoßendes. Ich war daher fest entschlossen, mich frei unabhängig und selbständig zu erhalten, was damals unter dem Kampfe der Parteien nicht so ganz leicht war. Auch hat mich jener Entschluß nie gereuet, vorzüglich nachdem die Erfahrung späterer Zeiten — was ich in Göttingen noch nicht

einmal ahnte — bei älteren und neueren academischen Ordens-Verbindungen gezeigt hat, daß sie von der Universität mit in das bürgerliche und Staatsleben übergehen und dadurch, wenn sie auch rein persönlich bleiben, sehr nachtheilige Folgen haben können und auch wirklich gehabt haben."

In einer anderen gleichzeitigen Schrift heißt es von dem Unitistenorden: er sei zahlreich; suche vornehme und wohlhabende Studirende an sich zu ziehen; sei unter einem Vorsteher, dem „Meister vom Schwert" in straffem Gehorsam gegliedert; beobachte bei seinen Zusammenkünften allerhand symbolische Formen, bei denen die Zahl Drei eine Rolle spiele; halte sich äußerlich sehr still, intriguire aber gern und strebe, indem er die beiden andern vorhandenen Orden: Constantiner und Schwarze, aufeinander hetze, seinerseits zu herrschen. „Kommen seine Mitglieder einmal in einflußreiche Stellen, so wird der Orden gefährlich sein."

Eine hervorragende Rolle unter den Unitisten spielte der Studiosus von Mönster-Beck, der spätere Minister Graf Münster. Die Unitisten hatten die Leitung des Festzuges beim Jubiläum in die Hand genommen, sie wurden jedoch von den zahlreicheren Schwarzen Brüdern verdrängt. „Es entstanden Intriguen, Cabalen, Reibungen und sogar einige Händel . . . Eine dritte Parthei bildeten die Neutralen, ohne irgend eine nähere Verbindung unter sich als die eines festlichen Schmauses am Jubiläumstage, woran sie sich durch die Drohungen der anderen Partheien nicht stören ließen."

Noch in den Jahren 1792 bis 1795 beschäftigte das Erbübel der Studenten-Orden die Reichsregierung. Der Anstoß kam aus Weimar, vermutlich war also in Jena die Not am größten geworden. Das Corpus Evangelicorum brachte die Frage an den Reichstag. Von einigen Seiten wurde die Bedrohung mit künftigem Ausschluß „von jeder Bedienung" gewünscht. Hannover erklärte sich, aus Brandes' Feder, dagegen: „man werde davon zuviel Ausnahmen machen müssen." Das Reichsgutachten kam wirklich zu Stande und ging auf Relegation, die überall bekannt zu machen sei. Das Ordenswesen wird in dem Gutachten bezeichnet: „als etwas das für die akademische Disciplin und für die Moralität, den Fleiß und die Oekonomie der Studiren-

den höchst schädlich, und nur Zeit- und Sitten-Verderb, Schuldenmachen, Schlägereien, Unfleiß im Studiren und allerhand Ausschweifungen und Thorheiten nach sich ziehe."

In Wien wünschte man gleichzeitige, in das bürgerliche Leben eingreifende Maßregeln gegen die Illuminaten und Clubisten. In Hannover wollte man die Sache der landesherrlichen Verfügung möglichst vorbehalten. So blieb das Reichsgutachten ohne kaiserliche Bestätigung. Ob oder wieweit die vorstehende Schilderung des Ordenswesens auch noch auf die heutigen Studenten-Verbindungen zutrifft, läßt sich im allgemeinen schwer entscheiden. Jedenfalls darf man heutzutage wohl den erziehlichen Einfluß dieser Gesellschaften, im Gehorchen Befehlen und in der Wehrhaftigkeit des Einzelnen, als durch die allgemeine Wehrpflicht mehr als ersetzt betrachten.

Wir verlassen die Georgia Augusta zu Ostern 1792 mit Fritz Ompteda, der nunmehr sogar ein „Quadriennium absolvirt" hatte. Diejenigen Leser dieser Blätter, die akademische Erinnerungen von Göttingen haben, werden aus den vorstehenden Skizzen des Lebens vor hundert Jahren ersehen, daß dasselbe sich zwar in den äußeren Erscheinungsformen, nicht aber in seinen Grundzügen verändert hat und daß auch zu ihrer Zeit nur „geschehn, was längst geschah".

Zu Ostern 1792 erschien Fritz Ompteda, mit Rechtsgelehrsamkeit und Humanioribus gründlich ausgestattet, in der Heimatstadt Hannover die er mit zwölf Jahren verlassen; ein entfremdetes Landeskind. Dort fand er bereits seinen älteren Bruder Karl vor, als wohlbestallten Auditor der Justiz-Kanzlei. Er selbst bewarb sich nicht um Zulassung zu einem der großen Kollegien, bei denen damals die jungen Staatsdiener ihre praktische Ausbildung erhielten. Seine Neigung scheint sich von Anfang an nicht wieder fest an das engere Vaterland gebunden gefühlt zu haben. Die Erziehung im entlegenen süddeutschen und internationalen Regensburg, der dadurch verschobene aber auch erweiterte lokalpatriotische Gesichtskreis, und sein eigener beweglicher Sinn haben wohl hierbei zusammen gewirkt. Er war kein ächt niedersächsisches Vollblut mehr, das den Marktturm in Hannover als den Nabel der Welt, jedenfalls als eine ihrer höchsten Spitzen anbetete. Auch der verausländerte Vater er-

sah schon jetzt für die Lebensbahn des weltmännisch gebildeten und gewandten Sohnes irgend ein günstiges auswärtiges, dem Reichstagssitze näherliegendes Feld. Zur Einführung in solche weitere Kreise erschien zunächst eine Stellung bei Hofe zweckmäßig.

Der Vetter Christian Ompteda, damals Premier-Lieutenant im Garderegimente, schreibt darüber an seinen Bruder Ludwig, Legationssekretär in Dresden, am 16 Juli 1792:

„Fritz Ompteda, der Hofjunker geworden, hat diese Carriere erwählt weil alle Kollegien überfüllt sind; weil er bei Hofe die baldigste Aussicht zur Gage hat, dabei häufig in Regensburg bei den Eltern sein kann, was ihm nichts kostet; auch denkt wohl der Vater ihn mit der Zeit desto vortheilhafter in fremde Dienste übergehen lassen zu können, da er etwas gelernt haben soll und einen guten Kopf hat; wenn nicht, hofft der Vater wohl, Fritz dermaleinst auch bei uns in eine andere Laufbahn zu bringen."

Es war eine gefährliche Anweisung, die der Vater von vornherein dem begabten leichtblütigen Sohne gab: diejenige auf den offiziellen Müßiggang des Hofkavaliers. Die üblen Folgen blieben nicht aus.

Die dienstlichen Pflichten waren nicht zureichend, den kaum 21jährigen Hofjunker zu beschäftigen. Die ihm gegebene Muße wird er vermutlich in den nun folgenden Jahren durch eifrige Studien auf der ihm zunächst umgebenden weltmännischen Hochschule, der Hofgesellschaft Hannovers, ausgefüllt haben, unterbrochen von langen Urlaubsferien, die er in Regensburg auch mit dem Vater in München zubrachte. Indessen dürfen wir annehmen, daß er dort, nach dem Vorbilde des Vaters, heiteren Lebensgenuß mit ernsteren literarischen Studien verband und schon jetzt die ersten Keime zu dem umfangreichen mühevollen und verdienstlichen Werke empfing, das ihm später in der hannoverschen Literatur einen geachteten und dauernden Namen erwarb.

Ueber sein Leben und Treiben in jenen Jahren haben sich besondere briefliche Nachrichten nicht erhalten. Jedoch sind die gesellschaftlichen und geselligen Zustände, in die Fritz Ompteda eintrat, von Ernst Brandes in seiner Studie „Ueber die gesellschaftlichen

Vergnügungen in den vornehmsten Städten des Churfürstenthums. Für einen Geschichtschreiber der Sitten in kommenden Jahrhunderten für die Nachwelt" lebendig geschildert. Es mag aus derselben hier, seiner Absicht entsprechend, ein kleines Bild zusammengestellt werden.

Allgemeiner geselliger Charakter des Niedersachsen.

„Der Niedersachse ist im Ganzen nicht für die Conversation gemacht. Sein Blut circulirt langsam und seine Nerven werden nicht durch die Veranlassungen, die den Obersachsen und Rheinländer schon in Bewegung bringen, gereizt. Es kann seyn, daß dieses in der ursprünglichen, weniger vermischten Celtischen (soll wohl heißen: weniger mit Celtischem vermischten) Stammesart seinen Grund hat; daß Clima, Nahrungsmittel, Verfassung u. s. w. oder diese zusammen die Ursache des Resultats sind, das mich allein beschäftigt. — Genug, daß dem Obersachsen und Rheinländer da zehn Worte entrinnen, wo dem Niedersachsen nur eins entwischt. Fade Schwätzer sind daher in Niedersachsen eine . . . seltene Erscheinung. — Alles Neue, alle Veränderungen liebt der Niedersachse aus anklebendem Phlegma nicht. Er mag nicht aus seiner gewöhnlichen Lage versetzt werden, . . . weil er unbehülflich ist, es ihm an Gewandheit des Geistes fehlt. . . . Der Hannoveraner empfängt alle neuen, von dem gewöhnlichen etwas entfernten Ideen mit einem gewissen Misbehagen. . . . Desto länger klebt er an alten Einrichtungen und Gewohnheiten. Er nimmt an wenigem lebhaft Theil und ist auch nicht gewohnt, seine Gedanken in Worte zu kleiden, die einem leichter zu bewegenden Volke selten fehlen. . . . Kommen die Niedersachsen aber in Bewegung, so reden sie gleich den lebhafteren Nationen, die kein ordentliches Debattiren gewohnt sind, alle auf einmahl, so daß keiner den andern versteht, und dann trägt natürlicherweise die beste Lunge den Sieg davon. Der Niedersachse . . . hält gewöhnlich Lebhaftigkeit für Heftigkeit und wundert sich, daß Leute warm über eine Sache reden können, die nicht geradezu das Mein und Dein betrifft. . . . Zu den Zeiten, wo noch mehr Wein getrunken ward, brachte dieser das dicke und träge Blut in etwas geschwinderen Umlauf. Da aber der Gebrauch dieses

Getränks, aus mir unbekannten Ursachen, seit 10 bis 15 Jahren sehr abgenommen hat, so sind diese augenblicklichen Erhöhungen der Seelenkräfte jetzt ungleich seltener wie ehemals. Obgleich der Niedersachse nicht für Conversation gemacht ist, so hat er doch einen sehr großen Hang zur Geselligkeit, neben andren Menschen zu sein, neben ihnen zu vegetiren."

Freie Mitteilung der Gedanken werde auch durch „politische Rücksichten" eingeschränkt „da unter den gebildeteren Ständen, vom höchsten Adel an, sich meist alles öffentlichen Bedienungen widmet.... Zu dem allen gehört noch, daß der Volkssinn im Ganzen gegen alle freymüthigen Aeußerungen geht, diese leicht für Anmaßungen hält. Selbst in Versammlungen von 10 bis 12 Menschen sprechen nur zwey und zwey mit einander und meistens heimlich.... Auch die Lage des Landes trägt das ihrige dazu bey, den Stoff zu Unterredungen zu vermindern. Das Churfürstenthum liegt beinahe in einem Winkel des deutschen Reichs. Es ist keine Hofhaltung (Regentenfamilie) in Hannover; die Hauptstadt des Landes enthält nur 18000 Menschen. Für die Kunst ist weniges, sehr weniges im Lande was sehenswerth wäre."... Natur und Clima seien für Reisende nicht anziehend. Auch „die Greuel der Regierungen, mit welchen in den sich durchkreuzenden Staaten des südlichen Deutschlands jeder Fremde unterhalten wird, fallen hier weg. Nichts auffallendes zieht die Augen auf sich. Große schleunige Veränderungen haben hier nicht statt." — (Im Jahre darauf, 1803, wurde allerdings das gesamte Kurfürstentum durch die französische Besetzung sehr schleunig verändert, nämlich vollständig umgestürzt.) „Hier ist kein Hof und keine Gesandten fremder Höfe. Die deutsche Staatsverfassung hat sehr großen Vortheil von dem immer auf ihre Erhaltung abzielenden Einfluß Hannovers gehabt, aber wir haben" (hinter der Demarkationslinie des Baseler Friedens von 1795) „die einzelnen Vorfälle, durch welche diese erschüttert werden kann, nicht so lebhaft empfunden wie manches andere Land. Unsere innere Glückseligkeit hängt mit der Aufrechthaltung der deutschen Verfassung nicht so unmittelbar zusammen.... Wir leben wie Insulaner und sind auch oft so ununterrichtet, wie diese es gewöhnlich sind. Abgerechnet, daß nicht viele

Fremde zu uns kommen, so ist unser National-Charakter, der sich in der Hauptstadt auffallend zeigt, nicht sehr dazu gemacht, sie Anfangs sehr für uns einzunehmen. — Eine leichte Art, mit Fremden bekannt zu werden, fehlt uns. Wir sind im Allgemeinen steif gegen sie und verlangen, daß jeder Fremde ein außerordentlicher Mann sein soll." — Alsdann werde er „ziemlich allgemein zu Gaste geladen. Hiemit allein möchte aber wohl nur der Classe von Menschen, die gern gut isset, gedient sein." — — „Mit dem allen ... enthält Hannover, selbst in Beziehung auf Conversation, mehr würklich unterhaltende Menschen für gebildete Köpfe, als die meisten der ungleich größeren Städte Deutschlands." Jedoch bedürfe es, um diese herauszufinden, eines längeren Aufenthaltes. ... „Vor vielen wichtigeren protestantischen Ländern haben wir das voraus, daß hier die Köpfe nicht zu früh aufgetrieben, zu früh reif werden, nicht so alles auf das Glänzende geht. Grader, schlichter Menschenverstand ist das herrliche Eigenthum der Niedersachsen. ... Freylich schläft auch manches wohl ganz ein, weil es sehr an äußeren Antrieben zur Vervollkommnung fehlt."

Die zwei Ränge der Hannoverschen Gesellschaft.

Die Hannoversche „Gesellschaft" ist in zwei „Ränge" geteilt. Zum ersten „gehört alles was an Galla-Tägen bey Hofe speyset, ... nemlich der alte Adel und die Officiere vom bürgerlichen Stande, die aber selten in der ersten Gesellschaft erscheinen."

In Vehse's Geschichte heißt es über den Hof:

„Die hohe Aristokratie lebte ganz ihren alterworbenen, althergebrachten Train fort, völlig unbekümmert darum, daß ihr Herr und König gar nicht mehr im Lande residirte. Von 1755 bis 1821 war er nicht im Lande, aber regelmäßig jeden Tag zog die Wache im Schloß auf, die Livreen der Pagen und Hofbediente waren dieselbe wie zu London und St. James. Fremde, die nach Hannover kamen, wurden prächtig bei Hofe bewirtet. Regelmäßig jeden Sonntag versammelte sich der gesammte hoffähige Adel auf dem Schlosse zu Hannover. Im großen Saale war ein Lehnstuhl hingestellt, auf

diesem stand das Bild des Königs-Kurfürsten. Jeder Eintretende verbeugte sich vor demselben und man sprach so leise unter einander, als ob der König-Kurfürst persönlich zugegen wäre. So blieb man eine Stunde lang, dann begab man sich in den Speisesaal und aß und trank vortrefflich auf das Wohl des fernen Landesherrn."

Der vollständige Hofstaat kostete, einschließlich den Marstall, jährlich 250,000 Thaler.

Uebrigens lebten die jüngeren Söhne Georgs III viel in Hannover.

Brandes fährt fort:

„Der hannöverische Adel ist auswärts sehr wegen seines Stolzes verschrieen; allein mir scheinen diese ... Vorwürfe mit noch mehrerem Rechte auf den Reichs-Ritterschaftlichen Adel, den in den Stiftsländern, den Sächsischen u. s. w. anwendbar zu sein.... Mehrere große Schriftsteller haben wahrscheinlich durch die treffende Art, mit welcher sie diese Thorheit lächerlich machten, zu deren Verminderung beigetragen. Die Frauen derer von Adel, die wegen ihrer Geburt zwar nicht an Hof gehen können, werden doch in der Gesellschaft meistens zugelassen." [In späteren Zeiten erschienen diese Damen zahlreich bei Hofe, jedoch nur in Folge einer allerhöchsten ‚Beilegung der Hoffähigkeit'.] „Eigentliche Mißheirathen giebt es aber, zum Glück des bürgerlichen Standes, in Hannover wenig oder keine. Ich verstehe darunter die Heyrath eines alten Edelmannes mit einer Bürgerlichen."

Das die Linie der ersten Gesellschaft so bestimmt gezogen, hält Brandes für einen Vorteil des „Bürgerstandes". Dieser wäre sonst „gezwungen, sich mit fremden Thorheiten bekannt zu machen, sich an eine Lebensart zu gewöhnen, zu der er nicht erzogen worden."... „Die Trennung des Adels vom Bürgerstande findet aber allein in großen Gesellschaften beyderley Geschlechts statt. Der höchst wesentliche Umgang zwischen den Männern der beyden Stände ist vorzüglich durch die Clubs begünstigt."

Auf diese damals nach englischem Muster neu eingeführten Clubs legt Brandes ganz vorzüglichen Wert. Der erste wurde im Jahre 1752 durch den Hofgerichtsassessor von Wüllen in der „Neuen Schenke", dem späteren British-Hotel auf der Calenberger Neustadt gegründet. Brandes sagt:

„Für den Mann ist der Umgang mit Männern, ... für den Mann von Kopf der Umgang mit den gebildeten Menschen von allen Ständen der wesentlichste und wichtigste, .. ohne den der Diener oder Bürger des Staats ewig ein Fremdling in seinem Vaterlande bleibt. Stubengelehrsamkeit, selbst eigenes Nachdenken, können den Mangel eines solchen Umganges nicht ersetzen. Thatsachen der Art muß man aus den lebendigen Büchern, den Menschen schöpfen. ... Aus dem Umgange mit dem großen Haufen des weiblichen Geschlechts erfährt man sie auch nicht. Man sehe auf die Mannspersonen, welche ausschließend in den Zirkeln, wo nur Weiber den Ton angeben, gelebt haben, und man wird finden, wie nachtheilig in dieser Rücksicht die Bildung durch Weiber für die Männer als Bürger des Staates ist," namentlich „in einem Staate, wo keine völlige Preßfreiheit herrscht."

„Den Clubs ist vorzüglich, nebst der Maurerey, eine Vermischung der Menschen von den gebildeten Ständen zuzuschreiben. ... Es ist bekannt, wie fast ausschließend die Männer des tiers Etat in allen Reichen gewürkt haben, eine aufgeklärte Denkungsart .. zu verbreiten. Allenthalben wo der Adel lieset, hat er die gedruckten Gedanken des tiers Etat in Händen ... Eine ebenso wichtige Näherung haben die Clubs in Rücksicht des Militärs und des Civils hervorgebracht ... Das Militär erfordert eine eigene, besondere Bildung, die von derjenigen der anderen Stände sehr abweicht. Es macht für sich einen Staat im Staate aus ... Bei dem Militär ist es ausschließend Standespflicht, sein Leben für das Vaterland zu wagen. Hieraus entspringt leicht eine Verachtung der übrigen Stände. Erbitterung und Haß der ruhigen Bürger gegen diesen Stand sind hiervon die unvermeidlichen Folgen. Noch mehr, im Militär liegt eine große Anlage zum Partheygeist" (Standesgeist), „zur Rohheit der Sitten. Gewöhnlich nur durch den Umgang mit den übrigen Klassen lernt der Offizier andere Vorzüge kennen und schätzen. Er wird dadurch angetrieben, sich Kenntnisse und Ideen mancher Art zu erwerben. Das Civil gewinnt durch den Umgang mit den guten Köpfen im Militär nicht minder. Es lernt, wie unbedeutend am Ende oft die so gerühmte, gelehrte Bildung für das handelnde Leben ist, wie ein

gerader gesunder Menschenverstand, auch ohne diese, so viele Seiten des menschlichen Lebens richtig auffassen kann, wie viel Vorzüge im Militärstande zur frühzeitigen Bildung des Charakters liegen."

„Mehrere Damen des Adels sehen sowohl Männer als Frauen des zweyten Ranges in kleineren Zirkeln. Durch den Umgang des aufgeklärteren weiblichen Theils des Adels und der Männer von Geist des anderen Standes gewinnen beyde Partheien;"... der Verkehr ... „muß manche Vorurtheile aus dem Wege räumen. Der feinere Theil der Herren vom Adel wird gern in den großen und kleinen Gesellschaften des zweiten Ranges von beyden Geschlechtern zugelassen. Diese Vermischung der Gesellschaft ist gerade von den Damen des Adels am meisten begünstigt, da man sonst den Damen dieser Klasse vorzüglich die strenge Absonderung der Stände" zuschreibt. „Eine genaue Definition von der zweiten Ranges-Fähigkeit läßt sich nicht angeben. Der größte Theil desselben bestehet aus der angesehensten Dienerschaft" [den höheren Beamten] „vom neuen Adel und Bürgerstande. Der Rang entscheidet nicht allein. Auf Familienconnexionen, Reichthum, Besitzstand wird wohl ebenso Rücksicht genommen."

Brandes schildert dann:

Die „gesellschaftlichen Vergnügungen selbst". Damals — sagt er — hatte das Kartenspiel alles überwuchert; „was nur Unterhaltung für wenige müßige Augenblicke gewähren sollte, ist in den meisten Staaten der Welt zu einer Beschäftigung der gebildeteren Menschen geworden, ... die der Conversation, mithin einer Aufklärung des Verstandes durch solche, hinderlich wird, die Ideen der Menschen beschränkt, sie auf eine dem menschlichen Geiste zu unwürdige Art beschäftigt, ... wenn man den gesellschaftlichen Werth darnach beurtheilt, ob er gut spielt." ...

Indessen war diese Ueberwucherung des Kartenspiels wohl schon aus älterer Zeit angeerbt, denn in einem Briefe des bekannten Barons Bielefeld an den noch bekannteren Pöllnitz, aus dem Jahre 1740, heißt es: „Unter den hannoverschen Damen giebt es manche liebenswürdige, aber keine die besonders auffiele. Gegen die Fremden sind sie sämtlich kalt wie Eis. Die Hannoveranerinnen verheiraten sich, wie die sonstigen (sic!) Jüdinnen, immer wieder in ihrem Stamm

und sind oft schon von der Wiege an mit einem Verwandten verlobt. Aus diesem Grunde richten sie nie ihr Auge auf einen Fremden und entschließen sich schwer, mit ihm zu spielen. Die Spielpartieen werden schon am frühen Morgen von Müttern und Tanten arrangiert. Man muß entweder viel Glück oder viel Unverschämtheit besitzen um dazu gezogen zu werden, und ich sehe alle Abende Fremde vom ersten Range die große Gallerie (in Herrenhausen, wo damals Georg II mit Lady Yarmouth-Wallmoden residierte) der Länge und Breite nach durchmessen, die Portraits bewundern oder sich hinter einen Spieltisch stellen und gähnend fragen: ‚Gewinnen die gnädige Frau? Verlieren das gnädige Fräulein?' Das Unglück ist, daß es hier weder eine Königin noch eine Prinzessin, folglich auch keine Oberhofmeisterin und Hofdame giebt, die dafür bezahlt sind die Honneurs zu machen. Hat man aber den Sysiphusstein weggewälzt und Zutritt in einigen Familien erlangt so sind die Damen ganz angenehm. Außerdem hat auch hier, wie überall, die Liebe ihre Rechte geltend gemacht; es giebt manches drollige Histörchen."

Etwa dreißig Jahre später berichtet der Ritter von Zimmermann, der 1768 als Leibarzt nach Hannover berufen wurde, in seine Schweizer Heimat über die Assembleen des Hofadels:

„Die Assembleen sind Alles, was Sie sich Freudiges denken können. Letzten Freitag kam ich aus einer solchen Gesellschaft von 80 Personen, die jede Woche gehalten wird, und wohin ich, nebst meinen Frauen, für immer eingeladen bin. Man versammelt sich da in 4 großen mächtigen Zimmern, die in einer Reihe nacheinander folgen und mit einigen 100 Wachslichtern erleuchtet sind. Von diesen 80 Personen spielen 30 bis 40. Die übrigen sitzen und machen entoilages und réseaux (Handarbeiten), indeß sie sich von uns Andern schöne Sachen vorplaudern lassen, oder man geht Hand in Hand und Arm in Arm von einem Zimmer in's andere und von einem Sopha zum anderen. Am Ende dieser Zimmer ist ein Vorzimmer, wo sich insgemein eine Musik findet. — Herren und Damen erscheinen da in äußerster Pracht, die Damen jetzt alle in Kleidern von Atlas die über und über mit Blonden und Spitzen besetzt sind, und in Mantillen von flandrischen Spitzen, die aber von einer Achsel

zur andern und vom Kinn bis ans Herzgrüblein offen sind, in den Haaren an den Ohren und am Halse tragen sie alle Diamanten; alle sind nach der neuesten Pariser Art frisirt; keine trägt ein Kleid das nicht nach dem neuesten, aus Paris kommenden Muster geschnitten ist; kein anderes Wort wird gesprochen als französisch; auf französisch wird coquetirt, auf französisch gescherzt und auf französisch geküßt." —

Brandes nimmt wiederum das Wort:

„Durch das Spiel wird die allgemeine Gesellschaft gewissermaßen aufgehoben und in so viele Spieltische, als da sind, vertheilt ... Sogenannte ehrbare Menschen sehen es als ein Zeichen von Leichtsinn, wohl gar als etwas unverständiges an, wenn 4 Personen an einem Tische, anstatt Acht auf das Spiel zu geben, sich die Zeit mit angenehmen unschuldigen geselligen Scherzen vertreiben." ... Und dennoch „wird mehr aus Gewohnheit, aus Ton, aus Bequemlichkeit des Geistes, aus Mangel an lebhaftem Interesse und Abneigung für andere mehr Anstrengung kostende Beschäftigungen gespielt, als aus Lust und Liebe zum Dinge."

Die herrschenden Spiele waren: Whist und Taroc-Ombre.

Die meisten „Gesellschaften" im ersten Range fanden nach einem Diner statt. „Wenn in einem Hause zu Mittag gespeiset war, so versammelt sich daselbst Nachmittags zum Spiele was zur Societät gehört." Diese Gesellschaften nannte man „große Kaffees"; ... jetzt werden sie „große Thees" genannt, da die Gesellschaft sich erst zwischen 5 und 6 Uhr zu versammeln pflegt ... und man itzt bis 9 zusammen bleibt. Die Erfrischungen bestehen in Kaffee, Thee, „benebst Backwerk, und im Sommer giebt man auch Limonade und Früchte." —

„Der Tanz ist das beliebteste Vergnügen der Jugend;" er „bietet in gewissen Ständen die einzige Gelegenheit dar, wo sich die männliche Jugend mit dem unverheyratheten Theil der weiblichen bekannt machen kann, weil sich der letztere in den übrigen Gesellschaften, durch eine zur Sittsamkeit gestempelte Gewohnheit, so sehr Haufenweise zusammenhält, daß dadurch die Bekanntschaft mit der einzelnen beinahe unmöglich gemacht wird."

Der ‚Umgang mit Menschen‘-Knigge ist indessen auch mit der Haltung der männlichen Jugend nicht unbedingt zufrieden. „Uebrigens gestehe ich — es bleibt aber unter uns — daß der Ton, welcher jetzt unter unseren ganz jungen Leuten ziemlich allgemein an Höfen und in der feinen Welt eingeschlichen ist, mir gar nicht so gefallen will wie der, welcher vor etwa zwanzig Jahren herrschte. Viele von ihnen kommen mir äußerst ungeschliffen und plump vor. Es scheint mir, als suchten sie etwas darin, Bescheidenheit, Höflichkeit und Delicatesse zu beleidigen, stumm, ungefällig gegen Damen und Fremde zu sein, selbst ihren Körper zu vernachlässigen, ohne alle Grazie beim Tanze herumzuspringen, krumm und schief und gebückt zu gehn, keine Kunst keine Wissenschaft gründlich zu lernen.“...

Zum Schlusse jedoch erklärt der Schalk: „ohne Stolz auf unsere Vaterstadt, kann ich es wohl sagen: wir haben hier eine liebenswürdige wohlerzogene Jugend in allen Classen und Ständen aufzuweisen.“

Weit unverblümter geht Brandes mit den damaligen jungen Leuten in's Gericht:

„Ungezogene Buben gab es von jeher, aber mehr in diesen Zeiten, wo die Erziehung einen praktischen selbstischen (des Beytritts anderer nicht bedürfenden) Lebensgenuß auszubilden sucht.“

„Ein sogenannter englischer Ton, den die Jugend bei ihrem Eintritte in die Welt unter mehreren älteren Menschen antrifft, der vorzüglich in den Gesellschaften, wo nur Männer zusammen kommen, recht sichtbar sich äußert, bestärkt die an sich ungezogene Jugend in ihrer Ungezogenheit. Das häufige Liegen in den Versammlungen, wo sich nur Männer befinden, wird daher für junge Leute äußerst verderblich. Wahrlich, es ist ... den jungen Leuten ... nützlich, nicht zu selten gezwungen zu sein ... und sich auch in gesellschaftlicher Rücksicht anstrengen zu müssen sich fein und gefällig zu erzeigen, weil sie sonst verbauern. Aber in einem Zeitalter, wo man sich mehr wie jemals der Fesseln aller Art gern entledigt, sucht man sich von den Gesellschaften der Weiber darum zu entfernen, nur in einem großen Zirkel von Männern sich ganz gehen zu lassen und in den Ton von ‚mir nichts dir nichts‘ einzustimmen.“ .....

Die „ungezogenen Buben" scheinen sich den Tanzfreuden entzogen und sich mehr dem Klubleben zugewandt, dort wohl gar — geraucht zu haben. Damals traten auch die natürlicheren englischen Herrenmoden an die Stelle des französischen Kleides.

Es war seit neuerer Zeit ein „Casino" im Ballhofsaale eingerichtet, auf Subskription. „Die Einrichtung war so ungezwungen wie möglich. Bis 10 Uhr dauerte die Versammlung und dann soupirte dort wer Lust hatte. Allein nur der Tanz konnte einigermaßen das Interesse an dieser Einrichtung erhalten. An öffentlichen Orten, wo ihn keine besondere Pflicht [der Höflichkeit als Wirt oder Gast] in etwas anstrengt, schläft der Hannoveraner zu leicht ein. Selbst bei Tische, wo seine Lebhaftigkeit am leichtesten erwacht, ist dieses merklich. Bei allen Mahlzeiten, wo jeder für sich, für sein Geld da ist, wird die Conversation immer schleppender seyn als wenn sich gebetene Gäste darunter befinden." ... Jedoch hatten die Casinos keinen guten Fortgang weil sie zu häufig gehalten wurden. „Dem Hannoveraner giebt es leicht der Lustbarkeiten zu viel, wenn er einen aktiven Theil an der gesellschaftlichen Freude nehmen soll. Seine Nerven sind nicht reizbar, nicht bewegsam genug dazu. Es kostet Zeit ehe er aufgeschroben wird. Nach Tische herrschen gewöhnlich mehr Spirits in der Gesellschaft."

Auch über die Maskeraden hat Brandes Bemerkungen, die noch heute unter gleichartigen Verhältnissen zutreffen.

„In Hannover müssen sich die Maskeraden ... wo alles so vermummt erscheint daß keiner den anderen erkennt, mithin aller Unterschied von Stand und Rang aufhört, ... von ihrem Endzwecke aus mehreren Gründen völlig entfernen. Die Stadt ist zu klein. Alle Einwohner kennen einander. Sogar unter der gewöhnlichen Maske will man nicht unbekannt sein, und wenn einer sich so masquiren wollte daß er nicht zu erkennen stände, so könnte man nur überzählen, wer etwa nicht im Saale in der gewöhnlichen Maske wäre, um den so mühsam Verlarvten bald zu entdecken. Bey einer Nation, die sehr viel überströmenden Witz besäße, die große Anlage zur Possenreißerei hätte, möchte es manchem beyfallen, den Charakter seiner Maske auf der Redoute auch zu spielen. Aber unser Nationalgeist

ist nicht von der Art ... Zudem würden es vornehme Damen gewiß außerordentlich dreist, ja beleidigend finden, wenn ein Mensch aus einer anderen Sphäre des Lebens, den sie nicht kennten, unter der Maske sie mit seinem Witze unterhalten wollte."

Ueber die Musik in Hannover weiß Brandes wenig Günstiges zu sagen. Es fehle ihr der Hof, und die „Nation" sei nicht von der Natur zu den Künsten gestimmt. Italienische Musik sei bevorzugt; Händels Meisterstücke scheine das Publikum nicht zu lieben. „Sie sind ihm zu gedankenreich." ... „Zu den anderen schönen Künsten hat sie" (die Nation) „noch weniger Anlage. Die Städte sind schlecht gebaut. Die Einwohner sehen daher nur häßliche Formen in der Baukunst um sich. Oeffentliche Gallerien, wo Meisterstücke der Bildhauer- und Malerkunst ausgestellt sind, finden sich nicht ... Da „die Nation nicht die aktive Freude liebt, so hängt sie destomehr an den passiven Vergnügungen. Sie läßt sich gern etwas vorspielen, weil sie nicht thätig dabei zu sein braucht, weil sie in einen ihr behaglichen Zustand zwischen Schlafen und Wachen dadurch versetzt wird, der alle mühsame Anstrengung verhindert." Daher größtenteils die Neigung zu den Konzerten, denn „für die Conversation sind die Concerte angenehmer wie die übrigen Gesellschaften ... Die Musik dient alsdann der Conversation zur Pause."

Dem Theater ist er, als kostspielig und da es viel weniger eine Bildungsanstalt als ein Zeitvertreib sei, in Hannover ebensowenig günstig, wie es die armen Göttinger erfahren mußten. Jedenfalls dürfe das Schauspiel dort nur auf kurze Zeit im Jahre erlaubt sein, denn — und damit mag diese verkleinerte Kopie des von Brandes gezeichneten breiten und ungeschminkten Kulturbildes wohlwollend und versöhnend schließen:

„Hannover ist keine große Stadt, so sehr es auch der Eitelkeit der Einwohner schmeicheln mag, für die Bewohner einer großen Stadt zu gelten. Es ist würklich schwer, Hannover mit irgend einem anderen Orte in Deutschland zu vergleichen. Es läßt alle Städte seiner Größe an Bildung des Geistes der bemittelten Einwohner, an gutem graden Menschenverstand, an Kenntnissen, an Wohlhabenheit weit hinter sich zurück. Es übertrifft in manchen dieser Stücke

selbst viele der ungleich größeren Städte. An negativen Tugenden ist auch kein Land reicher als das unsrige, und das herrlichste Kleinod des Landes, das in der Hauptstadt vorzüglich merkbar wird, ist der Geist von Billigkeit und Gerechtigkeit, der seine Regierung beseelt. Aber weil grade manche Einwohner Hannovers eine Bildung empfangen haben, für die ihre eigenen Mittel und der Spielraum der Stadt zu klein sind, so fühlen wir uns zu Zeiten zu groß für unsere Kräfte."

Leider urteilte eine andere kritische Autorität über die „Bildung des Geistes der bemittelten Einwohner" nicht gleich günstig, oder vielleicht beschränkte der Kritiker sein Urteil nur auf die zwei Hofränge. Der gestrenge Freiherr vom Stein schreibt 1792 aus Hannover an seine Frau, geborene Gräfin Wallmoden, die zwar von Herkunft eine Vollblut-Niedersächsin aber in Wien aufgewachsen war:

„Der Geist der Klatscherei ist in Hannover stärker als anderwärts, verursacht durch den Mangel jeder anderen Art von Interesse als an der Gesellschaft und ihren kleinlichen Verhältnissen, begünstigt und vermehrt durch die Schwerfälligkeit des Geistes der Niedersachsen."

Von Fritz Ompteda wissen wir nur, daß er im Jahre 1796 zum Kammerjunker aufstieg. Er schwamm damals als junges fröhliches Fischlein spielend in dem großen Teiche umher. Erst im Jahre 1799 erwähnt ihn der Vetter Christian wieder. Dieser war, während der Feldzüge in Flandern, selbst mehrere Jahre lang abwesend gewesen und stand auch außerdem vermöge der ernsten Richtung seines Wesens und der Strenge seiner Anschauungen dem 7 Jahre jüngeren leichtlebigen und, wie es scheint, damals in seiner äußeren Haltung etwas sehr zuversichtlichen Vetter ziemlich fern.

Im Oktober 1799 schreibt Christian seinem Bruder Ludwig, derzeit Geschäftsträger in Berlin.

„Möller" (ein Universitätsfreund, damals Beamter in der deutschen Kanzlei zu London) „wird in dieser Woche nach England zurückkehren, wohin unser Vetter, der Kammerjunker, ihn begleitet. Er hat vom Könige die Erlaubniß zu einem Aufenthalte dort von einigen Monaten, und die Mittel dazu, wie es heißt, in der letzten Pyrmonter

Saison erhalten. So wenig mir nun diese Quelle und das Gerede darüber gefällt, so ist es doch vernünftig von Fritz Ompteda wenn er die Gaben der Fortuna auf diese Weise anwendet."

Zu Ende des Monats Mai 1800 kehrte der Reisende nach Hannover zurück, wo der „Galatag" am Geburtsfeste König Georgs III (4 Juni) ihm ernste Dienstpflichten auferlegte.

„Der Kammerjunker", schreibt Christian Ompteda an Ludwig unterm 29 Mai, „ist dieser Tage aus England zurückgekommen, sehr vergnügt über seinen dortigen Aufenthalt, bei dem es ihm ungemein wohl ergangen ist. Auch hat er, besser als ich erwartete, seine Gesundheit durch das Meer des dortigen Genusses glücklich hindurch zu steuern gewußt, indem er stärker aussieht als da er uns verließ." Zugleich empfiehlt er dem Bruder „als Modell die Garderobe unseres aus England zurückgekommenen Vetters".

Ludwig Ompteda, der in diesem Jahre, mit seiner jungen Frau, als Oberpostdirektor nach Hannover zurückkehrte, ein Mann streng gegen sich selbst aber herzlich wie weltmännisch milde gegen andere, trat dem jüngeren lebenslustigen und gescheiten Vetter näher und hat auch in späteren Jahren, als dessen Lebensschiff wiederholt stark in's Schwanken geriet, treu und hülfreich zu ihm gehalten. Fritz wurde der Namensgevatter von Ludwigs im Jahre 1801 geborenen Sohne. Damals erhielt Fritz Ompteda endlich den Kammerherrn-Schlüssel, um den er eifrig und sauer 9 Jahre lang gedient hatte.

Als Ludwig Ompteda im Jahre 1802 abermals in besonderen Aufträgen, wegen Erwerbung des Stiftes Hildesheim, die man dem Gesandten Reden nicht anvertrauen mochte, nach Berlin geschickt war, meldete ihm Christian: „Fritz Ompteda bereitet sich zu einer Reise nach Regensburg vor, damit der Vater, welcher immer noch nicht hergestellt ist, — soweit ich errathen konnte — wenigstens eines seiner Kinder zum Troste und zur Aufheiterung bei sich habe."

Der älteste Sohn: Karl war seit 1800 Oberappellationsrat in Celle, der dritte: August, und der vierte: Ferdinand standen beim Garderegimente in Hannover.

Bald darauf, im März 1802, heißt es: „Unser Vetter, der Kämmerling, ist Montag Abends um 10 Uhr und in dem abscheu-

lichsten Wetter von hier nach Regensburg abgereist, ohnerachtet er ein paar Tage vorher noch stark an seinem Podogra hinkte."

Dieser Krankheit der Lebemänner war „der Kämmerling" schon mit 30 Jahren verfallen, ohne — wie es scheint — bei seinem Vetter warme Teilnahme zu finden. Er blieb lebenslänglich unter dieser Zuchtrute, jedoch hat sie ihn wohl niemals nachhaltig belehrt und bekehrt.

„Wozu", fährt der Christian fort, „dieser Geiz mit der Zeit, wenn man deren so viel übrig hat? Voilà la passion pour le bon ton, ou je me trompe fort."

Im Juli war der Reisende wieder in Hannover. Christian meldet dem Bruder: „Vor ein paar Tagen hatte unser Vetter Fritz en l'honneur de sa belle et de sa cotterie ein Diner auf dem Limmer Brunnen veranstaltet." Es war zu Ehren der abreisenden Frau von Schele, geborenen von Ledebour. „Alle die Schönen, die Du leicht errathen wirst, waren da. Der Ton war im Ganzen auffallend immer mehr on the decline."

Einige Tage später:

„Gestern Abend, bis spät in die Nacht, war ich auf einem eleganten Souper welches Beulwiz [Sohn des Ministers und einer der Schwestern Kiepe] der scheidenden Frau von Schele zu Ehren gab. Von Damen noch und Männern, was sonst zu der Cotterie gehört. Unter uns: wie wenig Stoff ist in dem Cirkel für die Unterhaltung. Die jungen Leute sitzen halbe Stunden lang ohne ein Wort vorzubringen, und nur die guten, oft etwas groben Scherze der Frau von . . . sind die derbe Würze einer wahrlich faden Masse. Jetzt ist gewöhnlich ein Pharaotisch, an dem zum Glück nicht sehr hoch gespielt wird, die Zuflucht für Herren und Damen; unter den Umständen noch die beste gegen die Langeweile, wenn auch sonst, aus vielen Rücksichten, von anderen Seiten sehr verwerflich. Ich habe die Zeit her die meisterhaften Lustspiele von Destouches, die Korrespondenz von Voltaire und dem Cardinal de Bernis gelesen; diese Gesellschaft ist entschieden besser."

Die „elegante Passion" des Hazardspieles, welcher in dieser Zeit amtlichen Müßigganges Fritz Ompteda huldigte, fand bei seinem

Vetter eine strenge und nicht unbegründete Verurteilung. Am 1 August 1802 schreibt dieser dem Bruder Ludwig:

„Der Kammerherr ist schon seit 2 bis 3 Wochen in Pyrmont. Wie ich höre lebt er dort in einer geschlossenen Gesellschaft von zwölf Menschen, die täglich allein zusammen speisen und unter denen ein Herr Czechtitzky oder Schlechtitzky (wie heißt der Kerl?!), ein Poninsky, Bar, und Personnagen des Gelichters, mit einem Worte: Spieler von Profession figuriren. Man unterhält sich damit, Alles lächerlich zu machen. Und zu einer solchen elenden Gesellschaft schlägt sich Fritz Ompteda! Uebrigens soll er keine guten Geschäfte bei der Bande machen."

Lange Zeit litt es jedoch auch den Kämmerling nicht in den von seinem Vetter so scharf gezeichneten Kreisen, sowohl in Hannover wie in Pyrmont. Dieser schreibt am 19 September 1802 an Ludwig:

„Unser Vetter, der Kammerherr, hat mit der letzten englischen Post den erbetenen Urlaub nach Frankreich und Italien, wenigstens auf ein Jahr erhalten. Den Winter denkt er in Marseille und Umgegend zuzubringen. Von ihm selbst weiß ich darüber bis auf diesen Augenblick noch kein Wort; selbst sein Bruder August versichert mich, es durch einen Dritten erfahren zu haben. Mir wurde es zuerst durch den, nicht ganz so verschwiegenen, Kammerjunker Hake kund, der im Begriffe ist seine „große Tour" anzutreten und mit dem Fritz Ompteda wahrscheinlich bis Straßburg gehen wird."

Der Reisende traf im Mai des nächsten Jahres wieder in Hannover ein. Am 12 Mai 1803 schreibt Christian an Ludwig in Berlin:

„Unser Vetter, der Kämmerling, ist seit einigen Tagen wieder hier und, dem Aeußern nach, in scheinbarerer Prosperität als zuvor. Er ist so frugal in seinen Aeußerungen über seine achtmonatliche Abwesenheit, daß ich von seiner eigentlichen Geschichte während derselben wenig mitzutheilen weiß. Den größten Theil der Zeit hat er in Paris zugebracht; auf der beabsichtigten weiteren Reise nach Spanien ist er bis Marseille gelangt; von dort will er durch die vergrößerten Nachrichten über die bevorstehenden Ereignisse im Vaterlande zur Rückkehr bewogen sein. Diesen Winter war ich, nebst seinen Brüdern, eine Zeit lang seinetwegen wahrlich in Sorge, da

er in lieber langer Zeit keine Nachricht von sich gab, und diese und jene Anzeigen über sein Ergehen in Paris mich ängstlich machten. Diese Besorgnisse sind jetzt insofern gehoben, daß wir ihn mit mehr eigener Zuversicht als je wiederfinden. Er hat in den feinsten Cirkeln von Paris gelebt und namentlich die eleganten Bälle der Madame Recamier mitgenossen. Bülow, der Schwager unseres Oheims des Drosten Ompteda in Burgdorf, hatte Fritz Ompteda in Paris getroffen und zwar, dem Anscheine nach, als einen nicht unglücklichen Anbeter der Prinzessin von Rohan...... Unter wie mannigfachen Formen wird uns heut zu Tage doch die Lehre: Nil admirari! gepredigt."

Um die Zeit von Fritz Omptedas Rückkehr waren die „vergrößerten Nachrichten" über das Vaterland Hannover der schon länger gefürchteten, und aus Furcht bezweifelten, Erfüllung nahegerückt. Der Krieg zwischen Frankreich und England wurde am 22 Mai 1803 erklärt. Für den ersten Konsul war, nach hergebrachter französischer Kriegspolitik gegen England, das Kurfürstentum Hannover die Achillesferse des Feindes, den Bonaparte auf anderen Punkten nicht zu packen vermochte. Ein französisches Korps war in Holland zusammengezogen und bedrohte, schon durch seinen offiziellen Namen: Armée d'Hanôvre, die nordwestliche offene Grenze Deutschlands. Endlich hatte sich die unbehifliche, von London abhängige Regierungsmaschine des Kurfürstentums zu allerlei verspäteten und zwecklosen Maßregeln aufgerafft, die der militärischen Sicherung des Landes dienen sollten. Unter anderen war am 16 Mai 1803 eine Proklamation erlassen, die die vorläufige Ermittelung der Waffenfähigen für eine demnächstige Aushebung von etwa 30,000 Mann anordnen sollte. Sie war jedoch so unglaublich ungeschickt abgefaßt, daß man im Lande daraus die Absicht einer „allgemeinen Volksbewaffnung" nach dem revolutionären französischen Muster entnahm. Dadurch erregte sie lebhaftesten allgemeinen Widerwillen. Es erschien, als Ausdruck dessen, ein Flugblatt mit dem Fritz Ompteda, allerdings anonym, seine Rückkehr in's Vaterland kund gab. Der Major Christian bezeugt des Vetters Urheberschaft. Das Blatt war von letzterem auf dem Billard-Klub verlesen. Es lautete:

„Aushebung zur Vertheidigung des Landes.

A. Sämmtliche Hofbediente und andere Tagediebe.

B. Alle Wilddiebe des Landes zum Jägerkorps.

C. Alle diejenigen, welche dem Adel nicht wohlwollen, um ihn zu erwerben. Wer jedoch das Schießen nicht vertragen kann, darf künftig nicht mitsprechen.

D. Sämmtliche Zollbediente zu Spionen.

E. Alle ehrlichen Karrengefangenen, Zuchthäusler, Maulwurfsfänger, u. s. w.

Wer nicht mitziehen will, kann sich ein Bein brechen lassen. Dies kostet nach der neuen Medizinaltaxe 4 Thaler 6 Groschen anzuheilen. Das Trepaniren ist wohlfeiler: ohne Gehirn 3—4 Thaler; ist dieses aber verletzt, folglich vorhanden, 10—12 Thaler; extrafein 15 Thaler."

Ehe jedoch das allgemeine Unglück des Vaterlandes, seine Ueberwältigung durch die Franzosen, völlig hereinbrach, wurde Fritz Omptedas zuversichtliche und humoristische Stimmung durch ein persönliches Ereignis traurigster Art erschüttert und zum Ernste gemahnt. Sein Vater war am 18 Mai in Regensburg an einem bösartigen Nervenfieber gestorben. Die Mutter lag an derselben, vermutlich epidemischen, Krankheit schwer danieder.

Fritz eilte mit seinem Bruder Karl dorthin. Erst nach Wochen sah er Hannover wieder. Zertrümmert und zerstoben war inzwischen die alte gute Zeit. An den Thoren der Stadt, an den Pforten der königlich-kurfürstlichen Schlösser standen französische Schildwachen!

Hannovers Untergang vollzog sich mit überstürzender Schnelligkeit. In letzter Not hatte das Ministerium sich durch Ludwig Ompteda an die, wegen der Besetzung des Kurfürstentums im Jahre 1801 so schwer geschmähte preußische Regierung gewendet; in Berlin hatte man bewaffneten Eingriff abgelehnt, wesentlich deshalb, weil gleichzeitig der hannoversche Minister Lenthe in London, in überfeinem Doppelspiele, die Besetzung Hannovers durch Preußen von Petersburg aus hatte hintertreiben lassen. Erfolgreiche Abwehr aus eigener Kraft war nicht möglich, nur noch ehrenvolles Unterliegen mit den Waffen in der Hand. Das Ministerium aber zitterte vor einer

solchen Verantwortung; gleichzeitig mit der Mobilmachung im Mai verhandelte es bereits wegen „billiger Zugeständnisse“ mit Mortier. Dieser, unaufhaltsam von Osnabrück vordringend, verlangte Unterwerfung. Sie erfolgte durch die berüchtigte Konvention von Sulingen (südlich von Bremen, westlich der Weser gelegen), am 3 Juni 1803. Diese setzte fest: „Rückzug der Hannoverschen Truppen nach Lauenburg und Verpflichtung zur Untätigkeit. Ablieferung aller groben Geschütze und Waffenvorräte, der öffentlichen Kassen und des Privateigentums des Landesherrn. Befugnis des Feindes: die bestehende Regierung nach Belieben umzugestalten, die Einkünfte des Staates zu verwalten, Kontributionen auszuschreiben, dazu Pferde, Geld und Bekleidung für alle einziehenden französischen Truppen.“

So war das Land dem Feinde gebunden ausgeliefert, eine nicht eroberte sondern von der höchsten Spitze in London und von dem, über die Elbe nach Meklenburg flüchtenden Ministerium preisgegebene, leichte Beute.

Die Engländer hegten damals das volkstümliche insulare Vorurteil: Hannover sei für sie eine Bürde und Schwierigkeit. Als sie aber Mortiers Eifer sahen, Se. Majestät dieser Bürde zu entledigen, da begriffen sie zu spät, daß ihr politisches Interesse gefordert hätte, das Land zu verteidigen und zu behaupten.

Schon am 4 Juni traf Mortier in der Hauptstadt ein, am 5 und 6 seine Truppen. Hier wurden zunächst die Kassen und das Zeughaus geleert. Die brauchbaren hannoverschen Geschütze wurden nach Frankreich geschafft und in den Küstenbatterien gegen die Engländer aufgestellt. Die Vorräte der Stückgießerei wurden angeblich auf 10 Millionen Thaler geschätzt. Die Ueberführung dauerte ein halbes Jahr. Aus Herrenhausen gingen Bilder Kunstwerke und Pferde desselben Weges. Die „Weißgeborenen“ zogen 1804 in Paris den Krönungswagen. Auch Hirsche aus dem Deister wurden in eigens dafür gebauten Fuhrwerken nach Paris geschafft. Die Silberkammer war zeitig gerettet gewesen. Der Ertrag war so reich, daß Mortier nach Paris berichten konnte: „die französische Armee in Hannover brauche aus der Heimat weiter nichts zu empfangen als allein die Befehle des ersten Konsuls.“

Dann setzte er, schon am 22 Juni, neben dem Landes-Deputations-Kollegium, das die flüchtenden Minister als ihre Vertretung zurückgelassen, eine Exekutiv-Kommission ein, zur Ausführung seiner Befehle für die Verpflegung des Heeres. Ihr Vorsitzender war der Hofrat und Kammermeister Patje, ihr leitender Geist und Kontrolleur aber Mortiers Schwager Dürbach, bisher General-Administrator der Rheinlande. Dieser trug vor allem Sorge dafür, daß die Ueberschüsse sämtlicher Kassen an den General-Zahlmeister der Armee Darü abgeliefert wurden. Alles das war sofort von hannoverscher Seite zugelassen, in getreulicher Ausführung der Konvention von Sulingen.

Inzwischen folgte Mortier selbst den jenseit der Elbe neutralisierten hannoverschen Truppen. Am 26 Juni stand er mit 16,000 Mann bei Artlenburg an der Elbe, Lauenburg gegenüber. Sein Nachdrängen erschien unverständlich da die hannoversche Armee jenseits des Stromes stand, wie die Konvention es forderte. Nun endlich kam Folgendes zu Tage. Der Konvention war, auf Mortiers Verlangen, eine geheime Klausel hinzugefügt gewesen, die den Vertrag von der Genehmigung des ersten Konsuls abhängig machte. Dieser forderte für seine Anerkennung die voraufgehende Ratifikation durch den König von England. Letzterer verweigerte als solcher die Zustimmung, da er nur in seiner Eigenschaft als deutscher Kurfürst in Betracht kommen könne. Darauf erklärte Bonaparte die Konvention für hinfällig und Mortier machte unterm 30 Juni, nachdem er auf deren Grundlage das Kurfürstentum überwältigt, geknebelt und ausgeplündert hatte, von dieser Verwerfung dem Feldmarschall Wallmoden Anzeige. Er verlangte zugleich die Kriegsgefangenschaft der hannoverschen Truppen. Diese entehrende Zumutung wurde zurückgewiesen, da die Truppen schlagfertig in starker Stellung standen. Trotzdem kam am 5 Juli die zweite Konvention, von Artlenburg, zu stande, infolge deren die altberühmte hannoversche Armee sich auflöste. Diese schmerzlichen Vorgänge sind in dem Buche: „Ein hannoversch-englischer Offizier vor hundert Jahren. Leipzig bei S. Hirzel, 1892" eingehend geschildert. Mortier widmete den unbesiegten aber vernichteten Gegnern einen

ehrenvollen Nachruf, bemächtigte sich des gesamten Armee-Materials und berichtete nach Paris: „Wir gewinnen einige Tausend trefflicher Pferde, und der in die Heimat zurückkehrende und dem Ackerbau sich zuwendende Soldat kann keine Besorgniß erwecken.“ Dann ging er zu seinen friedlichen finanziellen Regierungsgeschäften nach Hannover zurück.

Dort wurde nun ungesäumt die große Entleerungspumpe in Bewegung gesetzt. Die Exekutiv-Kommission mühete sich redlich ab, mit Bitten und Vorstellungen, mit Klagen über das um sich greifende Elend im Lande. Mortier lagen diese Sorgen fern. Die Befehle Bonapartes gingen auf möglichste Aussaugung der erorberten Landschaften. Griff man ihm dafür nicht rasch und nicht einschneidend genug durch, so drohte er mit Errichtung einer französischen Verwaltung.

Folgende Hauptposten werden die Bedürfnisse der französischen Gewalthaber anschaulich machen:

1. Gratifikation für die Armee	2 Mill. Mrk.
2. 2000 Reitpferde, 30,000 Hemden, 20,000 Paar Schuhe, 24,000 Mäntel:	8 „ „
3. Bekleidung	1,200,000 „
4. Verpflegung von 35,000 Mann, täglich	33,000 „
5. Tafelgelder und Geschenke für Generale u. s. w.	? „ „
6. Unterstützungen und Pensionen (Halbsold) des Hannoverschen Militärs, monatlich	90,000 „,

auf Grund der Konvention von Artlenburg.

Der Posten 1 ging in die Tasche Mortiers, der sich nicht minder habsüchtig und bestechlich erwies als fast alle seine hochgestellten französischen Kameraden. Angeblich mußte er davon später 800,000 Mark an den Staatsschatz abliefern. Als „billigen“ Ersatz forderte sein Schwager Dürbach für ihn eine weitere Million; jedoch könne diese an den Lieferungen erspart werden. Außerdem einen don gratuit von 80,000 Mark zum Abschiede (1804). Nebenher: Tischsilber, Gedecke und Pferde.

Die gesamten Kosten der Invasion beliefen sich, ohne die Last der Einquartierung, bis zum Schlusse des Jahres 1803 auf 14 Millionen Mark. Die jährlichen Gesamteinkünfte des Landes waren berechnet auf 12 Millionen Mark.

Da schon dieser Druck unerträglich schien, so wandte sich eine ständische Deputation an den Ersten Konsul nach Brüssel. Sie brachte folgenden hoffnungsreichen und edelmütigen mündlichen Bescheid Bonapartes, als Weihnachtsgabe für das Land zurück: „Ich will nicht, daß das hannoversche Volk ruinirt werde, ich will, daß der französische Name bei Euch geachtet bleibe."

Leider ist der zweite Teil dieses freundlichen Wunsches weder damals noch bis zum heutigen Tage in Erfüllung gegangen.

Das Jahr 1804 brachte insoweit eine Wandlung, daß der Jahresbedarf für das, 28,000 Mann starke Heer auf 15 Millionen Mark festgestellt war. Um diese Summen zu beschaffen wurden auswärtige Anleihen versucht und die Landesforsten verwüstet. Mortier wurde durch Bernadotte abgelöst. Als das Geld nicht mehr zu beschaffen war, erklärte dieser weltgewandtere Gascogner sehr verbindlich: er werde, mit widerstrebendem Herzen, sich gezwungen sehen: alle Gehalte, Zinszahlungen und öffentlichen Bauten zu sistiren, die Waldungen zu veräußern, und von den Begüterten des Landes eine Summe von über 3 Millionen Mark binnen 24 Stunden beizutreiben. Zugleich wurden, um den Sparsinn der Hannoveraner zu stärken, alle Schützenfeste und sonstige öffentliche Lustbarkeiten verboten. Als Entschädigung wurde eine französische Schauspielergesellschaft für das ganze Land privilegirt; talentvolle junge französische Armee-Angehörige traten bei ihr als Freiwillige ein, mit Urlaub auf unbestimmte Zeit. Nur Göttingen war weislich von der Konzession ausgenommen. Dort sollten auch keine französische Schauspiele geduldet werden, um die Sitte und den Fleiß der Herren Studiosen nicht noch schwerer zu beeinträchtigen.

Nur für die Feier des Geburtstages des Ersten Konsuls (15 August 1803) wurden 30,000 Mark aufgewendet und bei der Errichtung des erblichen Kaisertums (18 Mai 1804) die Kosten einer allgemeinen Illumination der Hauptstadt nicht gescheut.

Da die Kassen auch im Jahre 1805 sich mit den bisherigen Aus-

hülfen nicht füllen wollten, so sorgten die Gäste durch neue Mittel für die dauernde Achtung ihres Namens: es wurden, als Drehmittel die konventionsmäßigen Zahlungen an die Angehörigen der ehemaligen, hannoverschen Armee eingestellt; die Domänenpächter mußten im voraus zahlen; eine fernere außerordentliche Kriegssteuer forderte 6 Prozent von allem Einkommen aus Kapitalien Grundstücken und Gewerben; 3 Prozent von Besoldungen, 2 Prozent von Pachtungen. Den Rest von 200,000 Mark entnahm Bernadotte von den Besitzern der adligen Güter.

Als dieser General im Herbste 1805 mit seinem Korps aus dem Kurfürstentum durch Ansbach nach Bayern abzog, betrugen die allgemeinen Kosten der französischen Invasion und der feindlichen Armee, vom Mai 1803 bis zum September 1805:

79,000,000 Mark.

Das war das vorläufige Ergebnis des landesväterlichen und ständischen Sparsystems an der Wehrkraft Hannovers; die Erfüllung der warnenden Voraussagungen seines größten Sohnes Scharnhorst.

Das Kurfürstentum und dessen Nachbarschaft wurde nun, im Herbste 1805, der Sammelplatz eines preußischen Korps um Hildesheim; eines russischen, das die Unterelbe überschritt, und eines englischen, das bei Kuxhaven landete. Dieses bestand zum größeren Teile aus den, als „Königlich Deutsche Legion" wiedererstandenen hannoverschen Truppenteilen. Mit den Russen kehrten auch die hannoverschen Minister aus ihrer Zuflucht in Schwerin zurück und übernahmen abermals offiziell die Regierung des Landes. Heimlich hatten sie, oder einige von ihnen, stets hinter dem Schirm der Exekutiv-Kommission weiter zu regieren gesucht. Alle Getreuen in Hannover, und unter ihnen nicht zum mindesten der Kämmerling Fritz Ompteda, schöpften frische Hoffnung auf eine bessere Zeit. Er hatte während der zwei letzten Jahre ruhig und eingezogen in Hannover, und bei dem Bruder Karl, dem Oberappellationsrate in Celle gelebt, mitleidend unter dem Landesunglücke in das jedoch nichts ihn handelnd hineinzog, mithoffend auf die Befreiung, dabei aber keineswegs müßiggehend. Die Früchte seines still geschäftigen, ernsten Fleißes werden wir alsbald kennen lernen. Inzwischen hatte

er die Freude, als ersten der heimatlichen wiedererstandenen Truppenkörper das erste Linienbataillon der Legion, die alte Fußgarde, am 14 Dezember in Hannover einziehen zu sehen, und an dessen Spitze den Vetter Oberstlieutenant Christian Ompteda zu begrüßen, dem Fritzens jüngster Bruder Ferdinand als Adjutant zur Seite ritt.

„Die Russen", heißt es aus jenen Tagen, „deren schönste und reichste Regimenter, meist Garde, sich in äußerer Haltung und geselligem Benehmen auszeichneten, waren im Lande sehr willkommen. Sie hielten gute Mannszucht, brauchten viel und bezahlten Alles über den Wert, da sie, neben ihrer Feldzulage, die vollen englischen Subsidien hatten. Das Leben wurde daher damals überall sehr rege, besonders in der Hauptstadt, wo ein Fest das andere drängte. Hatten die Franzosen beim schönen Geschlecht durch ihre Artigkeit gute Aufnahme gefunden, so gewannen die Engländer als halbe Landsleute, die Russen als Freunde des Landes, durch ihr solides und gegen ‚den zartfühlenden Theil der Menschheit' beobachtetes zuvorkommendes Benehmen beinahe den Vorsprung über die Franzosen."

Allein dieser Sonnenblick der Befreiung war nur trügerisch und kurz. Die Schlacht von Austerlitz (2 Dezember 1805) und der Frieden von Preßburg, zugleich auch die lahmen und verspäteten Bewegungen der drei verbündeten Mächte, vereitelten jeden kräftigen Vorstoß im Rücken der Franzosen. Alsdann unterzeichnete der Minister Haugwitz, ohne Vollmacht seines Königs, mit dem französischen Kaiser den berüchtigten Vertrag zu Schönbrunn am 15 Dezember, durch den Napoleon die Einverleibung der deutschen Lande des Königs von England dem Könige Friedrich Wilhelm III aufdrängte. Die Verweigerung der Annahme Hannovers war Preußen durch Oesterreichs Niederlage und Rußlands kleinmütigen Rückzug unmöglich gemacht. Der König genehmigte jedoch den, seine Ehre demütigenden und sein Rechtsbewußtsein belastenden Vertrag nur mit nachträglichen Zusatze: „Daß die Besitzergreifung Hannovers nur eine provisorische sein könne und die Behauptung desselben von einer demnächstigen Abtretung Georgs III abhängig gemacht werden solle." Napoleon jedoch befahl die Streichung des Vorbehaltes und Haugwitz erwirkte auch dazu die widerwillige Genehmigung seines Herrn.

Für Hannover und dessen Hauptstadt verliefen unter diesem neuen Herrn die Ereignisse des Jahres 1806 in großen Zügen in folgendem Kreislaufe.

Am 27 Januar 1806 rückte der preußische General Graf Schulenburg-Kehnert als „Administrations-Kommissarius" ein. Das hannoversche Ministerium protestirte, forderte die Staatsdienerschaft auf, in ihrem Amte auszuharren, und sich jeder Widersetzlichkeit gegen die Anordnungen des Gewalthabers zu enthalten. Dann verschwand es abermals jenseit der Elbe.

Am 1 April wurde das preußische Besitznahme-Patent publiziert und aus den hannoverschen Kabinetsräten und Kanzleisekretären eine Provinzialregierung gebildet. Allgemein herrschte im Reiche sittliche Entrüstung über diese Beraubung eines Mitstandes. Das englische Parlament widerhallte von flammenden Reden, um so heller und heißer als gleichzeitig die Mündungen der Elbe Weser und Ems dem britischen Handel gesperrt waren. Zu einer thatkräftigen Unterstützung jedoch des völlig vereinsamten Preußens rührte sich weder in Regensburg noch in London oder Petersburg auch nur eine einzige Hand.

Bekanntlich dauerte diese preußische Okkupation, die zudem ohne jede erhebliche willkürliche Erpressung und Vergewaltigung verlief, nur bis in den September 1806. Im Gegenteil, das finanzielle Ergebnis war für Preußen ein höchst ungünstiges, für seine Handelsflotte ein verderbliches. Am 1 April 1806 erschien das Patent über die definitive Besitznahme. Am 4 April nahmen die Engländer in ihren Häfen 3 bis 400 preußische Schiffe in Beschlag, im Werte von etwa 20 Millionen Mark. Der Schaden des preußischen Handels wurde auf etwa 85 Millionen Mark geschätzt. Was das Andenken an diese Besitznahme so außerordentlich und unverdient verhaßt gemacht hat, war wesentlich das, dem damaligen altpreußischen Civilbeamten häufig auswärts im Wege stehende, schroffe und einseitige Wesen. Die Zuzüglinge sahen auf die, ihnen unbekannten Zustände als auf mangelhafte, mißbräuchliche, sofort nach der zu Hause geläufigen Schablone zu bessernde herab. Vor allem gefielen sie sich in kleinlicher hastiger Anwendung der letzteren.

Wie wenig man jedoch in Berlin diesen Feuereifer der unteren Beamten für dauernde Angliederung der neuen Erwerbung anregte oder auch nur teilte, wie man vielmehr sich dort gezwungen fühlte, die Rolle zu spielen, als ob man die Besetzung ernsthaft nehme, das beweist wohl zur Genüge die Thatsache, daß bereits am 11 September 1806 der neue preußische auswärtige Minister Freiherr von Hardenberg die Korrespondenz mit Ludwig Ompteda, der im April seinen Posten in Berlin unter Protest verlassen hatte und jetzt Gesandter in Dresden war, unter der Adresse wieder eröffnete:

„Envoyé extraordinaire et Ministre plénipotentiaire de S. M. Britannique à la Cour Electorale de Saxe"; wenn gleich der „Electeur d'Hanôvre" weggelassen war.

Auf diese Anerkennung der fortdauernden staatlichen Existenz des Kurfürstentums Hannover erwiderte Ompteda, dem die Zustände und Gesinnungen in Berlin genauer bekannt sein mußten als seinen Landsleuten im Vaterlande:

„Ich habe niemals auf den, meinem Herzen wohlthuenden Gedanken verzichten können, daß früher oder später unsere beiderseitigen Souveraine, getrennt durch eine Verkettung verderblicher Ursachen, vereint durch Interessen und Gefühle, sich eines Tages die Hand reichen würden, um Europa die Ruhe wieder zu geben deren es bedarf, und den Frieden auf gerechten und billigen Grundlagen wieder herzustellen. Niemals habe ich in dieser Meinung geschwankt, und niemals aufgehört, sie in London zu wiederholen."

Dieser Wiederannäherung der alten Verbündeten lagen folgende Vorgänge zu Grunde.

Zunächst hatte Napoleon, am 12 Juli 1806, mit 16 deutschen Fürsten den Rheinbund abgeschlossen. Er hatte damit die deutsche Reichsverfassung zerrissen und zugleich diesen neugeschaffenen sogenannten Souveränen durch die ihnen verliehenen ungeschichtlichen Titel den Stempel französischer Vasallen aufgedrückt. Von dieser grundstürzenden politischen Veränderung Deutschlands war in Berlin durch den französischen Gesandten erst nachträglich Mitteilung gemacht. Dabei wurde zu einem ähnlichen Gebilde in Norddeutschland, unter Preußens Protektorate, aufgemuntert. Zugleich aber hatte

Napoleon in Dresden und Kassel ernstlich widerraten, auf derartige preußische Pläne einzugehen; den Anschluß der Hansestädte hatte er geradezu verweigert.

Den zweiten Maßstab der Wertschätzung erhielt Preußen von seinem treulosen Verbündeten dadurch, daß Napoleon in den Friedensverhandlungen mit England erklärte: „er sei bereit, den König Georg III als Souverain von Hannover anzuerkennen.“ Schon am 16 Juni 1806 sagte Talleyrand, damals auswärtiger Minister: „Napoleon bietet England drei Zugeständnisse: Hannover für die Ehre der Krone, Malta für die Ehre der Marine, das Kap der guten Hoffnung für die Ehre des englischen Handels.“ Diese Einräumungen gelangten über London sofort nach Berlin.

Solch brutale Arglist und höhnische Eigenmacht drängte Preußen zum Kriege und in die Katastrophe der Schlacht von Jena.

Am 21 Oktober 1806 verließ die preußische Administrations-Kommission Hannover und das alte Ministerium zog abermals ein. Die wiederkehrende höchste Landesregierung ließ, nach Abzug der preußischen Behörde, die Adler überall wegnehmen und an deren Stelle, in deutscher und französischer Sprache, die vorsichtige Aufschrift malen: „Neutrales Land“, um nicht als „preußisch“ behandelt zu werden. Die Idee wäre an sich nicht so übel gewesen. Aber schon gleichzeitig erschien ein Dekret des Siegers, das dem Kurfürstentum eine Kontribution von 7 Millionen Mark auferlegte. In kürzester Zeit war das Land wieder von Franzosen überflutet; am 12 November nahm Mortier für den Kaiser Napoleon Besitz und setzte abermals die Exekutiv-Kommission ein, bestehend aus dem bereits bewährten Hofrat Patje, den Landräten von Meding und Münchhausen. Die Minister verschwanden wiederum jenseit der Elbe. So endete das Jahr 1806. Mit dem Jahreswechsel wurden die französischen Wappen als Hoheitszeichen aufgerichtet und nun erst begannen für das Kurfürstentum die schlimmsten Zeiten.

Die Steuerschraube in der bisherigen Handhabung wirkte nicht ausreichend; so erschien im Januar 1807 ein neuer kaiserlicher General-Intendant Belleville in Hannover. Zugleich steigerte sich der Druck, der die einzelnen Haushaltungen aussog, durch die unablässigen

Durchmärsche der nach Preußen ziehenden Truppen, zum Unerträglichen. „Das sei höchstens noch einige Monate lang zu ertragen", schrieb damals ein Augenzeuge, „die Armut greife mit Riesenschritten um sich, und neben einigen reich gewordenen Lieferanten werde man bald einer Gemeinde von Bettlern angehören." Es sollte noch sieben Jahre lang ertragen werden.

Da die, von Napoleon selbst dekretirte Kriegssteuer nicht einging, so erhielt Darü, Commissaire ordonnateur en chef der Armee, den Befehl, durch Belleville den Provinziallandschaften zu eröffnen: „ihr Verfahren werde nachgerade lächerlich, ja! abgeschmackt. Sie hätten sofort die rückständige monatliche Verpflegung (mit etwa 4 Millionen Mark) zu zahlen, ferner die allerhöchst aufgelegte Kontribution." Im Juni erhielt Maret den Befehl: für 24 Millionen Mark hannoversche Domänen ausscheiden zu lassen, zu Dotationen an verdiente Offiziere.

Im Juli 1807 wurde abermals Berthier nach Hannover geschickt, um die vorigjährige Kontribution einzutreiben. Auch er scheiterte an dem zähen ‚non possumus' der Stände. So erging unterm 4 September 1807 aus den Tuilerien der Befehl: „de casser sur-le-champ les états, d'en faire arrêter les principaux membres et de les envoyer à Hameln" (damals Festung). Dieser Blitz des zürnenden Gewaltigers von Europa wurde in ausführliches, den steifnackigen niedersächsischen Provinzialvertretern verständlicheres Deutsch übersetzt:

„Seit langer Zeit widerstanden die Stände der Hannoverschen Lande den von französischen Behörden ihnen ertheilten Befehlen; oft haben sie sich herausgenommen über deren Gegenstand zu berathschlagen, da sie doch nur aufgefordert waren die Mittel zur Ausführung anzugeben und anzuwenden. Nachdem endlich eine lange Erfahrung erwiesen hat, daß ihr Dasein nicht vereinbar ist mit einer energischen Verwaltung, so wie sie die Sicherheit und das Bedürfnis der Armee in einem eroberten Lande erfordert, hat der Kaiser sich genöthigt gesehen, ihre Aufhebung zu befehlen. Es ist mir aufgegeben, an deren Stelle eine verwaltende Regierungskommission zu ernennen. Im Vertrauen auf die Mitglieder der bisherigen Exekutiv-Kommission und

darauf, daß sie den mir oft bewiesenen Eifer verdoppeln werden, bestätige ich dieselben in ihren Posten, vermehre aber, wegen Vergrößerung ihrer Obliegenheiten, die Zahl bis zu neun Mitgliedern und bekleide sie mit aller der administrativen Macht, welche die Stände der verschiedenen Provinzen in diesen bisher ausübten."

Als nächstes Ziel dieser neuen Kommission wurde die rasche Eintreibung der Rückstände an Kontributionen, von 6 Millionen Mark, aufgestellt, die durch die sträfliche Langsamkeit der Vorgänger entstanden seien.

Diese für die hannoverschen Stände hochehrenvolle Grabrede schloß mit der freundlichen Hoffnung: „Hannover werde des Kaisers Vertrauen und Wohlwollen, der die neue Verwaltung ausschließlich aus der Mitte des Landes genommen, durch treuen Gehorsam zu ehren wissen und, vor allen Dingen, den Forderungen Sr. Majestät genügen."

Jedoch auch diese Kommission entsprach dem Vertrauen, das man ihr allerhöchst geschenkt hatte, so wenig daß Belleville alsbald ohne ihren Beirat vorging und, zum Weihnachtsfeste, eine gezwungene Anleihe von 8 Millionen Mark ausschrieb. Diese sollte binnen zwei Monaten eingezahlt sein. Es sollten davon, nach der Veranlagung, nur solche Personen betroffen werden, die dadurch in ihrer Existenz nicht litten, „wie der Kaiser in seiner großmüthigen Milde befohlen, um die Hütten der Armen und die Arbeit des Familienvaters zu schonen."

Die Zahlungen liefen indessen so spärlich ein, daß sehr bald gewaltsame Beitreibung durch Einlegung „von mindestens 4 Mann und einem Unteroffizier" zur Anwendung kam, vielfach auch bei denjenigen bereits Verarmten die noch in ihrer eignen Hütte wohnten.

Inzwischen war bereits das alte Band der hannoverschen Provinzen zerrissen. Durch kaiserliches Dekret war, am 18 August 1807, das Königreich Westphalen in's Leben gerufen. Diesem wurden die Fürstentümer Göttingen Grubenhagen Osnabrück und die Grafschaft Hohenstein angegliedert.

Allen diesen welterschütternden Stürmen hatte Fritz Ompteda seit dem Jahre 1803 als mitleidender Zuschauer in Hannover bei-

gewohnt. Außer dem nächsten persönlichen Verkehr mit Gleichgesinnten oder Besuchen bei seinem Bruder in Celle hatte er in stiller Zurückgezogenheit gelebt. Aber nicht in unfruchtbarer Unthätigkeit. Der grimmige Ernst der Zeiten hatte auch ihn zu ernster Arbeit erhoben. Jahrelang mit stillem, forschendem und sammelndem Fleiße fortgeführt erreichte sie im Jahre 1807 ihren Abschluß. Ohne Zweifel hatte die Neigung des begabten und vielseitig gebildeten Mannes sich schon früh dem Studium der Geschichte seines Vaterlandes und ihrer Literatur zugewendet. Wohl war auch durch die hervorragendste unter den literarischen Arbeiten seines ausgezeichneten Vaters, die „Literatur des Völkerrechtes", der Gedanke bei ihm angeregt: ein gleiches Unternehmen für die Lande des Kurfürstentums Hannover zu wagen und dadurch eine Lücke auszufüllen, die er bei seinem Eindringen in dessen literarische Vergangenheit lebhaft empfunden hatte.

So entstand Fritz Omptedas bedeutendes Werk:

Neue vaterländische Literatur.

Eine Fortsetzung älterer historisch-statistischer Bibliotheken
der
Hannoverschen Lande bis zum Jahre 1807
von
Friedrich von Ompteda, Cammerherr.

Hannover,
in Commission bei den Gebrüdern Hahn.

In der Vorrede, die „Hannover im Januar 1810" gezeichnet ist, führt der Verfasser das Buch mit nachstehender bescheidener Rechtfertigung seines Erscheinens ein:

„Bei Bekanntmachung dieser Sammlung literarischer Notizen ist vor allen Dingen nöthig zu bemerken, daß solche bereits im Jahre 1807 beendigt, geschlossen und zum Druck bestimmt wurde, zu einer Zeit, wo durch Vereinigung einiger Landes-Provinzen mit dem

Königreiche Westphalen der Hannoversche Staatskörper noch nicht zerstückelt war. — Die Veränderung, welche seitdem das Vaterland erlitt, konnte auf gegenwärtige Arbeit keinen Einfluß haben. — Da indessen der Verfasser nur die Absicht hat, das Nöthigste seinen Lesern in dieser Vorrede zu sagen, so enthält er sich der Auseinandersetzung mancher Gründe, welche ihn veranlassen, gegenwärtige Sammlung (jetzt: 1810) sowie sie vor drei Jahren (1807) beendigt war, dem Publicum vorzulegen, und es wird vielleicht Entschuldigung finden, wenn aus solcher die literärischen Notizen über die Fürstenthümer Göttingen Grubenhagen und Osnabrück vor der Hand nicht verwiesen wurden, welche man lieber hier suchen wird, als solche ganz zu entbehren."

Die Arbeit sei dadurch veranlaßt, „daß seit dem Jahre 1745 durchaus nichts bei uns bekannt gemacht ist, wodurch die Uebersicht der vaterländischen Literatur uns erleichtert wäre. — Dennoch würde der Verfasser nicht wagen, diese geringen, mit ungeübten Händen zusammengeschafften Beiträge dem Publicum anzubieten, wenn nicht die Ueberzeugung ihn bestimmte, daß bei der bisherigen gänzlichen Vernachlässigung jener Bücherkunde auch das Unvollkommene einigen Nutzen schaffen kann. Er mögte, daß in diesem gewagten und freilich noch unvollständigen literärischen Versuche der anspruchslose Wunsch anerkannt würde, seinen Mitbürgern nützlich und besonders in derjenigen Beschäftigung behülflich zu werden, welche zur Kenntniß des Vaterlandes leiten und zugleich Antrieb und Veranlassung werden wird, es inniger zu lieben und treu daran zu hangen."

„Ganz brauchbar mögte vielleicht ein literärischer Leitfaden besonders für diejenigen werden, welchen ihr Dienstverhältniß die heilige Pflicht auferlegt, das Vaterland nicht nur liebend im Herzen, sondern auch im Kopfe zu tragen. Wenn solche Staatsdiener bei wichtigen und folgenschweren Neuerungen, wie es heutzutage oft der Fall ist, geschwind zu verfahren haben, so wird ihnen gewiß eine Nachweisung der literärischen Hülfsmittel zu Statten kommen, deren sie in dergleichen Angelegenheiten wohl nicht selten benöthigt sein dürften." Es sei daher der Zweck des Buches: zwei ältere gleich-

artige Übersichten (von Praun und Erath), die etwa mit dem Jahre 1745 abschlossen, bis auf die neuere Zeit fortzuführen. „Ob dieser Zweck auf eine genügende Art hier erreicht wurde, muß der Prüfung und dem Urtheile nachsichtsvoller Kenner heimgestellt bleiben, und vielleicht werden einige unter diesen nicht ganz die Schwierigkeiten verkennen, die zu besiegen sind um Vollständigkeit in allen Theilen einer solchen Sammlung hervorzubringen, welche der Verfasser nur dann hoffen dürfte einigermaßen erreicht zu haben, wenn der beste Wille hiezu genügte, und wissenschaftliche Erfahrungen durch das mühsame Streben nach deren Erwerbung stets ersetzt werden könnten."

Das mit soviel gewinnender Bescheidenheit eingeführte Buch enthält 700 Druckseiten. Es behandelt in 4 Abschnitten:

I. die geographisch-topographische Literatur,
II. die Literatur der Geschichte,
III. die Literatur der Staats- und Landesverfassung,
IV. die Literatur der Landesindustriezweige. Naturprodukte und Kunstfleiß.

Das Werk erwarb sich die verdiente allgemeine und nachhaltige Anerkennung.

In den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" vom 14 April 1810 findet sich eine eingehende Besprechung, die den langjährigen Fleiß und die große Belesenheit des Verfassers anerkennt. Möglichste Vollständigkeit des Inhalts und Uebersichtlichkeit der Anordnung sei rühmlichst erreicht. Das Werk sei nützlich durch die Leichtigkeit, das Gesuchte aufzufinden. „Die kurzen Rezensionen und literarischen Notizen gehen über den Sammlerfleiß hinaus." — „Dieses Lob gebührt dem Werke eines Weltmanns, der in einer Arbeit dieser Art bisher nicht auftrat." Gelobt werden auch die Einleitungen der einzelnen Abteilungen, die sich zur Lektüre eignen.

Das allgemeine Lob wird durch vereinzelte Einschränkungen, die von der höheren Einsicht und Umsicht des Rezensenten zeugen, noch fester begründet.

Später hat der Justizrat Schlüter in Stade das Werk unter

dem Titel: „Neueste Vaterländische Literatur" bis zum Jahre 1829 fortgeführt.

Er sagt in seiner Vorrede:

„Omptedas Werk erschien 1810, unter ungünstigen Zeitverhältnissen; es war daher anfänglich wenig bekannt geworden. Nach Wiederherstellung des Friedens zog die große Brauchbarkeit dieses trefflichen literarischen Leitfadens die allgemeine Aufmerksamkeit der vaterländischen Gelehrten und Geschäftsmänner auf sich." Schlüter behielt das System des Buches bei und lieferte nur die notdürftigsten Supplemente für den bequemeren Gebrauch des Omptedaschen Werkes.

Im „Vaterländischen Archiv", Jahrgang 1819 sagt einer der Väter der Hannoverschen Geschichtsforschung, der Hofrat Spangenberg, in seiner Einleitung zur Uebersicht der vaterländischen Literatur seit 1808:

„Wir besitzen in den Werken von Erath und Praun eine fleißige Aufzeichnung sämmtlicher, sich auf unser Vaterland beziehender Schriften, und eine noch vollkommnere Zusammenstellung derselben in der trefflichen Ergänzung und Fortsetzung dieser Werke des verstorbenen Kammerherrn Friedrich von Ompteda, welche unter dem Titel: Neue vaterländische Literatur im Jahre 1808 (1810) zu Hannover erschienen ist."

Das von Fritz Ompteda aufgestellte System der Einteilung ist auch in den späteren gleichartigen Veröffentlichungen des historischen Vereins für Niedersachsen stets zu Grunde gelegt worden.

Nach Abschluß seiner mühevollen langjährigen Arbeit verließ Fritz Ompteda Hannover für längere Zeit. Zunächst zog es ihn nach Frankfurt und Darmstadt. Dort lebte seine Mutter, im Anschlusse an die Häuslichkeit ihrer einzigen Tochter, die seit 1805 an den Forstmeister, späteren Oberjägermeister Ludwig Riedesel Freiherr zu Eisenbach verheiratet war. Die Mutter starb im Mai 1808. Ziemlich gleichzeitig wurde der Bruder Karl mit einer peinlichen Mission an den Zwingherrn seines Vaterlandes betraut. Schon seit fast zwei Jahren waren den Justizbeamten Hannovers keine Gehalte mehr gezahlt. Wiederholte Eingaben, nach verschiedenen Seiten hin, blieben

erfolglos. Da setzte der Präsident des Oberappellationsgerichts, von der Wense, eine Massenpetition in's Werk, ein dringendes Immediatgesuch an den Kaiser. Mit dessen Ueberreichung an Se. Majestät wurde der Oberappellationsrat Ompteda betraut. Napoleon befand sich auf der Rückreise von Erfurt nach Paris. Ompteda ging daher, um ihn abzufangen, nach Frankfurt a. M., wo der Fürst Primas Dalberg, ein Freund aus Regensburg, ihn am 13 Oktober „sehr gnädig" empfing. Am 15 Oktober abends kam der Kaiser durch Frankfurt; er ging ohne Aufenthalt nach Mainz weiter um dort zu nächtigen. Ompteda setzte ihm nach, fand um 2 Uhr nachts noch Eingang in den Palast, hörte dort daß der Kaiser bereits schlafe und am anderen Morgen zwischen 5 und 6 Uhr abreisen wolle. Er durfte bis dahin in einem Zimmer des Schlosses verweilen. „Um ½ 5 Uhr", schreibt er an seinen Präsidenten, „ward es lebhafter im Palast, und . . der General Nansouty sagte mir, es sei unmöglich beim Kaiser vorgelassen zu werden, indessen möchte ich mich auf dem Vorplatze aufstellen und ihn dann auf seiner Passage anreden. . . Ehrerbietig näherte ich mich dem Kaiser, meine Depesche in der Hand. . . Er blieb stehen. . . Die Vorsehung verlieh mir die Stärke, daß ich ohne die geringste Furcht oder Stottern ihm den Zweck meiner Sendung sagte, ihm das Unglück der hannöverschen Justizbedienten schilderte u. s. w. Das Schreiben nahm der Kaiser selbst mir aus der Hand. Er hörte meinen Vortrag mit völliger Ruhe und Freundlichkeit an und erwiderte darauf mit einem unbeschreiblich wohlwollenden Tone: ‚Fort bien . . . Je donnerai mes ordres que cela soit payé;' und so schritt er während meiner Danksagung und nachdem er noch eine freundliche Bewegung der Hand gegen mich gemacht hatte, die Treppe hinunter . . . . Besonders empfindlich war mir der freche Hohn und die verächtliche Begegnung, welche der Kammerherr Remüsat sich gegen mich erlaubte; noch glücklich, daß er mich nicht aus dem Palaste herauswies, was ich jeden Augenblick befürchtete . . . . Ich duldete alles mit Unterwerfung, denn hätte der Kaiser einmal Mainz verlassen gehabt ohne meine Papiere anzunehmen, so würde der ganze Zweck meiner Sendung vereitelt gewesen sein."

Das war dennoch der Fall. Es erfolgte gar nichts, oder viel-

mehr ein Zwölftel des laufenden Jahresgehaltes, ohne Nachzahlung der Rückstände. Jedoch wurde von London her, aus geheimen Kassen, möglichst nachgeholfen.

Nach dieser Zeit, bis zum Herbste des Jahres 1809, weilte Fritz in und bei Wien. Nähere Nachrichten aus dieser Zeit haben sich nicht erhalten. Briefe wurden damals selten geschrieben, da man nicht sagen durfte was das Herz drückte und empörte. So verloren sich auch nächste Verwandte oft für lange Monate aus dem Gesichte. In Hannover selbst herrschten Zustände die jeden, der nicht an die Scholle gebunden war, drängten den heimischen Staub von den Füßen zu schütteln. Es war der dauernde Kriegszustand ohne offnen Kampf; es war die straßenräuberische Folterung eines darnieder geworfenen geknebelten Volkes, lediglich zur willkürlichsten Gelderpressung. Verwaltung, Justiz, Gesetzgebung, wirtschaftliche Thätigkeit — alles war gelähmt; Leben und Wirkung zeigte nur noch die ungeheure Aussaugungspumpe die der Imperator von Paris aus handhabte. Freiheit und Eigentum jedes einzelnen waren dem willkürlichen Ermessen des französischen General-Gouverneurs und General-Intendanten rechtlos preisgegeben.

Die von Belleville zu Weihnachten 1807 ausgeschriebene gezwungene Anleihe floß nur spärlich; sie wurde auch auf unbemittelte Personen ausgedehnt. Daneben liefen die Kriegssteuer, die Naturallieferungen: gegen 2000 Remontepferde. Ueber letztere insbesondere kam es zu blutigen Händeln mit den Bauern; ihnen mußte das Läuten der Sturmglocken bei diesen Raufereien unter schwerer Strafe verboten werden.

Daneben wurde die Verteilung der hannoverschen Domänen an die „verdienten" französischen Generale weiter gefördert. Es sollten Güter und Forsten mit einem Reinertrage von 1,800,000 Mark dafür auserlesen werden, als Majorate für Marschälle Minister und Generale: 73 Dotationen; die höchste, für Berthier, von etwa 110,000 Mark, die niedrigsten von 8000 Mark Rente. Der gereizte Groll der Bevölkerung entging den Unterdrückern nicht. Die Erregung stieg im Jahre 1809, durch Schills flüchtiges Abenteuer in der Elbgegend, noch mehr durch den kühnen Zug des Herzogs Frie-

drich Wilhelm von Braunschweig. Zur Beruhigung der Gemüter erfolgte die Einstellung aller öffentlichen Bauten; dann, wiederum als Weihnachtsgabe, am 25 Dezember 1809, das Verbot aller öffentlichen Lustbarkeiten und des Redens über politische Angelegenheiten.

So kann es kaum verwundern, wenn diese systematisch geschundenen und ausgeplünderten nördlichen Landesteile des Kurfürstentums das Loos der südlichen Provinzen, die seit 1807 mit dem neugeschaffenen Königreiche Westphalen vereinigt waren, als ein günstiges, ja als ein beneidenswertes betrachten lernten. Dort bestand immerhin ein fester Staatsverband, dessen höhere und niedere Behörden mit geringen Ausnahmen Deutsche waren. Dort war — namentlich in den ersten Jahren des Scheinlebens dieser Schöpfung — das Gesetz in Kraft; es wurde manches Alte und Ueberlebte, wenigstens auf dem Papier, gebessert. Jedenfalls ging die Verwaltung, so drückend sie sein mußte, einen vorgezeichneten Weg; die deutschen Beamten milderten unter der Hand manche herbe Verordnung und leisteten der spionirenden französischen Polizei möglichst wenig Vorschub. Die hannoverschen Beamten, die von der alten Regierung ihrem Schicksale überlassen waren, fühlten dort festen Fuß für ihre Thätigkeit, für ihre und der Ihrigen Existenz. Denn seit Jahren bereits waren selbstverständlich die Dienstgehalte unregelmäßig gezahlt, eingekürzt, mit Zwangsanlehen und Kontributionen belastet; die Pensionen wurden überhaupt nicht mehr bezahlt.

So zog es die Ehrgeizigen, die über das kalte Fallenlassen von London aus Mißmutigen, die mit der bittern Not ringenden Bedürftigen, wohl oder übel in das neue Dienstverhältnis. Von Kassel kamen an alle Befähigten und Brauchbaren lockende Anerbietungen von seiten der Landsleute, der ehemaligen Amtsgenossen, der Verwandten und Verschwägerten. Diese wünschten der deutschen Partei tüchtige Kräfte zuzuführen um wichtige Plätze auszufüllen, damit solche nicht einem windigen französischen Abenteurer Raum für schädliche Thätigkeit gewährten. Adel und Damen wurden an den neuen Hof in Kassel gezogen um dessen Glanz zu erhöhen.

Auf der anderen Seite war die alte Regierung außer Stande,

den Dienstvertrag mit denjenigen Beamten, die sich den französischen Gewalthabern nicht unterworfen hatten, fortzusetzen. Selbst solche Männer, die alle die Jahre hindurch in opferfreudiger Thätigkeit und nicht ohne persönliche Gefahr die geheimen Beziehungen zwischen England und den ihm offiziell feindlich gestellten kontinentalen Mächten vermittelten, wie Ludwig Ompteda und sein getreuer Mitarbeiter Graf Ernst Hardenberg in Wien, waren auf ein geringes Wartegeld beschränkt worden. Für den Kabinetsminister in London und seine Kanzlei fanden sich glücklicherweise noch Mittel zur Zahlung des vollen Diensteinkommens. Die übrigen Minister, die jenseit der Elbe in gezwungener harmloser Unthätigkeit auf den Umschwung der Dinge warteten, wurden später durch Nachzahlung ihrer Gehälter für ihre während der Fremdherrschaft entbehrten dienstlichen Leistungen entschädigt. Selbstverständlich hatte danach für die vormaligen Hofbeamten so gut wie nichts geschehen können, nachdem mit dem 1 Januar 1809 die Einnahmen der Hofämter gestrichen waren. Zu diesem Gestrichenen gehörte Fritz Omptedas Subsistenz. Im Herbst 1809 war er nach Hannover zurückgekehrt um den Druck seines Werkes zu überwachen. Gleichzeitig hatte er seine Lage in London vorgestellt und, da sein Hofamt gegenstandslos geworden war, um ein Wartegeld oder eine andere Verwendung gebeten. Beides vergebens. Eintritt in die Deutsche Legion war für den Mann von 37 Jahren mit Podagraneigungen ausgeschlossen. So trat die Not an ihn heran.

„Als nun,“ berichtet sein Vetter Ludwig, „während der Okkupation Hannovers durch die Franzosen die Gehalte für den Königlichen Hofstaat schon seit längerer Zeit nicht mehr gezahlt wurden, befand sich der Kammerherr Ompteda, bei sehr beschränktem eigenem Vermögen, in größter Verlegenheit wegen seiner künftigen Existenz. Seine dringenden Sollicitationen wegen der ferneren Auszahlung seines Gehaltes wurden in London zurückgewiesen. So mußte auch er sich zuletzt, wiewohl mit größter Abneigung entschließen, westphälische (Staats-) Dienste zu nehmen.“ — Eine höhere Hofstellung in Kassel hatte er bereits ausgeschlagen.

Die endliche Entscheidung zu diesem Schritte war um so peinlicher, wenn wir uns Fritz Omptedas innige liebevolle Anhänglich-

keit an seinen Geburtsstaat, aus den warmen schmerzlichen Abschiedsworten in der Vorrede seines Werkes, vergegenwärtigen. Im April, als der Druck beendet war, hatte er sich von Hannover zur Schwester nach Darmstadt gewendet, wie diese schreibt: „mit Mißmuth über dort fehlgeschlagene Hoffnungen; jedoch sprach er mit Genugthuung über den Erfolg seines Buches.“

Dritter Abschnitt.

1807 bis 1812.

Der Rheinbund. — Dalberg. — Das Königreich Westphalen. — Jerome I. — Elisabeth Patterson. — Bilder aus Kassel. — Hannover westphälisch, 1810. — Fritz Ompteda westphälischer Gesandter in Frankfurt und Darmstadt. — Kontinentalsystem. — Jerome als Feldherr 1809 und 1812.

Das Staatsgebilde „Königreich Westphalen“ hat ein so ephemeres und mechanisches rein vasallitisches Dasein gehabt, es hat für die ferneren Nachkommen so wenige Spuren dieses Daseins hinterlassen, daß davon dem jetzt lebenden Geschlechte kaum ein irgendwie gegenständliches Bild geblieben ist. Nur der Name lebt noch als „Schall und Rauch“. So wird wohl eine Wiedervorführung dieser Episode aus den Geburtswehen Deutschlands den Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen sein. Zugleich dient sie als Hintergrund und Rahmen für Fritz Omptedas Leben und Bewegen als westphälischer Hof- und Staatsdiener.

Die geschichtlichen Quellen und literarischen Zeugnisse über die widerliche und für unsere Nation wenig ehrenvolle staatliche Mißgeburt in Kassel sind zahlreich, aber sehr ungleichartig. Alsbald nach jener Verschwinden ergoß sich eine Flut von Büchern und Schriften über die jüngste Vergangenheit. Zum Teil sind diese romanhaft und auf den Reiz berechnet, den Enthüllungen über Korruption und Skandal zu wecken stets geeignet sind. Aber auch die Berichte denen die Absicht sachlicher Darstellung zu Grunde liegt, sind noch so frisch mit Bitterkeit und Ingrimm getränkt, noch so augenscheinlich durch Gunst und Haß entstellt, daß sie kaum als Grundlage für eine

sachliche Anschauung dienen könnten. Daher haben sich erst zwei neueste Geschichtsforscher: der (im Jahre 1886 verstorbene) Staatsarchivar Goecke zu Wetzlar und der Archivar Ilgen zu Düsseldorf durch ihr, im Jahre 1888 erschienenes Buch: „Das Königreich Westphalen" das große Verdienst einer pragmatischen und quellenmäßigen Vorführung jenes Zeitabschnittes erworben. Dieses Werk ist der nachfolgenden Skizze hauptsächlich zu Grunde gelegt. Aus Goeckes „Vorworte" möge hier ein Auszug stehen, da er die Gesichtspunkte und Zwecke der Verfasser in Worten darlegt die aller Beherzigung wert sind. Goecke spricht also:

„Welche Parteiungen augenblicklich (1886) das deutsche Reich und seine Vertretungen im Reichstage erfüllen und zertrennen, nach außen hin steht Deutschland in nie erreichter Größe da. Sein Kaiser und Kanzler halten ihre schirmende Hand über Europa. Diese Hand ist eine Friedenshand. Wie anders ließ Napoleon I seine eiserne Faust die Völker fühlen. Und dennoch haben ihm im Herzen Europas, im Herzen Deutschlands einst Tausende zugejauchzt. Ja, im Herzen Deutschlands! Es ist geschehen, und ich wenigstens bin nicht der Mann, in meiner Darstellung dies verschleiern oder entkräften zu wollen. Nein, dies eben diene uns zur Lehre: wie schwach das deutsche Staatsbewußtsein ist, wie es immer wieder der Aufmunterung bedarf, wie sehr es einer energievollen Persönlichkeit benöthigt, um die zur Absonderung vom großen Ganzen geneigten einzelnen Theile zusammenzuhalten."

„Also möge das deutsche Volk sich nicht mit Abscheu abwenden von jener Zeit, die noch nicht ganz 80 Jahre hinter uns liegt, sondern wie im Spiegel sich selbst darin beschauen, das eigene Fleisch und Blut — unsere Großväter — darin erkennen, und daraus lernen: nicht wieder in die alten Fehler zu verfallen, welche allerdings keineswegs nur dem Volk als solchem — wenn man darunter die Masse der minder Gebildeten und minder Begüterten verstehen wollte — sondern auch den auf einer höheren sozialen und Bildungsstufe Stehenden, dem deutschen Adel und selbst den deutschen Fürsten eigenthümlich gewesen sind und zum Theil noch sind."

„Zur Entschuldigung, zur Erklärung der Handlungsweise ein-

zelner Persönlichkeiten kann stets viel gesagt werden; es ist subjektiv wie objektiv ein schweres Unrecht, wenn man einzelnen Personen das aufbürden will, was die Schuld einer ganzen Generation, einer ganzen Nation ist. Auch ist es nicht die Aufgabe des Historikers, zu tadeln, sondern zu erklären, die Umstände, die Thatsachen selbst reden zu lassen. Im Zusammenhang der Dinge betrachtet, nimmt sich Manches anders aus, als wenn es aus demselben herausgerissen seine Existenzberechtigung für sich beweisen soll. Alles aber, was existirt hat, hat in der geschichtlichen Betrachtung eine gewisse Berechtigung, nämlich das Recht auf Darstellung, und zuvor auf kritische Untersuchung."

Die Schöpfung des Königreichs Westphalen war der Abschluß des Kollektiv-Vasallenstaates, der in der ersten Hälfte des Jahres 1806 unter dem Namen des Rheinischen Bundes in sein politisches Scheinleben gerufen wurde.

Im September 1804 erschien der frisch gekrönte Frankenkaiser im neuen Prunke am linken Rheinufer auf altfränkischer Erde. Er wollte, statt durch den Nimbus geschichtlicher Ueberlieferung, die Massen durch das Blendwerk seiner Macht gewinnen. In Aachen ließ er den Namenstag Karls des Großen festlich begehen. In Köln wurde er wie ein Abgott empfangen, die Bürger zogen selbst seinen Wagen zum Palaste. Und diese Ovationen waren nicht gemacht oder durch die Furcht eingegeben. Dort fühlte die Bevölkerung Sympathie und Dankbarkeit für den neuen Herrn. Das flache Land dankte ihm die Befreiung des Grundeigentums aus der festen, beinahe toten, Hand des Klerus und Adels. Die Städte begrüßten in staunender Bewunderung den Hersteller der Ordnung. In Wahrheit hatten diese Gebiete in den Grundbedingungen staatlichen Lebens keinen schlechten Tausch gemacht. Sieben und neunzig Herrscher: Bischöfe, Aebte, Fürsten, Grafen, städtische Vetterschaften waren dort verschwunden. Für die Rheinlande bedeutete Napoleon den Frieden. Von 1801 bis 1814 war das linke Rheinufer als französisches Gebiet von örtlichem Kriegsdrangsal frei.

Im alten französischen Frankreich machte der „Nachfolger Karls des Großen" allerdings vor der Oeffentlichkeit den Eindruck eines

Fremdlings, schon wegen der Fehlerhaftigkeit seiner Aussprache, selbst in den von Talma einstudirten und stets abgelesenen öffentlichen Reden. Zudem war er für die äußerlich umgelegte vornehme Würde zu klein und ging deshalb bei öffentlichen festlichen Gelegenheiten auf den Spitzen. Dabei schlug seine natürliche korsisch-soldatische Roheit immer wieder durch.

Aus Tilsit hat die Oberhofmeisterin der Königin Luise, Gräfin Voß, von Napoleon folgendes Bild gezeichnet: „Er ist auffallend häßlich; ein dickes aufgedunsenes braunes Gesicht; dabei ist er korpulent, klein und ganz ohne Figur. Seine großen runden Augen rollen unheimlich umher; der Ausdruck seiner Züge ist: Härte; er sieht aus wie die Incarnation des Erfolges. Nur der Mund ist schön geschnitten und auch die Zähne sind schön." — Uebrigens war bei der Krönung (1804) das hagere gelbe Gesicht bereits gerundet, ebenso die Gestalt. Alle Portraits: Isabey, Gerard, Gros, David sind untereinander unglaublich unähnlich. Keiner durfte realistisch malen; so gab der eine den Franzosen, der zweite den lieblich schönen jungen Mann, der dritte den klassischen Römer.

In Mainz sammelten sich um ihn die Fürsten des deutschen Südens und Westens. Auch der Kurerzkanzler des Reiches, Karl Theodor Freiherr von Dalberg, war am ehemaligen Sitze des ersten geistlichen Kurfürstentums erschienen, dessen Koadjutor und Kurfürst in partibus er bis 1803 gewesen.

Dieser merkwürdige Mann war 1744 zu Herrnsheim bei Worms geboren, hatte eine eilfertige dilettantische Bildung in den Wissenschaften, dann in den Staatsgeschäften, erhalten und war 1772, mit 27 Jahren, kurmainzischer Statthalter in Erfurt geworden. Dort saß er etwa 30 Jahre lang und lebte sich insbesondere mit dem benachbarten Weimar ein, wo Goethe im November 1775 auftrat. Er hielt sich lange Jahre mit diesem, mit Schiller, mit Wilhelm Humboldt geistreich befreundet. Jedoch war er selbst nicht mehr als ein glänzendes flackerndes Irrlicht. Er schrieb über Alles, nahm jede Maßregel zur Veredelung des Menschengeschlechtes enthusiastisch in Angriff, führte aber wenig aus. Schiller sagt von ihm: „er ist eine weiche Natur und scheint mir etwas Unstätes und Schwankendes

zu haben, und darum dürfte er nicht gemacht sein, eine Materie mit Gründlichkeit zu erschöpfen." Persönlich war er anziehend und anregend, freigebig und wohlthätig. Schillers Braut fand ihn „gar artig und hat etwas kindliches und einen Zug von Güte in seinem Gesichte, in seinem Wesen, der ihn auszeichnet; seine Art, sich zu beschäftigen, freut mich; er malt in den Nebenstunden recht gut ... Ich habe so gerne, wenn die Menschen so etwas für sich treiben können."

Ein Mann, der so gesucht und geschätzt wurde, konnte weder niedrig noch unbedeutend sein. Aber zum politischen Handeln hatte er seinen Beruf damit noch nicht erwiesen. Im Jahre 1787 wurde er, als eifriger Anhänger des Fürstenbundes, durch Betrieb des preußischen Hofes Coadjutor von Mainz, zugleich von Worms und Konstanz. Er blieb noch eine Reihe von Jahren in Erfurt. Da rückten die Lebensfragen für die geistlichen Kurfürsten: die Abtretung des linken Rheinufers und die Säkularisationen heran, in Folge des Friedens von Campo Formio, 17 Oktober 1797. Aus diesem und dem Frieden von Lüneville (1801) ging die Reichsdeputation zu Regensburg (24 August 1802) hervor. Etwa zu gleicher Zeit starb der Kurfürst Erthal von Mainz und Dalberg folgte. Er hatte für seine Entschädigung in Deutschland keine Unterstützung zu hoffen. Oesterreich und Preußen fanden ihn unzuverlässig, die kleinen Landesherren wollten Kurmainz nicht erhalten sehen, weil dadurch die rechtsrheinische Teilungsmasse verkleinert wurde. So konnte Dalberg nur von Napoleon Rettung seines Kurfürstentums aus dem Schiffbruche hoffen; der Retter verwertete ihn als brauchbare Handhabe in Deutschland. Bekanntlich diktirten Frankreich und Rußland den Hauptschluß vom 27 April 1803. Darin wurde der erzbischöfliche Stuhl von Mainz auf den Dom in Regensburg übertragen „für ewige Zeiten"; hiemit blieben für immer die Würden eines Kurfürsten, Reichskanzlers, Metropolitan-Erzbischofs und Primas von Deutschland verbunden. Als weltliche Ausstattung erhielt Dalberg: die Fürstentümer Aschaffenburg und Regensburg, die Grafschaft Wetzlar und eine Million Gulden jährlicher Einkünfte; hievon war etwa ein Drittel auf den neugeordneten Rheinschifffahrtsoctroi gelegt.

Seine durchaus abnorme und vollständig persönliche Stellung konnte Dalberg selbstverständlich nur mit und durch Napoleon behaupten. So war er im Herbste 1804 nach Mainz geladen um dem Kaiser behülflich zu sein.

Es wurde dort eine Art Vormusterung der künftigen Rheinbundfürsten gehalten; eine feste Verabredung jedoch traf man noch nicht. Dalberg soll schon damals die Sache angeregt haben. Er selbst schob die Schuld an diesen reichsverräterischen Plänen einstweilen noch auf die Franzosen. Napoleon habe in Mainz die Notwendigkeit einer „dritten Macht" in Deutschland betont, die unter französischem Schutze stehe. Auf Dalbergs Bedenken habe Napoleon erwidert: „Gut, wenn die Reichsfürsten meine Protektion nicht wollen, so werde ich ihre Länder dem geben, der in meine Pläne eingeht." Nun sei Dalberg selbst darauf eingegangen, jedoch mit nur „scheinbarer" Bereitwilligkeit.

Den Feldzug von 1805 hatten alsdann die Truppen der Kurfürsten von Baiern, Württemberg und Baden bereits als französische Hülfskontingente mitgemacht. Im Frieden von Presburg (Dezember 1805) war vom besiegten deutschen Kaiser zugestanden: daß er sich den Veränderungen, die der Kaiser Napoleon im deutschen Reiche einzuführen gut finden werde, nicht widersetzen wolle. Die drei Kurfürsten wurden gleichzeitig als „Souveraine" anerkannt. So lag es nun in des Siegers Macht: Deutschland neu zu gestalten und sich auch formell als dessen Herr darzustellen. Der ungeduldigste Dränger dazu war der Reichserzkanzler. Er stand da als letzter geistlicher Kurfürst; diese isolirte Stellung erschien ihm unheimlich; er suchte des Imperators besonderen Schutz und hoffte, ihn sich durch die „Regeneration der deutschen Verfassung" zu sichern. Die Ideologie die Häusser Dalberg zuschreibt, die, je nach dem Standpunkte, bewundert oder entschuldigt wurde, war nicht so sehr ernsthaft zu nehmen. Bei den damaligen Teilungen der Erde war er stets einer der eifrigsten Liquidatoren, Agenten, Rechenmeister.

Während des Frühjahrs 1806 begann in Paris von neuem das große Schachergeschäft, das im Jahre 1802 und 1803 die geistlichen deutschen Reichsstände säkularisirt hatte. Diesesmal waren die kleinsten weltlichen Reichsunmittelbaren auf dem Markte; sie

wurden vermittelbart, „mediatisirt.“ Dalberg, um seine Stellung zu sichern, machte im Mai 1806 den Kardinal Fesch zu seinem Koadjutor und Nachfolger.

Den Abschluß bildete die, am 17 Juli 1806 vollzogene Rheinbundsakte. Die vier Kurfürsten: Baiern Württemberg Baden und Dalberg, dazu zwölf kleine und kleinste Fürsten wurden zu diesem Bundesvertrage zugelassen. Der Reichserzkanzler erhielt jetzt Stadt und Gebiet Frankfurt, den Titel Fürst Primas (des Rheinbundes); Baiern und Württemberg hatten sich bereits selbst zu Königen erhoben; Baden, Darmstadt und Mürat in Cleve-Berg wurden Großherzoge; der Fürst von Nassau: Herzog; der Graf von der Leyen, ein Vetter Dalbergs: Fürst. An Kleinsten wurden beibehalten: Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Isenburg-Birstein, Arenberg, Liechtenstein. Die Auswahl dieser Kleinsten erscheint völlig willkürlich. Vielleicht nahm man sie nur auf um das Ganze von vornherein zu lockern und zu lähmen. Hinzu trat später der neugeschaffene Kurfürst Ferdinand von Würzburg, Sohn des Kaisers Leopold I; ehemals Großherzog von Toscana in der Sekundogenitur; 1799 depossedirt; 1803 Kurfürst von Salzburg; 1805 Großherzog von Würzburg; 1814 wieder in Toscana. Nach 1806 schlossen den Reihen alle mitteldeutschen Kleinfürsten, Oldenburg, Meklenburg und das Königreich Sachsen.

Der Bundestag sollte in Frankfurt tagen; er ist niemals zusammengetreten. Binnen Monatsfrist sollte eine Bundesakte beraten werden; niemals ist ernstlich von ihr die Rede gewesen. Protektor war der Kaiser der Franzosen. Das genügte. Dagegen wurden andere Artikel rasch und gründlich ausgeführt. Sämtliche im Bundesgebiete liegende bisherige Reichsstände: Fürsten, Grafen, Städte, Herren wurden den souverainen Bundesgliedern ohne weiteres unterworfen. Diese eingeschmolzenen Gebiete hielten etwa 550 Quadratmeilen mit 1,200,000 Seelen.

Der neue Bund war im Grunde nichts weiter als eine große Napoleonische Präfektur. Sein Inhalt war: unentgeltliche Truppen-Kontingente zu stellen; wann, sobald und soviel der Protektor befahl.

Gentz nannte das Agglomerat „eine Schimpf- und Spottconstitution, gebildet aus drei köstlichen Bestandteilen: einem Sklavenvolke unter einem doppelten Herrn; Despoten in erster Potenz, selbst Sklaven eines höheren Gebieters; und einem selbstgeschaffenen, Alles verschlingenden Oberdespoten." Das gesamte Bundesgebiet enthielt 2400 Quadratmeilen und acht Millionen Bewohner.

In Cramers „Geschichte des Königreichs Westphalen", Magdeburg 1814, wird der Rheinbund, mit noch frischem patriotischen Ingrimme, also zusammengefaßt:

„Zweck: die deutschen Streitkräfte unentgeltlich für Frankreich auszunutzen."

Baiern hatte zu stellen	30,000	Mann
Württemberg	12,000	„
Baden	8,000	„
Cleve-Berg	5,000	„
Hessen-Darmstadt	4,000	„
Sämtliche Kleinste	4,000	„
	63,000	Mann.

„Grundsatz: Unbestimmtheit und Willkürlichkeit der Rechte des Protektors."

„Grundgesetze: Einführung der Konskription, Aussaugung der Unterthanen in den mannigfaltigsten Formen, verhüllt durch französische Phrasen; Rechtlosigkeit bei fremdartiger, formell glatter Gesetzgebung; Code Napoléon."

Allerdings schaffte die neue nivellirende Gewalt an vielen mittelalterlichen Trümmerstätten Luft und Licht; aber sie konnte, da sie nur despotisch wirkte, nicht zu neuer Spannkraft und Selbsttätigkeit anregen. „Souverainetät der Rheinbundsfürsten: Sie bestand in gänzlicher blinder Abhängigkeit nach oben, uneingeschränkter Gewalt über Leben und Vermögen nach unten. Wegen dieser Abhängigkeit nach oben kamen die Bundesstaaten zu keiner Vereinigung unter sich, sie standen absolut isolirt nebeneinander."

„Der letzte Rest der deutschen Nationalität sollte in baierische, württembergsche, frankfurter, anhalt-köthensche, leyensche zertrümmert werden." „Der Nationalwohlstand sollte zerstört, die deutsche Geistes-

bildung abgestumpft werden." „Dadurch sollte die Inkorporation in Frankreich vorbereitet werden und als eine Besserung der Lage erscheinen."

Während Dalberg durch seinen Gesandten Beust in Paris dieses Werk zustande bringen half, sorgte er in Regensburg durch seinen Gesandten Albini dafür, daß mit dem Reich schleunigst reiner Tisch gemacht würde.

Die Gesandten der neuen Souveraine erklärten dort, wie wir bereits hörten, am 1 August 1806: daß man das Reich als aufgelöst ansähe. Am 6 August legte Franz II die deutsche Kaiserkrone nieder.

Später (1810) trat Dalberg, in Folge des Wiener Friedens, Regensburg an Baiern ab und erhielt, zur Verstärkung seiner Stellung, die hanauischen und fuldaschen Lande. Er wurde weltlicher „Großherzog von Frankfurt" und sein Nachfolger, statt Fesch, der Prinz Eugen Beauharnais.

Dalbergs Karakterbild faßt Häusser also zusammen: „Er war ein sprechendes Beispiel, was die kosmopolitische Gelehrtenbildung, und ein leicht entzündlicher Enthusiasmus für Alles und Jedes aus einer Persönlichkeit machen konnte, der es nicht an Geist und nicht an Wissen, aber an der Energie eines gestählten Charakters durchaus gebrach. Dalberg repräsentirte eine, in Deutschland leider nie ausgestorbene Gattung weichmüthiger Gefühlsenthusiasten, die jedem Eindruck rasch erliegen, aus jeder Not eine Tugend zu machen verstehen; die erst das Gute wollen, dann in das Schlimme sich fatalistisch ergeben, zuletzt am Schlechten thätig mitarbeiten, und die für jede wechselnde Phase öffentlichen Jammers einen philosophischen oder kosmopolitischen Trostgrund in Bereitschaft haben. Das bekannte Wort: ‚auch die Hölle' (richtiger: der Weg zur Hölle) ‚ist mit guten Vorsätzen gepflastert' ist für sie recht eigentlich erfunden. So hatte sich Dalberg erst als schwärmerischer Anhänger des Fürstenbundes hervorgethan, dann in der Not der neunziger Jahre den Erzherzog Karl als deutschen Diktator gefordert, später 1801—1803 die Rolle des Bonaparte'schen Achselträgers mit leidlichem Geschick gespielt, bis er zuletzt in der tiefen Schmach napoleonischer Erniedrigung als einer der Schuldigsten untergegangen ist."

Legen wir jedoch Goeckes goldene Worte: „es ist ein schweres Unrecht, wenn man einzelnen Personen das aufbürden will, was die Schuld einer ganzen — — Nation ist," als Maßstab an Dalberg, so dürfte wohl Häussers rundes Verdammungsurteil allzu sehr doktrinär und allzu wenig geschichtlich erscheinen. Diesen Nachweis hat Perthes, in sachlicher Darstellung und kritischer Untersuchung, glänzend geführt. „Als Katholik", sagt er, „stand Dalberg nicht niedriger sondern höher als die große Mehrzahl der Bischöfe und sonstigen hohen Geistlichen damaliger Zeit." Auch das Urteil über ihn als politischen Mann laute „hart, härter als die geschichtliche Gerechtigkeit und Billigkeit gestattet. Dalberg hatte, seitdem er 1802 Kurfürst von Mainz geworden war, als deutscher Landesherr dasselbe Recht und dieselbe Pflicht wie jeder weltliche Fürst, den politischen Fortbestand seines Landes zu sichern; er sollte zugleich dem deutschen Reiche den Erzkanzler, der römischen Kirche den Erzbischof erhalten." — — „Schwerlich kann die Geschichte irgend einen regierenden Herrn nachweisen, der in seinem politischen Thun und Lassen nur an das Land und nicht auch an sich und seine Stellung gedacht hätte. Die Mittel, welche Dalberg zur Erreichung seiner Zwecke anwendete, waren klein und niedrig; aber es waren dieselben, deren sich in damaliger Zeit auch die geborenen Fürsten fast ohne Ausnahme bedienten. Weder unberechtigter noch selbstsüchtiger und niedriger, als die anderen südwestlichen Rheinbundsfürsten, ist Dalberg aufgetreten; aber er hatte reichere Gaben als sie, und eben so wenig geleistet; er hatte größer geredet als sie, und ebenso klein gehandelt. Weil er, anders als Andere, in guten Tagen hohe Erwartungen erregt, in bösen Tagen aber nicht befriedigt hatte, ist seine niedrige politische Haltung so hart beurtheilt worden wie wenn dieselbe eine, nur ihm zur Last fallende Schuld, nicht eine Gemeinschuld der Zeit gewesen sei." —

Der Kurfürst von Hessen war von der neuen souverainen Gemeinschaft ausgeschlossen; er wurde für andere Pläne vorbehalten.

Beim Ausbruche des Krieges zwischen Napoleon und Preußen hatte er eine thörichte bewaffnete Neutralität innezuhalten versucht. Die hessischen Truppen hatten schlagfertig auf der Lauer gestanden,

angeblich neutral um abzuwarten: wem das Kriegsglück sich zuwende. Napoleon verschlang sie um so leichter, da sie sich zerstreut hatten um zu scheinen als ob sie überhaupt nichts Kriegerisches im Sinne gehabt hätten. Am 1 November stand Mortier vor Kassel mit des Kaisers Befehle: „die Stadt und das Land Hessen zu besetzen, den Kurfürsten als Kriegsgefangenen zu behandeln."

Zugleich wurde den Kurhessen folgende angenehme Aussicht in eine rosige Zukunft eröffnet: „Die Bevölkerung Hessen-Kassels wird fortan glücklicher sein. Befreit von den ungeheuren Militärlasten, kann sie sich der friedlichen Bestellung ihrer Felder widmen. Befreit von einem Theil der Abgaben wird sie nach großmüthigen und freisinnigen Grundsätzen regiert werden, Grundsätze, die der Staatsverwaltung Frankreichs und seiner Verbündeten als Richtschnur dienen. . . ." Der Landesherr entwich mit seinen Schätzen an barem Gelde und Schuldverschreibungen über manche Millionen, nach Schleswig. Die brave Armee wurde, nicht ohne Widerstand, entwaffnet.

Einer ihrer Angehörigen, der spätere preußische General von Webern, schildert in seinen „Erinnerungen" den Geist, die Zustände und den Zusammenbruch Althessens also:

„Wir Hessen, Alle, Fürst, Hof und Heer, und zu letzterem gehörte das ganze Land, gefielen uns außerordentlich in der Stellung eines unabhängigen europäischen Staats, um dessen Allianz Oesterreich und Preußen buhlen mußten. Unser unversehrter Schatz, unser unbesiegtes kleines Heer, waren ja wichtige Steine in der europäischen Waagschale."

„Wenn wir uns nur auch demgemäß muthig und entschieden benommen hätten! Aber wir ließen uns nur einzig und allein durch den blinden Haß gegen Napoleon und gegen Alles was französisch hieß, — ein Gefühl, das jeder Hesse damals mit der Muttermilch einsog — gleichzeitig aber auch durch die blinde Furcht vor einem Usurpator bei unseren Entschlüssen leiten, der nichts Hohes und Heiliges anerkenne. Es begreift sich, daß dabei nur widersprechende, halbe und viertel Maßregeln zum Vorschein kamen. So darf man sich nicht wundern, daß der kurfürstliche Staatswagen, an dem die Pferde,

vorn und hinten gespannt, in jeder Richtung ziehen sollten, mit einem Male in Stücke ging."

„Durch die strenge Verwaltung aller Einkünfte und die übertriebene Sparsamkeit des Landesherrn, durch die von England bezogenen Subsidien aus den Kriegen am Rhein und in den Niederlanden, 1792 bis 1795" (und in Nordamerika), „war der kurfürstliche Staatsschatz in's Unermeßliche gestiegen. Dazu kam der Werth des goldenen und silbernen Tafelgeschirres, das jedoch schon im letzten Jahre in Wilhelmshöhe" (und dem Jagdschlosse Sababurg) „vergraben war. Das Geheimniß des Ortes ist treu bewahrt worden. Dank oder Lohn wurde den Mitwissern darüber nie, wohl aber Vorwürfe, weil die spürhundischen Nachforschungen der westphälischen Polizei zwei der dortigen Gruben aufgefunden hatten."

„Die kleine hessische Armee war aus allen Kämpfen unbesiegt hervorgegangen. Ihre Ausdauer, Tapferkeit und Zähigkeit war vielfach mit Auszeichnung anerkannt. Dabei fehlten aber starke Schattenseiten nicht. Auf dem Marsche, im Lager und Quartier war kein anderer Soldat so schwierig zu führen und in Mannszucht zu halten, keiner ein so arger Raisonneur, bösartiger Trinker, und in schwieriger Zeit ein so erpichter Plünderer und gefährlicher Marodeur."

Während einiger Monate herrschte ein Zustand thatsächlichen Besitzes, bis zum Frieden von Tilsit, 9 Juli 1807. In diesem Vertrage trat der König von Preußen sein gesamtes Gebiet zwischen Elbe und Rhein ab; er genehmigte im voraus alle Verfügungen, die der Sieger über diese Landesteile treffen werde; endlich erkannte er den Prinzen Hieronymus als König von Westphalen an.

Das durch diesen Federstrich des Siegers in's völkerrechtliche und diplomatische Dasein gerufene „Königreich Westphalen" ward zusammengesetzt aus den abgerissenen preußischen Gebieten links der Elbe; aus den hannoverschen Fürstentümern Göttingen Grubenhagen Osnabrück und dem Harz; aus dem Herzogtum Braunschweig; endlich aus dem Kurfürstentum Hessen, jedoch ohne die Grafschaften Fulda und Hanau (mit denen das Großherzogtum Frankfurt ausgestattet wurde). Es umfaßte 664 Quadratmeilen und beinahe 2 Millionen Einwohner. Die Ernennung des neuen Souverains wurde

diesem durch folgende kaiserliche Zuschrift, vom 6 Juli 1807, eröffnet: „Sie sind als König von Westphalen anerkannt. Dieses Königreich umfaßt alle Staaten, welche auf beifolgender Liste aufgeführt sind.“ Talleyrand erzählt in seinen Memoiren: Napoleon habe gewünscht, diese Liste noch durch die Gebiete von Anhalt, Lippe, Waldeck, Reuß und Schwarzburg zu vervollständigen; Talleyrand jedoch sei dem zuvorgekommen indem er diese Fürstentümer schleunigst in den Rheinbund treten ließ. Er war hierzu durch Gagern bestimmt, der als ehemaliger Reichsstaatsmann möglichst vielen der ehemaligen Reichsgliedern ihre „Selbständigkeit“ zu retten wünschte.

Einstweilen wurde das neue Reich einer provisorischen Regentschaft überantwortet, bestehend aus den Staatsräten Beugnot, Siméon, Jollivet und dem bisherigen militärischen Gouverneur General Lagrange. Ihre wesentlichste Aufgabe bestand selbstverständlich in der Eintreibung der auferlegten Kontributionen und in der Sorge für die bessere Verpflegung der französischen Truppen.

Um der Aufrichtung des neuen Thrones auch in den Augen der neuen Unterthanen größere Feierlichkeit zu verleihen, wurden Abgesandte aus den verschiedenen Landesteilen nach Paris befohlen. Ihnen ward der Entwurf einer dort ausgearbeiteten Verfassung für das deutsche Musterland des kaiserlich französischen „Liberalismus“ vorgelegt, „um ihre Bemerkungen entgegen zu nehmen.“

Diese Verfassung beruhte auf Napoleons Grundsatz: daß die Franzosen und die deutschen Neufranzosen nicht nach Freiheit, sondern nach Gleichheit strebten. „Gleich sein insofern als jedermann oben sein wird“, sagte er zu Frau von Remüsat, „das ist das Geheimniß aller eurer Eitelkeiten; folglich muß man Allen die Hoffnung geben, in die Höhe zu kommen.“

Die Wirkung der Verbesserungsvorschläge war übrigens höchst geringfügig. Insbesondere gelang es nicht, folgende Bestimmungen zu beseitigen:

Der „Geber der Verfassung“, Napoleon I vorbehielt sich die Hälfte der Domänen zur Belohnung verdienter Offiziere. — Die Bezahlung der bis dahin schon ausgeschriebenen außerordentlichen Kriegssteuern. — Sofortige Einführung des Code Napoléon.

Daneben war die Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetze und die freie Ausübung des Gottesdienstes der verschiedensten Religionsgesellschaften zugesichert, ebenso die Zugänglichkeit aller Stellen für Talente aus dem Bürgerstande. Für aufgehoben wurden erklärt: „die Standesprivilegien des Adels und alle Leibeigenschaft, von welcher Natur sie sein und heißen möge."

Im Dezember 1807 zog der frischgebackene Herrscher in das alte Kassel ein. Die anbefohlenen Empfangsfeierlichkeiten fielen selbstverständlich glanzvoll aus. Hieronymus I begrüßte seine Unterthanen mit einer schwungvollen echt neufranzösischen Proklamation, aus welcher folgende Bruchstücke unvergessen bleiben mögen:

„Einwohner Westphalens! Die göttliche Vorsehung hat diesen Zeitpunkt bestimmt, um Eure zerstreuten Provinzen und benachbarte und dennoch sich fremde Geschlechter unter einem erhabenen Grundgesetze zu vereinigen." — —

„Nur zu lange wurden Eure Fluren durch Familien-Ansprüche und Kabinets-Intrigen gedrückt. Alle Drangsale des Krieges wurden Euch zu Theil und Ihr bliebt ausgeschlossen von den Vortheilen des Friedens." — —

„Wie ganz von diesem verschieden sind die Resultate derjenigen Kriege, die gegen das Haupt meines Hohen Hauses erregt wurden! Nur für die Völker hat Napoleon gesiegt. Jeder Friede, den er geschlossen hat, ist ein Schritt mehr zu dem Zwecke, den sein großer Genius beschlossen hat: ganzen Nationen eine politische Existenz, eine Regierung durch weise Gesetze zu geben, für jeden von ihnen ein Vaterland zu bilden, und keine länger in der bedauernswürdigen Nichtigkeit zu lassen, bei der sie sich gegen den Krieg nicht vertheidigen und des Friedens nicht genießen konnten."

„Einwohner Westphalens! Dieses ist jetzt die Folge des merkwürdigen Friedens von Tilsit für Euch. Durch diesen habt ihr das erste aller Güter: ein Vaterland gewonnen! Entfernt aus Euren Gedanken das Andenken an jene zerstückelten Herrschaften, die letzten Ueberbleibsel des Lehnswesens. . . . Ihr habt eine Konstitution, angepaßt Euren Sitten und Eurem Interesse. Sie ist die Frucht des Nachdenkens eines großen Mannes und der Erfahrung einer großen

Nation. — Indem ich den Thron besteige, verpflichte ich mich, Euch glücklich zu machen und ich werde treu diesem Gelübde sein."

„Ließe", so sagt der schon eingeführte Berichterstatter Cramer, „das so schwer zu begründende Heil der Völker sich durch leichte und freundliche Worte erschaffen, so hätte auch Westphalens Glück in jener Zuschrift eine Bürgschaft gefunden. — Westphalen aber war nie eine Monarchie, nie ein Staat. Es blieb dem Könige nur eine Scheinmacht; wichtig genug seinen Unterthanen zu schaden, sie auf den Gipfel der Armuth und Verzweifelung zu bringen; nicht aber fähig, sie zu beschützen, Recht und bürgerliche Freiheit zu pflegen und die Schmach der Unterjochung vergessen zu machen."

Die liberalen neufranzösischen Einrichtungen und Errungenschaften, die durch die Konstitution verheißen waren und äußerlich auch eingeführt wurden, namentlich die glatte prozessualische Rechtspflege und die rasche Arbeit der Verwaltungsorgane, konnten ja immerhin als ein Fortschritt angesehen werden. Die Zustände des alten Hofes in Kassel, die abgeschlossene Stellung des Adels, die Verkrüppelung der Landstände, die Lasten und Hemmnisse die auf den Landbau drückten, die Bindung der Gewerbe und der Industrie: Alles das war auch von vielen treuen Anhängern der alten Dynastien klar genug erkannt oder doch thatsächlich empfunden. Man hoffte also von vielen Seiten auf Verbesserung.

Leider aber waren dem jungen Staatswesen, ebenfalls konstitutionsmäßig, zwei Uebel eingepflanzt, die es nie gesunden ließen: die schonungsloseste finanzielle Auspressung zu Gunsten der Bonaparte'sche Militärzwecke, und eines der niederträchtigsten geheimen Polizeiregimente die die Weltgeschichte kennt.

Der neue König von Napoleons Gnaden, Jerome I, war am 15 November 1784 geboren, mithin, als er auf Schloß Wilhelmshöhe — fortan: Napoleonshöhe — einzog, 21 Jahre alt. Sein Bruder Napoleon hatte ihm eine ordentliche Schulbildung geben lassen und ihn dann auf die Marine geschickt. Er war nicht ohne natürliche Anlagen, persönlich gutmütig, aber ein leichtfertiger genußsüchtiger, im Grunde lüderlicher Bursche, ohne Ernst, Sitte und Gewissen. Im Jahre 1801 war er bereits, vermöge seiner Prinzenkarriere, als

Schiffslieutenant in den französischen Kolonien. Auf Martinique lernte er mehrere seiner späteren westphälischen Staatsmänner kennen. Von 1802 bis 1805 lebte er in Nordamerika. Dort hatte er im Jahre 1803 Elisabeth Patterson geheiratet. Sie war die Tochter eines angesehenen Kaufmanns, geboren am 6 Februar 1785. Sie wird geschildert als schön, klug, stolz, kaustisch, energisch, hoffüchtig; der Typus der ehrgeizigen Amerikanerin, die in der Alten Welt Karriere machen will. Mit Jerome wurde sie 1803 verheiratet; zivil vor dem französischen Konsul, kirchlich vor dem katholischen Bischof von Baltimore. Der Ehe entsproß ein Sohn: Jerome Napoleon Bonaparte-Patterson; 1805 wurde die Ehe vom Kaiser kassirt. Jerome bot seiner geschiedenen Frau, als er König geworden, den Titel: Prinzeß von Schmalkalden und ein Wittum von 160,000 Mark Rente an. Sie wies das zurück, nahm aber vom Kaiser eine bescheidene Pension. An Jerome schrieb sie: „Ich ziehe es vor, mich unter den Flügeln eines Adlers zu schützen, als am Schnabel eines Gänschen zu hangen."

Darauf bot ihr Jerome eine westphälische Domäne an. Sie erwiderte: „Ihr Königreich ist groß, aber nicht groß genug für zwei Königinnen." Sie lebte später in Florenz und starb erst 1878, 93 Jahre alt.

Talleyrand schrieb von ihr: „Welche Königin d i e gegeben hätte! Napoleon kannte sie nicht; er irrte sich sehr in der Meinung: sein Bruder habe eine Mißheirat gemacht." Ueber Jeromes Scheidung und zweite Heirat sagt der Kardinal Consalvi in seinen Memoiren: „Jerome war inzwischen König von Westphalen geworden. Napoleon schrieb dem Papste: ‚er möge Jeromes amerikanische Heirat annulliren, da sie ohne seine und der Mutter Einwilligung geschlossen sei.' Fesch führte die Sache in Rom. Pius VII erwiderte: ‚die Gesetze der katholischen Kirche seien dagegen.' Fesch bestritt das. So glaubte Napoleon, der Papst habe einen geheimen äußeren Grund zum Widerstand. Der Papst erklärte nun umständlich: ‚mangelnde Einwilligung der Eltern sei kein impedimentum dirimens für die kirchliche Ehe, wenn sie auch in Frankreich einen civilrechtlichen Nichtigkeitsgrund abgebe. Wenn man beweisen könne, daß das tridentinische Konzil

in Baltimore (wo Jerome getraut war) publizirt sei, alsdann sei die Heirat wegen Mangels der Anwesenheit des zuständigen Pfarrers ungültig. Wenn aber das Konzil dort nicht publizirt sei, so blieben die alten Regeln in Kraft.' — Die Publikation ließ sich natürlich nicht nachweisen."

Nebenher machte Napoleon in seinen Briefen an den Papst wiederholt geltend, daß Miß Patterson protestantisch sei, und warf ihm vor, daß er eine Ketzerin in einer Familie halten wolle, deren Mitglieder bestimmt seien, Throne einzunehmen. Endlich ließ Napoleon die Ehe von seinem geistlichen Gerichtshof als nichtig erklären und verheiratete seinen Bruder mit einer — Protestantin.

Im Jahre 1806 erhielt Jerome den Befehl über ein Korps von Rheinbundstruppen, das in Schlesien operirte. Als Stützen waren ihm der feine General Hedouville (später Gesandter in Frankfurt) und der brutale Holländer Vandamme beigegeben. Er war daher nichts anders als ein Figurant, der auf die Bühne gestellt werden sollte weil der Kaiser für ihn bereits eine Krone im Sinne hatte. Die Leistungen dieser Truppe blieben sehr untergeordnet.

Nachdem Jerome im Juli 1807 den Thron von Westphalen bestiegen hatte, wurde er am 21 August mit der Prinzessin Katharine, Tochter des Rheinbundskönigs Friedrich von Württemberg vermählt. Diese Prinzessin, zwei Jahre älter als ihr Gemahl, ist durch ihre Haltung als Gattin ein Gegenstand zunächst der Verwunderung, später der Bewunderung gewesen. Sie fühlte sich durch ihren Gatten gefesselt und verehrte ihn. Jerome behandelte sie rücksichtsvoll, sogar herzlich. Seine ehelichen Abschweifungen blieben ihr mehrere Jahre hindurch unbekannt; später scheint sie dieselben, vermöge einer gewissen hochmütigen und phlegmatischen Kälte, als allzu untergeordnet übersehen zu haben.

Als der Aufbruch in das unbekannte Königreich bevorstand, fehlte es dem Souverain an — Reisegeld. Er entlieh daher aus einer öffentlichen Kasse in Paris ein Betriebskapital von 1,800,000 Francs, dessen Erstattung Jahre lang auf ernstliche Schwierigkeiten stieß. Die drei Regenten wurden zunächst des Königs Minister; Beugnot: Finanzen, Siméon: Justiz und Inneres, Jollivet: Kontributionen!

Zu ihnen trat als Kriegsminister: Morio. Ihm folgte später Salha, ein unbedeutender Mensch und ehemaliger Schiffslieutenant, bald General und Graf von Höne. Das Haupt dieses urfranzösischen Ministeriums wurde der Geschichtschreiber Johannes von Müller, der durch eine einzige Audienz in Berlin ein Bewunderer Napoleons des Großen geworden war. Der Kaiser selbst hatte ihn zum Minister-Staatssekretär erlesen wegen seines damals berühmten Namens als „deutscher Tacitus". Er wollte damit die „deutschen Ideologen" fangen. Der eitle und weiche Gelehrte fühlte wohl, daß er für das öffentliche Leben nicht den erforderlichen Stahl besaß. So trat er mit Widerstreben ein und bat schon nach 9 Tagen um seinen Abschied. Er wurde Generaldirektor des Unterrichts.

Johannes von Müller hatte ein unstätes abspringendes Wanderleben geführt. Geboren 1752 in Schaffhausen, früh bekannt geworden durch seine Schriften: „Schweizer Geschichte" und „Allgemeine Geschichte", lebte er 1781 bis 1783 als Bibliotheksbeamter in Kassel; 1785 bis 1787 in Mainz als Bibliothekar, dann Staatsrat und Geheimer Konferenzrat des Kurfürsten Erthal. Von hier wurde er sogar nach Rom geschickt um Dalbergs Kandidatur als Koadjutor von Mainz zu betreiben; 1792 wurde er als Geheimer Hofrat und Bibliothekar in Wien angestellt; er kam dort nicht weiter da er nicht katholisch werden wollte. Von Wien nahm er 1801 eine Berufung nach Berlin als Historiograph an. Im Sommer des Jahres 1806 war er scharfer Anhänger der Kriegspartei mit dem Prinzen Louis Ferdinand und Stein. Am 20 Oktober stand er vor Napoleon und schlug vollständig um.

„Bei großen Gaben litt er an politischer Karakterschwäche, an Wandelbarkeit der Grundsätze und Urtheile. Wünsche, Meinungen und Neigungen strömten über ihn hin und her wie Wellen. So fehlt auch allen seinen Schriften der reine Lebensathem der frischen festen Wahrheit. Er hatte ein außerordentliches Talent, sich eine Natur anzunehmen und sie zu behaupten."

An Müllers Stelle wurde Jeromes Freund aus Martinique, Le Camüs, an die Spitze der Geschäfte gestellt. Man rühmte seine vorzüglichen Eigenschaften als Hofmann: „er war", wie Jollivet dem

Kaiser Napoleon berichtete, „ein gefälliger Diener seines Herrn.“ Der französische Gesandte in Kassel, Reinhard*), zeichnet ihn im Jahre 1809, wo er bereits einen althessischen ausgestorbenen Namen (den der Diede zum Fürstenstein) wieder belebt hatte: „Der Graf von Fürstenstein, mit seiner natürlichen Beanlagung, seinen angenehmen Umgangsformen und seinem schwachen Charakter, wird niemals die Lücken ausfüllen können, die bei seiner Ausbildung ihm geblieben sind. Sein Einfluß ist fast gleich null, und selbst in seinem eigenen Departement (dem auswärtigen) geschieht manches gegen seinen Willen. Indessen ist er dem Könige unentbehrlich geworden — — der seine Gegenwart, im eigentlichen Sinne des Wortes, bedarf, um — einzuschlafen. Fürstenstein wirkt nur das eine Schlimme: daß er nichts Gutes wirkt. Er ist ein vortrefflicher Günstling aber ein schlechter Minister.“ — Schon im Jahre 1808 hatte Fürstenstein die Tochter des Großjägermeisters Grafen August von Hardenberg, des Bruders des hannoverschen Gesandten in Wien geheiratet. Die Verbindung war nicht ohne politische Wichtigkeit, weil Fürstenstein dadurch zur „deutschen Partei“ herübergezogen wurde; „er wurde germanisirt und gefiel sich in der Idee, nun gleichsam ein Eingeborener, un bon bourgeois de Cassel geworden zu sein.“ — Ein Hauptgesichtspunkt seiner Geschäftsführung war seine gespensterartige Furcht vor Frankreich. Ohne Zweifel war diese Beurteilung der Lage eine völlige gesunde, sogar die für den leitenden Minister eines französischen Vasallenstaates allein durchführbare.

Der Staatsrat, welcher der Regierung beratend zur Seite stehen sollte, wurde wesentlich aus erfahrenen deutschen Beamten zusammengesetzt; unter ihnen: Wolffradt, ehemals braunschweigischer Minister; Dohm, Präsident der Domänenkammer zu Hei-

*) Von Ursprung ein württembergischer Pastorssohn und Theologe. Er kam als Hauslehrer mit einer Kaufmannsfamilie nach Bordeaux. Hier schloß er sich den Girondisten an. Diese schickten ihn als Legationssekretär nach London, später nach Neapel. Als 1793 die Girondisten stürzten hatte er das Glück von der Guillotine vergessen zu werden. Er war dann literarisch thätig, lebte in Nürnberg, wurde 1796 Gesandter bei den Hansestädten; von 1807 bis 1813 war er Jeromes Aufseher in Kassel; 1815—29 Gesandter beim Bunde in Frankfurt; unter der Julireigerung Pair von Frankreich; er starb 1837.

ligenstadt; Bülow, Präsident der Domänenkammer zu Magdeburg; Scheele und Schulte, später beide hannoversche Minister; als gelehrter Theoretiker Leist, Professor des Staatsrechts in Göttingen.

Er war ein Kind der Lüneburger Haide, im Jahre 1770 zu Rethem an der Aller geboren. In Göttingen studirte er 1789 bis 1792 die Rechte und hielt, ein frühreifer Kopf, von da an schon Vorlesungen über Publizistik und Reichsrecht.

Der Ritter Heinrich von Lang kannte dort den jugendlichen Lehrer. „Das Ministerium in Hannover glaubte in ihm einen Nachfolger von Pütter heranzuziehen. Er würde auch gewiß seinen Meister richtig copirt haben. Es fehlten ihm zwar die Funken eines eigenen höheren Feuers; mit seinem Muth und seiner Ausdauer hätte man sich aber dreimal um die Welt herumstudiren können." — Bald Professor geworden gab er 1803 ein „Deutsches Staatsrecht" heraus, das sogar noch 1805 eine zweite Auflage erlebte. In späteren Jahren, 1829, wurde er Direktor der Justizkanzlei in Stade und war 1837 einer der juristischen Hauptthebel zum Umsturze des hannoverschen Staatsgrundgesetzes. Er starb als Vizepräsident des Oberappellations-Gerichtes in Celle erst 1858, im Alter von 89 Jahren.

Der Hofstaat war aus Deutschen und Franzosen gemischt; letztere zum Teil dunkle Abenteurer, die nach und nach mit deutschen Adelstiteln verbrämt wurden. Ihre Personalien finden sich in einem Buche, das im Jahre 1820 in Paris erschien: „Le Royaume de Westphalie, Jérôme Buonaparte, sa cour, ses favoris et ses ministres. Par un témoin oculaire." Diese Schrift hat dadurch den Wert einer Quelle erlangt, daß später der berufene westphälische Finanzminister Malchus dazu für den Geschichtschreiber Schlosser handschriftliche Randglossen und Exkurse niederschrieb die Ludwig Häusser eingesehen hat. Malchus fand gegen die meisten Schilderungen von Personen in jener Schrift nichts zu erinnern.

Aufgeführt sind:

Großmarschall des Palastes: Meyronnet, Graf von Wellingerode, ein Marinefreund Jeromes;

zwei Palastpräfekten:

Boucheporn I, ein Freund aus Korsika;

Reineck, zuvor Regierungsrat in Arolsen;

Hofmarschall: Boucheporn II, der sich in Hamburg vom Hausirhandel mit Zahnstochern und Hosenträgern ernährt hatte;

Großkämmerer: Graf Truchseß-Waldburg, ein Schwabe, der mit seiner Frau, einer geborenen Prinzessin von Hohenzollern-Hechingen im Gefolge der Königin in's Land gekommen war;

Großceremonienmeister: Graf Bocholtz, aus einem münsterschen Geschlechte;

Großstallmeister ward zuerst: d'Albignac, dann Morio.

Im Jahre 1808 hatte Morio das Kriegsministerium mit der Führung des westphälischen Kontingents in Spanien vertauscht. Lorbeeren waren für ihn dort nicht gewachsen und er wünschte sich nach den Fleischtöpfen von Wilhelmhöhe zurück. Als er sich in Paris abmeldete und als „Divisions-General Morio" vorgestellt wurde, beehrte ihn der Kaiser mit der Anrede: „Vous êtes bien novice, Monsieur, pour être général! vous ne seriez pas caporal dans mes armées," und drehte ihm den Rücken zu. Jerome machte den Freund zum Großstallmeister. Bald darauf wurde er von einem Hufschmied aus dem Hofstall ermordet.

Großjägermeister: Graf Hardenberg, später der Schwiegervater Fürstensteins;

Großalmosenier: Baron Wendt, Bischof von Paderborn.

Daneben eine Wolke von Adjutanten und Kammerherren; die letztere Ehre waren alle Deutsche von Adel, die in den Zivildienst traten, gezwungen anzunehmen; darunter die Namen: Löwenstein-Wertheim, Bohlen, Oberg, Bussche-Hünefeld, Münchhausen.

Die eigentlichen Macher in der Hofverwaltung waren besonders übel gewählt:

Der Intendant La Flèche hatte in Genua dem Prinzen Jerome Bonaparte Geld geliehen gehabt. Die Frau stand ebenfalls in Sr. Majestät ganz besonderen Gnaden. Nachdem die Schulden dieser Dame einige Male bezahlt und erhebliche Unterschleife des Gatten aufgedeckt waren, verschwand das edle Paar nach Frankreich.

Der zweite Intendant war Dü Chambon, später Graf von Netterode.

Der Obersthofmeister der Königin war ein Gilsa; die erste Dame die Gräfin Truchseß, daneben auch bei Sr. Majestät sehr wohl gelitten. Unter ihr eine Reihe von Hofdamen. Als Kammerherren fungirten ein Malsburg und ein Bodenhausen.

„Es wäre unrecht", sagt Goecke in dem angeführten Werke, „von allen diesen Leuten, welche sich als Deutsche in den Hof- und Staatsdienst des neuen Königreichs begaben, zu glauben, daß sie Franzosenfreunde gewesen wären. Die meisten von ihnen glaubten an eine entwickelungsfähige, selbständige Zukunft Westphalens. Zum Theil gezwungen im Lande zu bleiben, war es besser, daß sie das Königspaar umgaben, als die Gesellschaft ehemaliger Schiffsgenossen Jeromes, die in Westphalen nur eine Gelegenheit suchten, ihr Glück zu machen."

„Vergessen darf dabei nicht werden, daß auch zu kurfürstlicher Zeit weder die Regierung irgendwie musterhaft, noch das Privatleben des Landesherrn ehrbar gewesen war."

Es ist wohl selbstverständlich, daß dem neuen Reiche auch ein Verdienstorden nicht fehlen durfte. Jerome stiftete daher die „Westphälische Krone". Der Kaiser Napoleon nahm diesen Akt der Souveränetät nicht gnädig auf. Er betrachtete Westphalen als nichts anderes wie eine Versorgung seines Bruders mit einer Apanage in Land. Als man ihm eines Tages die neue Dekoration zeigte, auf der der hessische Löwe das braunschweigische Pferd und andere heraldische Geschöpfe unter den schützenden Flügeln des Napoleonischen Adlers zusammengestellt waren, sagte er: „Eh, mais il y a bien des bêtes dans cet ordre-là."

Nachdem Jerome im Frühjahr 1808 eine große Rundreise durch sein Land gemacht hatte, auf der es an mehr oder minder gezwungenen offiziellen Feierlichkeiten nicht mangelte, wurden im Juli dieses Jahres die „Reichsstände" nach Kassel zusammenberufen.

Johannes von Müller berichtete seine Eindrücke von der Eröffnung dieser neuen Schöpfung in folgendem naiven Dithyrambus:

„Du hättest uns sehen sollen am 2 Juli, als der König die Stände eröffnete; prachtvoll der Hof; jeder — gerührt; der König sprach vom Thron, männlich und edel." (Wahrscheinlich war Müller

selbst der Redakteur der Thronrede.) „In dem allen ist Keim der gänzlichen Umschaffung, einer ganz neuen Entwickelung des Charakters der Teutschen, und wahrhaftig eben so möglich, daß unter gewissen Umständen alles lebendiger und größer werde, als das Gegentheil. Ich getraue mir nicht vorauszusagen. Ich erkenne Thaten Gottes, über alle Rechnungen hinaus." — Der ganze Reichstag war im Grunde und im Erfolge: ein öffentliches Schauspiel. Es wurden vielerlei Redeübungen angestellt, eine wirkliche ausschlaggebende Diskussion fand jedoch nicht statt. Die Versammlung hatte nicht das Recht, eigene Entwürfe einzubringen. Der Staatsrat Malchus, einer der befähigtsten aber auch wohl der vaterlandsloseste und landsknechtshafteste unter den deutschen Beamten, von dem später noch zu berichten sein wird, verstieg sich zu folgender parlamentarischen Phrase: „In einem Staate wie der unsrige, auf Sieg gegründet, giebt es keine Vergangenheit! Es ist eine Schöpfung in welcher, wie bei der Schöpfung des Weltalls, alles was vorhanden ist, nur als Urstoff in die Hand des Schöpfers und aus ihr vollendet in das Dasein übergeht."

Die Schlußrede hielt dann wieder Johannes von Müller, als echter Professor der Beredsamkeit:

„Der, vor dem die Welt schweigt, weil Gott die Welt in seine Hand gegeben, erkannte in Germanien die Vorwache und Brustwehr von Süd und West, von den ersten Hauptsitzen (Wien und Paris) der Kultur Europas. Für gemeine Politik zu erhaben, gab er Deutschland Festigkeit, gab ihm sein Gesetzbuch, das Muster seiner Waffen, die größten Lehren, und statt gedehmüthigter Soldaten achtvolle geehrte Bürger. Aus 20 Ländern schuf er ein Reich. Konnte er mehr thun? Er setzte darüber seinen Bruder."

Im Jahre 1810 wurden die Reichsstände abermals versammelt; die Staatsräte brachten glatt geschriebene Entwürfe ein und hielten tönende Reden. Als die Stände das Grundsteuergesetz ablehnten, hatte Malchus die übermütige Frechheit: ihnen mit Gefängnis zu drohen. Sie verbaten sich sein weiteres Erscheinen. Nach dieser Sitzung war vom Reichstage niemals wieder die Rede.

Die beglückende Verfassung nach neufranzösischem Muster hatte

noch ein anderes Element des Napoleonischen Regierungssystems in den Vasallenstaat eingeführt: die geheime Polizei. Die Schilderung ihrer Thätigkeit nimmt einen breiten Raum in der nachwestphälischen Literatur ein. Wenn deren auch ein Teil auf Rechnung eigener Kränkung, persönlichen Hasses und sittlicher Empörung der mitlebenden Schriftsteller zu setzen ist, so bleibt doch genug übrig um zu dem Urteile zu berechtigen: daß die westphälische Polizeiwirtschaft ein Ausbund der willkürlichsten Thorheit Gewaltsamkeit und Niederträchtigkeit war, ausgeübt von Menschen die selbst an Unfähigkeit und Niederträchtigkeit ihres Gleichen suchten.

Der Chef dieses Instituts war ein Abenteurer von dunkler Vergangenheit, Legras de Bercagny. Er soll vor der Revolution Mönch gewesen sein. Durch seine täglichen direkten Beziehungen, als Palastpräfekt, zum Könige war er ein doppelt gefährlicher Verhetzer gegen die Deutschen; zugleich unberechenbar durch seine Abhängigkeit von seinen Untergebenen, da ihm die deutsche Sprache fremd war. Sein General-Sekretär war ein doppelsprachiger Elsässer, Savagner. Dieser Ehrenmann, zugleich Mitglied der geheimen Polizei in Paris, berichtete dahin solche Einzelheiten über das Leben und Treiben am Hofe zu Kassel, mit denen der Gesandte Reinhard sein Papier nicht beschmutzen mochte. Das Geheimnis wurde dadurch entdeckt, daß Napoleon seinem Bruder Jerome, bei dessen Anwesenheit in Paris im Jahre 1809, sehr zutreffende und überraschende Vorhalte über seine heimlichsten Heimlichkeiten gemacht hatte.

Bercagnys Stellung wurde unhaltbar, weil er auf höchst ungeschickte Weise versucht hatte, sich in die geheimen Privatpapiere des Finanzministers Bülow, durch Bestechung des seinem Herrn treuergebenen Kammerdieners, Einsicht zu verschaffen. Der ehemalige Mönch wurde dafür mit der Intendantur des Hoftheaters entschädigt; er endete als übelberufener Präfekt in Magdeburg.

Sein Nachfolger war General de Bongars, in seiner Jugend Page am Hofe Ludwigs XVI, dann emigrirt. Er war zugleich Chef der Gendarmerie. Von Bercagny soll er sich wesentlich nur durch geringeren Verstand und, obgleich aus der alten französischen Schule, durch größere äußere Roheit unterschieden haben. Seine rechte Hand

war wiederum ein gewisser Würtz, ein aus Potsdam gebürtiger ehemaliger Bedienter und Friseur, dem nach allen übereinstimmenden Zeugnissen das Prädikat eines ungewöhnlich und vielseitig infamen Hallunken nicht vorenthalten werden darf. Bongars rechtfertigte einst seinen Verkehr mit diesem Würtz durch die Worte: „Wir können nur Schurken zu Polizei-Agenten gebrauchen."

Die gesamte Organisation dieses Instituts wird also zusammengefaßt:

„Außer einer, über 900 Mann starken Gendarmerie, die mit den furchtbarsten, auf geheime Polizei Bezug habenden Instructionen versehen und im ganzen Königreiche vertheilt war, stak die Residenzstadt sowohl, als alle Provinzialstädte, voll von Polizei-Agenten, Spionen, Mouchards, gewöhnlichen und außerordentlichen Kundschaftern, feilen Dirnen und Polizeiknechten. Da aber alle diese eigentlich nur die Hefen der Polizeibehörde ausmachten, so existirte daneben vorzugsweise ein höherer, ausgebreiteter Polizeiverein mit (bestehend aus) Staatsbeamten aller Stände, mit (in) öffentlichen und Privat-Gesellschaften und mit (in) den Büreaus der verschiedenen Departements. Ueberall lebten und webten Eingeweihte und Vertraute der geheimen Polizei, die, wenn gleich nicht mit baarem Gelde, doch aber mit Beförderungen mit Gehaltszulagen und Ritterorden vorlieb nahmen."

Es ist vielseitig bezeugt, daß diese kaum glaubliche Wirtschaft eine weit stärkere Erbitterung erzeugte und unterhielt als der Steuerdruck und der Militärzwang. Dieser geheime Widerstand erklärt auch, daß die Regierung über die allgemeine Gärung, die im Jahre 1809 ganz Norddeutschland durchsetzte, über Schills und des Herzogs von Braunschweig abenteuerliche Züge stets ununterrichtet war und von dem Dörnberg'schen Aufstande, im Herzen der Monarchie, völlig überrascht wurde. Reinhard hatte die Mißstimmung in Hessen nach Paris berichtet, aber hinzugefügt: der Minister des Innern (Wolfradt) wolle an solche Strömungen nicht glauben, „die Polizei sei musterhaft in Westphalen organisirt, das Volk sei gut, der Adel treu, der König allgemein beliebt. Er, der Minister, sei auf's Genaueste über alle Vorkommnisse im Königreiche informirt."

Der Herd, auf dem dieser Versuch sich entzündete, war das Städtchen Homberg bei Wabern. Dort befand sich das alte adlige Damenstift Wallenstein (seit 1832 in Fulda), aus dem Vermögen dieser althessischen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erloschenen Familie begründet. Im Jahre 1809 residirten dort drei von den dreizehn Stiftsdamen: die Äbtissin von Gilsa, die Dechantin Marianne Freiin von Stein Schwester des großen Ministers, und ein Fräulein von Metsch. In den geselligen Versammlungen bei diesen Damen wurden die kühnen Pläne Dörnbergs beredet. Die Verteilung des hessischen Adels auf kurfürstlicher und westphälischer Seite war höchst verzwickt. So arbeitete, als Dörnbergs eifrigster Gehilfe, der Forstmeister von Buttlar, während dessen Schwestermann Gilsa das Amt des hessischen Oberstallmeisters mit dem des Oberstholmeisters der Königin Katharine vertauscht hatte. Es ist aus der Geschichte bekannt, daß Dörnbergs damaliger Versuch höchst kläglich verlief; er selbst entkam über die Grenze nach Böhmen.

Die Stiftsdamen hatten in der Mitte der Bewegung gestanden. Sie wurden beschuldigt: Fahnen für die Insurgenten gestickt, auch sie mit 9000 Mark baren Geldes unterstützt zu haben. Ihre Papiere wurden in Beschlag genommen, sie selbst verhaftet. Das Stift wurde sequestrirt, sein gesamtes Vermögen eingezogen, sein Direktor der Deutschordens-Landkomtur in Hessen, Freiherr vor Seckendorff, suspendirt. In Kassel wurden die Damen peinlich verhört. Am meisten trat dabei Marianne von Stein hervor, äußerlich wie innerlich ihres Bruders echte Schwester. Dafür, und für ihren gefürchteten Namen, sollte sie bestraft werden. Plötzlich wurden die Damen bei Nacht und Nebel nach Mainz abgeführt und dort in der Citadelle festgesetzt. Die Äbtissin Gilsa und Fräulein von Metsch entließ man auf Verwendung des Landkomturs Seckendorff. Marianne Stein war inzwischen von Gendarmen nach Paris geschafft und in der Polizeipräfektur eingesperrt. Der dortige sächsische Gesandte, Graf Senfft-Pilsach, war der Mann ihrer Nichte. Die Tante sollte in die Salpetriere (weibliches Zuchthaus) gesteckt werden. Senfft erwirkte bei Foucher die Vergünstigung, sie in sein Haus aufnehmen zu dürfen. Im Jahre 1810 ging Marianne mit ihm nach Sachsen, lebte darauf

in Diez bei Nassau und kehrte 1813 als Abtissin nach Homberg zurück. Sie starb dort 1831.

Ernst Moritz Arndt sagt von ihr in seinen „Wanderungen mit dem Freiherrn von Stein": „ein kleines Duodezformat an Leib und Geist, ein echtes Ebenbild ihres Bruders, aber alles in ihr besonnener und milder; in der Rede dieselbe Kürze und Geschwindigkeit, derselbe schlagfertige, unbewußte Witz. Aeußerlich ebenso klein, verkürzte Gestalt, leuchtendes Auge, mit weißem Haare. Sehr gelehrt, namentlich in der alten deutschen Reichsverfassung, die sie in lebendigem Herzen trug. Sie wirkte mildernd auf des Bruders reizbaren Jähzorn."

Bercagny hatte also, wie Reinhard sagte, „einmal wieder den Wald vor Bäumen nicht gesehen." Seine Stärke lag überhaupt mehr im kleinlichen Schikaniren und im Gelderpressen von Schuldigen und geängsteten Unschuldigen. In der Schrift: „Die entlarvte geheime Polizei des Königreichs Westphalen. 1814" wird berichtet, daß Bercagny eines Tages sehr unzufrieden über das geringe Ergebnis der Polizeistrafen-Rechnung gewesen sei und daß, als die Herren Offizianten ebenfalls ihr Bedauern bezeugten: daß leider! so wenig Strafbares vorkomme, der höchste Vorgesetzte sie angewiesen habe: „Il faut créer des crimes."

War dieses Polizei-Unwesen ein mit der Fremdherrschaft eingeführtes und für dieselbe unvermeidliches Uebel, so kann die Finanznot des Königreichs Westphalen als eine von dessen Schöpfer beabsichtigte bezeichnet werden. Denn die praktischen Ziele Napoleons gingen nicht auf Verwaltung und Anfügung der eroberten deutschen Landesteile sondern lediglich auf deren Auspressung. In der That: das Dasein des Königreichs Westphalen beginnt mit Insolvenz; sein Auslauf war finanzieller Ruin, — Bankerott gegenüber den Verpflichtungen, die Napoleon auferlegte, sowie gegenüber den Staatsgläubigern, und zwar schon seit längerer Zeit vor der Schlacht bei Leipzig. Die neue Gründung im Jahre 1807 wurde belastet: mit der Unterhaltung von 12,500 Mann französischer Truppen, mit einer Forderung des Gründers von 28½ Millionen Mark „rückständiger Kriegskontributionen" und mit dem Vorbehalte der Hälfte sämtlicher

Domänen für die französischen Generale. Der Vertreter dieser Ansprüche war der kaiserliche General-Intendant Darü. Der westphälische Generaldirektor des öffentlichen Schatzes Jollivet hatte das nötige Schuldenmachen durch Anleihen einzurichten. Er schlug die Bruttoeinnahmen auf 35 Millionen Mark an, denen 29 Millionen ordentliche Ausgaben entgegenstanden. Als der Finanz- und Handelsminister Beugnot seiner pariser Instruktion „daß Sie in den Staaten des Königs von Westphalen der Minister des Kaisers sind" nicht mehr nachzukommen wußte, wurde sein Nachfolger: Ludwig Friedrich Victor Hans von Bülow, von Essenrode in der Provinz Lüneburg, damals ein Mann von 34 Jahren, Neffe des preußischen Staatskanzlers Hardenberg, schon seit drei Jahren Präsident der Kriegs- und Domänenkammer in Magdeburg. Jerome hatte damals noch die Einsicht: daß an der Spitze der finanziellen und volkswirtschaftlichen Leitung in dem deutschen Lande auf die Dauer kein Franzose stehen könne. Zudem empfahl sich Bülow durch eine freiere und beweglichere Auffassung, im Unterschiede gegen die pedantischen Geschäftsmänner der Kleinstaaten. Den Franzosen in Kassel wurde er bald verhaßt weil er ihnen seine unverhohlene Mißachtung entgegenbrachte, und als Stütze und Führer der deutschen Partei die er durch zahlreiche Heranziehung tüchtiger Beamter zu verstärken wußte. Der einzige Franzose, mit dem Bülow zusammenhielt, war der ehrliche, den Deutschen günstig gesinnte Justizminister Siméon. Dem Könige war Bülow sympathisch weil er dessen persönlichen finanziellen Eingriffen in den Staatsschatz nicht schroff entgegentrat. Eifrig war er bemüht, im Auslande das nötige Geld anzuleihen, namentlich in dem reichen Holland; aber dem jungen Staate fehlte der Kredit und so bestanden die Operationen in inneren Zwangsanlehen und in Verschleuderung der Domänen, soweit diese nicht von Napoleon verschenkt waren. Den Gläubigern wurden 6 Prozent Zinsen verheißen; diejenigen jedoch, von denen ihr Darlehen hatte mit Zwangsvollstreckung beigetrieben werden müssen, erhielten nur 3 Prozent.

Im Jahre 1809 war Jollivet als Generaldirektor zurückgetreten; er blieb jedoch in Kassel als „Ministre de surveillance" des großen Gläubigers in Paris.

Seine Berichte an diesen lauten schon im Jahre 1809 nichts weniger als beifällig. Wohlwollen gegen Jerome und Bülow war allerdings vom ihm kaum zu erwarten:

„Ich habe jetzt die Hoffnung verloren, daß Seine Majestät der König von Westphalen, trotz seiner ausgezeichneten Eigenschaften und seines hervorragenden gesunden Verstandes, der ein Erbtheil seiner Familie ist, aus der unangenehmen Stellung kommen wird, in die ihn schlechte Rathschläge, die Unerfahrenheit seiner Regierung, zu heftige eigene Leidenschaften und sein unwiderstehlicher Hang zur Verschwendung gebracht haben.“ Er wirft Jerome dann wiederholte belangreiche Eingriffe in verschiedene Kassen, namentlich in die Amortisationskasse der öffentlichen Schuld, durch einfachen Befehl an deren neuen Generaldirektor Staatsrath Malchus vor; Soldatenspielerei mit seiner Garde, die jährlich über 1½ Millionen Mark kostete, neben der Armee von 13,000 Mann — eine mittelmäßige Truppe unter unfähigen Generalen, aber in glänzenden Uniformen; übermäßige Geschenke u. s. w. Der König habe nur Interesse an seiner Civilliste; seine Gesundheit leide sichtlich in Folge seiner Schwelgereien. Reinhard schreibt dazu um dieselbe Zeit:

„Der Hof ist französisch, die Verwaltung deutsch; letztere jedoch unter sich gespalten in Preußen, Hessen, Hannoveraner und Braunschweiger. Letztere (welche?) überwiegen, vielleicht wegen ihrer Fähigkeiten und weil man sie für anhänglicher hält.“

„Der Hof ist jung und glänzend; der König liebt es kostbare Geschenke zu verteilen; die Königin hat viele schöne Kleider zu verschenken da sie häufig wechselt. Ihre Zuneigung ist die beständigere, nur eine oder zwei Damen haben ihr Vertrauen erworben. Die Zuneigungen des Königs wechseln öfter, kehren aber wieder.“

Die Wirkung dieser Berichte auf den Kaiser schlug unvermeidlich auf den jungen Thunichtgut in Kassel zurück, als dieser um Nachsicht wegen der Kontribution bat: „Was die Lage Ihres Schatzes und Ihre Verwaltung betrifft, so geht mich das nichts an. Ich weiß, daß es mit beiden schlecht steht. Das ist eine Folge der Maßregeln die Sie ergriffen haben, und des Luxus der bei Ihnen herrscht. Alle Ihre Handlungen tragen das Gepräge der Leichtfertigkeit. Warum

Baronien an Leute geben, die nichts geleistet haben? Warum einen Luxus entfalten, der so wenig in Uebereinstimmung mit dem Lande steht? Halten Sie Ihre Verpflichtungen gegen mich, und denken Sie daran, daß man solche nicht übernimmt um sie nicht zu erfüllen!"

Die königlichen Herren Brüder waren überhaupt nicht so botmäßig und gefügig als der Schöpfer der Familie hätte erwarten dürfen.

Der achtungswerte Widerstand, den Louis im Interesse seines Königsreichs Holland den Bedrückungen des Kontinentalsystems entgegensetzte, ist bekannt. Zu Ende des Jahres 1809 wurde er nach Paris berufen. Er hoffte durch mündliche Verhandlungen mit seinem Herrn Bruder einige Milderung zu erwirken. Das Gegenteil fand statt: ein Heer französischer Zollbeamter rückte in Holland ein.

Nach seiner Rückkehr erhielt er ein brüderliches Handschreiben, worin sich folgende Sätze finden: „Ich will ferner keinen holländischen Botschafter in Paris. Ich will nicht, daß Sie einen Gesandten nach Oesterreich schicken. Ich will auch nicht, daß Sie die Franzosen in ihrem Dienste fortschicken. Schreiben Sie mir Ihre gewöhnten Phrasen nicht mehr; seit drei Jahren wiederholen Sie mir dieselben und jeder Augenblick beweist mir ihre Falschheit. Dies ist der letzte Brief, den ich Ihnen in meinem Leben schreibe."

Nach einem fruchtlosen Rückzugskampfe legte Louis seine dornenvolle Krone nieder und reiste am 1 Juli 1810 nach Teplitz ab. Aus seinem Reiche nahm er an persönlichem Vermögen nichts weiter mit als 10,000 Franks in Gold und einige Diamanten. Seine Gemahlin war ihm nicht gefolgt. Als er später krank und verlassen in Graz lag, bot ihm Napoleon Verzeihen und Vergessen an, wenn er als französischer Prinz nach Frankreich zurückkehre. Er schlug alles standhaft ab.

„Was überhaupt", sagt der Düc Pasquier in seinen Memoiren, „die Bonapartes auszeichnet, ist die Hartnäckigkeit ihres Willens, die Unbeugsamkeit ihrer Entschlüsse. Von dem Augenblick an, wo ein jeder den ersten Schritt in der Königslaufbahn gethan, war es ihnen mit ihrer Stellung vollster Ernst, selbst in der engsten Vertraulichkeit. Zuletzt glaubten sie sogar an ihren Beruf für diese Stellungen.

Napoleon sagte: ‚Es scheint wirklich, Joseph glaubt zuweilen, daß ich meinem älteren Herrn Bruder die Nachfolge des Königs, unseres Vaters, entzogen habe'.... Jerome glaubte sich auf den Stufen des Thrones geboren. Diese Einbildung verlieh ihm ein reiches Maß der Fehler, die nur zu oft die Erziehung bei geborenen Prinzen her-hervorruft. Er hat sich als König nur durch seine Lüderlichkeit hervorgethan und dennoch hat er die geborene Prinzessin, seine Gemahlin, an sein Schicksal zu fesseln verstanden."

Die Vereinigung Hannovers mit Westphalen, zu Anfang des Jahres 1810, brachte nur mehr Schulden und Lasten. Das neue Land war verarmt; ihm hatte man von 1803 bis 1806 etwa 80 Millionen Mark abgepreßt. In den Städten war jeder Wohlstand durch die Einquartierung zerstört. In der Hauptstadt waren alle wohlhabenden Einwohner: Hof, Beamte, Rentner, Garnison verschwunden. Viele Häuser wurden von ihren Eigentümern aufgegeben; ebenso in Lüneburg. Man lieferte die Schlüssel auf der Bürgermeisterei ab und — verschwand. Dazu die unerschwinglichen Preise aller Kolonialwaren. In dem vortrefflichen reichhaltigen Buche von Thimme*) ist von dem Elende ein lebendiges Bild zusammengetragen. „Daß die Erbitterung der Hannoveraner gegen die Franzosen nicht zu größeren Ausbrüchen führte — dafür ist der Hauptgrund in dem schwerfälligen, zu Verschwörungen und Gewaltthätigkeiten wenig neigenden Charakter der Niedersachsen zu suchen." Mit Recht sagt der bekannte Professor Henrik Steffens: „Wenn die nördlichen Staaten Deutschlands überwältigt werden, ist ein kühnes Auflehnen gegen die fremde Gewalt fast unmöglich. Man entschließt sich das Verlorene aufzugeben, die harten Anforderungen des Siegers zu erdulden, aber nur um mit desto größerer sorgsamer Emsigkeit das Gerettete zusammenzuhalten und für eine dürftige Existenz zu retten." — Als im Jahre 1809 hessische, zum Aufstand bereite Bauern ihre Hannoverschen Nachbaren zur Teilnahme am „Rebellen" aufforderten, lehnten diese ab aus dem Grunde: „davon hat uns unser Amtmann noch nichts be-

*) „Die inneren Zustände des Kurfürstenthums Hannover unter der französisch-westphälischen Herrschaft 1806—1813", von Fr. Thimme. Band I. Hannover 1893.

fohlen.“ — In den Städten mußte allerdings „auf höheren Befehl in Erinnerung gebracht“ werden, daß alles „Reden über Kriegs- und politische Ereignisse, an öffentlichen Orten, in zahlreichen Versammlungen, auf Kaffee- und Wirthshäusern nicht geduldet werden könne, und daß darauf von Polizeiwegen genau geachtet und solches nachdrücklich bestraft werden solle“.

Am 15 August 1810 zog Jerome mit Gemahlin in seine neue Reichsvermehrung ein. Die Huldigung der Stadt Hannover ging auf dem Altstädter Markt vor sich. Von dem kalten Benehmen der Einwohner waren die Majestäten nicht sehr erbaut. Die Stadt hatte sich daher keiner anderen Huld zu erfreuen, als daß ihr das Schloß geschenkt wurde um daraus, auf ihre Kosten, eine Kaserne herzustellen.

Im Oktober wurde noch über die Ausführung der Einverleibung verhandelt. Im Dezember schon war der nördliche wohlhabendste Teil des Zuwachses wieder abgetrennt. Der Souverän Westphalens erfuhr diese Veränderung zuerst aus dem Moniteur. Unter dem frischen Eindrucke dieser Nichtachtung seiner Würde schrieb er seinem kaiserlichen Herrn: „Entspricht es Euer Majestät politischen Absichten, Westphalen mit dem Kaiserreiche zu vereinigen, so habe ich nur den einen Wunsch, davon sofort in Kenntniß gesetzt zu werden, um nicht in die Lage zu kommen Deren Maßnahmen fortwährend zu durchkreuzen, trotz meines besten Willens mich ihnen stets anzupassen.“

Da dieser Wunsch unerfüllt blieb, so erbat sich der getreue Rheinbundsfürst, als Entschädigung für Nordhannover, vom Protektor dieses Bundes aus: die beiden Fürstentümer Lippe, Anhalt, die sächsischen Herzogtümer und das Großherzogtum Frankfurt.

Bülow vertrat diesen billigen Anspruch, zu Anfang des Jahres 1811, in Paris persönlich. Er erreichte jedoch gar nichts. Bei der Audienz sagte ihm der Gewaltige: „Hannover ist niemals von England abgetreten worden, also kann es Ihnen nicht gehört haben. Ich nehme es weil ich es brauche. Alles hangt schließlich von der Macht ab, und die haben Sie nicht.“ — Bülow wurde bei seiner Rückkehr aus Paris von Jerome nicht ungnädig empfangen. Sobald er jedoch in seiner Wohnung angelangt war, brachte ihm Bongars seine Enthebung

und zwar in der unwürdigsten Form. Er mußte binnen 24 Stunden Kassel verlassen und stand bis dahin unter Polizeiaufsicht. Mit ihm schied einer der fähigsten Köpfe aus. Schon früher hatte er gegen Reinhard geäußert: „Ich werde so lange bleiben als der König mich halten will, weil ich bestimmt weiß daß ich einen Schwachkopf oder Spitzbuben zum Nachfolger erhalte.“ — Bülow war später preußischer Finanzminister und starb als Oberpräsident von Schlesien. Der von ihm vorausgesehene Nachfolger in Kassel wurde Malchus, der bisherige Generaldirektor des öffentlichen Schatzes.

Karl August Malchus ist unstreitig unter allen höheren deutschen Beamten im westphälischen Dienste der allseitigst= und bestgehaßte gewesen. Er war im Jahre 1770 zu Mannheim geboren und angeblich von jüdischer Herkunft. In Heidelberg und Göttingen hatte er Jurisprudenz und Finanzwissenschaft studiert. Dann war er einige Jahre lang Sekretär des damaligen kaiserlichen Gesandten bei den Kurhöfen Trier und Köln, Grafen von Westphalen gewesen. Nachdem er sich durch allerlei finanzwissenschaftliche Gelegenheitsschriften vorteilhaft bekannt gemacht, wurde er im Jahre 1799 vom hildesheimer Domkapitel zum Domsekretär und Hofgerichtsassessor gewählt. Bei der Einverleibung des Fürstbistums, im Jahre 1802, wurde er von der preußischen Regierung, als besonders willig, mit der Aufhebung der Klöster und Stifter beauftragt, eine Thätigkeit die ihm schon damals viele Feinde erwarb. Im Jahre 1803 wurde er Kriegs= und Domänenrat in Halberstadt, im Jahre 1807 westphälischer Staatsrat. Schon damals soll er Kandidat für das Finanzministerium gewesen sein. Daß Bülow ihm vorgezogen wurde mag beider Gegnerschaft entwickelt haben. Im Jahre 1811 erhielt Malchus endlich das langerstrebte Ministerium. Er hatte in dem großen Domänenschacher das schöne Klostergut Marienrode bei Hildesheim und dann den entsprechenden Grafentitel erworben. Mit Jerome flüchtete er 1813 nach Frankreich, lebte dann in Heidelberg. Im Jahre 1817 war er kurze Zeit Finanzminister in Württemberg, konnte sich jedoch dort gegenüber der öffentlichen Meinung nicht halten. Seitdem lebte er, mit Schriftstellerei in seinem Fache beschäftigt, bis zu seinem Tode (1840) in Heidelberg. Er war ohne Zweifel ein befähigter und

gewandter Praktiker. Daß er als Träger der westphälischen Finanzwirtschaft auch den Haß und Abscheu, den sie erregte, zu tragen hatte, ist fast selbstverständlich. Daß diese Stimmung aber eine so besondere Höhe der Erbitterung erreichte, wie alle Schriften und Erinnerungen sie übereinstimmend bezeugen: dazu müssen doch noch besondere Karakter- und Gemütseigenschaften des Menschen mitgewirkt haben, der allen Zeugen übereinstimmend als eine bösartige, jedenfalls als eine feindselige Natur erschien.

Sein Nachfolger als Generaldirektor der Amortisationskasse, die jedoch niemals anders als durch Beraubung der Staatsgläubiger amortisirt hat, war der Chevalier Pichon, ein ehemaliger französischer Diplomat, mit dem Jerome Beziehungen aus Nordamerika hatte. „Ein Franzose von Verstand und Talent, der den einzigen Fehler hatte, nicht an der richtigen Stelle zu stehen." Er nahm seine neue Stellung rührend ernsthaft, wollte reformiren, ein großes Staatsschuldbuch einführen. Er litt „an Feuer und verzehrender Thätigkeit" für sein neues Fach. Als er sich im Jahre 1812 zurückzog, wurde, als sichtbares Zeichen des allgemeinen Verfalls, sein Nachfolger ein Herr Düpleix. Er war angeblich Makler und Händler mit Lotterielosen in Paris gewesen, Armeelieferant, dann Abteilungschef im Kriegsministerium für das gleiche Fach. Als solcher soll er mit unglaublicher Gewandtheit und Unverschämtheit gestohlen haben; übrigens hatte er „weder die Kenntnisse, noch den guten Willen" für seinen Posten. Er verschwand im Jahre 1813 mit dem übrigen Troß.

Malchus fand 22 Millionen Defizit für das Budget von 1811 vor. Eine zweite und dritte Zwangsanleihe brachten keine Früchte mehr. Dabei steigende Verschwendung am Hofe. Nahestehende Damen erhielten eingerichtete Häuser. Im Jahre 1812 hatte Westphalen 20,000 Mann französische Truppen und 11,000 Pferde zu ernähren, daneben war die westphälische Armee für den russischen Feldzug auf 30,000 Mann zu erhöhen. Die öffentliche Schuld betrug 120 Millionen Mark. Die Zinsen wurden kapitalisirt. Endlich wurde der Bankerott des Staats in der einfachen Form erklärt: daß die gesamte Schuld, Kapital und Zinsen, auf ein Drittel ihres Nominalbetrages herabgesetzt wurde. Deshalb die Reichsstände einzuberufen, daran

dachte niemand mehr. Den Schluß dieses Finanzelendes bildete, im Jahre 1813, eine außerordentliche Steuer für Kriegszwecke. Aber es ging nichts mehr ein, die Kassen blieben leer. „Die Leute lassen sich lieber erschießen, als daß sie ihr letztes Stückchen Brod hergeben," so erklärte Jerome dieses Nichtergebnis dem französischen Gesandten Reinhard. So lief es weiter, bis der gesamte französische Spuk im Oktober 1813 auseinander stob.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten war — wie bereits erwähnt — Le Camüs Graf von Fürstenstein, ein Mann angenehm im Verkehr, leicht und bequem in den Formen aber nichts weniger als ein Geschäftsmann. Reinhard sagte von ihm, gelegentlich der Verhandlungen über die Einverleibung Hannovers, im Jahre 1810:

„Die Nullität dieses Ministers, dessen übrige gute Eigenschaften man immerhin anerkennen mag, ist in diesem Augenblicke eine ganz besondere Verlegenheit. Die Erörterungen werden nutzlos, da er sehr selten die vorliegende Frage begreift, niemals irgend eine ergründet. Auch sein guter Wille bleibt wirkungslos, da er sich für nichts erwärmt und, im Bewußtsein seiner Schwäche, sich seiner Gleichgültigkeit wie einer Schutzwaffe bedient. . . . Seine Beziehungen zu den diplomatischen Agenten beschränken sich auf Form- und Höflichkeitssachen. Die Formen sind wechselnd und häufig ungebräuchlich, die Höflichkeit ist leichthin, und zuweilen bemerkt man darin eine Nachlässigkeit, die nur durch Beschäftigung mit großen Fragen entschuldbar wäre.

Es wäre wohl richtig, feste Grundsätze dafür festzustellen, in Beziehung auf die kleinfürstlichen Nachbarn, auf Preußen, auf den Rheinbund. Die Hoffnung, die Kleinen eines Tages mit sich zu vereinigen oder sich unterzuordnen, sollte würdige Zurückhaltung vorschreiben, aber sie ermächtigt nicht schon jetzt zu hochfahrendem Tone."

Jerome legte Wert auf ein zahlreiches Gesandtenpersonal an den befreundeten Höfen, eine Neigung die naturgemäß zu allen Zeiten bei allen deutschen Mittelstaaten zu Tage getreten ist. Nur unterschieden sich die westphälischen Diplomaten vorteilhaft durch ihre verhältnismäßig reichliche Besoldung; diese stand etwa in umgekehrtem Ver

hältnisse zu dem Ansehen, das ihre Regierung sich auswärts zu erwerben vermochte. Uebrigens war ihre diplomatische Thätigkeit, als Repräsentanten eines Staates der kaum einen Schatten selbständiger Politik warf, eine sehr begränzte. Sie beschränkte sich auf kleine Vertretungen der eigenen Unterthanen, auf formelle Vermittelungen, auf Wiedergabe der Brocken die ihnen vom Tische des kaiserlich französischen Gesandten zufielen, auf Etikettenfragen und Höflichkeitsbezeugungen, auf Hof- und Stadtneuigkeiten. Letzteres Feld war allerdings damals ausgiebiger als heutzutage, wo Zeitungen und Telegraphenbureaus den schriftlichen Berichten das Beste, das heißt: das Neueste vorwegnehmen. Der Protektor in Paris legte mit Recht auf diese diplomatischen Beziehungen seiner Vasallen weit weniger Wert: „Ihr Minister", schreibt er 1808 seinem Zögling, „kann mir in Petersburg nur soweit nützen, als er sich meinen Interessen anschließt und sich meinem Gesandten vollständig unterordnet." Die Auswahl der Personen fiel nicht leicht. Die Franzosen erwiesen sich für die deutschen Höfe unbrauchbar, wegen ihres nationalen Mangels an Orientirungssinn. Den Deutschen fehlten, bei geschäftlicher Tüchtigkeit, vielfach die Beherrschung des Französischen und die weltmännische Gewandtheit. „Deutschland ist ärmer an, hiefür in Betracht kommenden, Männern als man denkt," schreibt Jerome dem Kaiser. So war Fritz Ompteda immerhin eine wertvolle Erwerbung: in einem Diplomatenhause aufgewachsen, nicht ohne wissenschaftliche Bildung, mit vielseitiger, auf Reisen gereifter weltmännischer Erfahrung, und der französischen wie englischen Sprache mächtig. Er wurde zum Gesandten in Darmstadt und Frankfurt ernannt.

Der erste Inhaber dieser bedeutenden Posten war, seit dem Juli 1808, der Baron von Linden gewesen. Die dienstliche Thätigkeit dieses Mannes hat ihm zahlreiche Gegner seines Nachruhmes erweckt, nicht minder auch gleichzeitige Verurteiler. Er war der Sohn eines kurmainzischen Geheimrats, für den geistlichen Stand bestimmt und bereitete sich in Fulda zum Empfange der Weihen vor. Kaum hatte er diese erhalten als durch die französische Revolution sämtliche Stifter auf dem linken Rheinufer, in denen er präbendirt war, aufgehoben wurden. Er ließ sich darauf in Rom von den zwecklosen

Gelübden dispensiren, ward im Jahre 1805 kurhessischer Kammerherr, 1808 westphälischer Gesandter in Frankfurt und Darmstadt, 1809 in Berlin. Seine Berichte von dort sind im preußischen Geheimen Staatsarchive erhalten. Sie machen einen geradezu widerwärtigen Eindruck. Er hetzt darin gegen Preußen, gegen den französischen Gesandten St. Marsan, der viel zu milde und dabei ununterrichtet sei. In Verbindung mit einem ziemlich übel berüchtigten Legationssekretär Lefevre treibt Linden persönliche Spionage, besichtigt den Ausbau der Festungswerke in Spandau und Colberg, verschafft sich heimlich durch diesen sauberen Genossen Einsicht in St. Marsans vertrauliche Berichte. Blücher denunzirt er als „Haupt des Tugendbundes", Tauenzien dagegen sei Frankreich ergeben. Der verdiente Lohn für diese Leistungen sollte ihm 1813 nicht entgehen. Mit vollem Rechte schreibt Reinhard über ihn: „Er sammelte dort, wie eine Art von politischer Spürhund, alle Gerüchte und Vorgänge, die die bösen Absichten des Kabinets und der Bevölkerung in Preußen darthun konnten, weil er darin ein Mittel sah, seinem Hofe zu gefallen." Also der richtige übereifrige Apostat. „Er hatte übrigens" — wie Reinhard hiezu bemerkt — „früher den Fürsten Primas nicht besser behandelt." Aus dem Bilde, das Linden von diesem entwirft, mögen hier einige Züge folgen.

„Er ist ein an Körper und Geist stark verbrauchter Mann, jedoch versichern die Aerzte daß er es noch einige Jahre aushalten kann. (Dalberg starb indessen erst 1817.) Großer Fleiß in der Jugend hat ihn mit vielerlei Kenntnissen ausgestattet. Er hat einen Anflug von allen Wissenschaften und einen Ruf als Schriftsteller. Und dieser Philosoph bewies, als er zur Regierung gelangt war, daß er mehr Egoist als Menschenfreund war. Er will das Wohl seiner Unterthanen, aber ohne die mindeste Zuneigung für die Personen die ihm mit Anhänglichkeit dienen. Niemand kann bei ihm auf eine Erwiederung rechnen, die von Herzen kommt, denn dieses ist ganz und gar priesterlich. In seinen äußeren Bezeugungen ist er verschwenderisch, diese jedoch haben nur Wert für die Dummen. Stets vom ersten Eindrucke beherrscht ist er lebhaft und übereilt, zuweilen bis zur Grobheit. Seine Entschließungen leiden unter dieser Hastigkeit und

unter dem übermäßigen Weingenusse. Der Wein scheint bei ihm die Neigung zu den Frauen verdrängt zu haben; vor einigen Jahren war diese letztere Leidenschaft noch ziemlich lebhaft. Seine Geschmacksrichtung ist die einer erlöschenden Natur. Dem neuen System hat er sich aus Berechnung, nicht aus eigenem Geschmack angeschlossen. Man liebt ihn in der Stadt Frankfurt, weil er ihr die alte Verfassung völlig erhalten hat und weil er mit den Bürgern lebt, die stets fürchten an Frankreich angeschlossen zu werden."

Jedenfalls entspricht diese Farbe nicht der Aufgabe des diplomatischen Vertreters; denn diese verpflichtet ihn vor allem, die guten Beziehungen zwischen den zwei Souveränen zu pflegen die er berufen ist zu verbinden.

In demselben giftigen oder doch ätzenden Tone schildert Linden seine Kollegen, die derzeit in Kassel akkreditirt waren; den Badenser Seckendorff: „er war früher (in Regensburg als württembergischer Gesandter) der Lobredner des preußischen Systems und der Vertreter der Vorrechte des Reichsadels;" den Baiern Lerchenfeld: „der seinen Ruf wesentlich seinen vertrauten Beziehungen zur Fürstin Taxis verdanke;" es folgen dann Gerüchte sehr kompromittirender Art über diese Dame. Dabei vergißt der Berichterstatter ja nicht, zu erwähnen: daß sie die Schwester der Königin (Luise) von Preußen sei.

Im September 1808 erwartete Dalberg seinen Oberherrn in Frankfurt um ihn nach Erfurt zu begleiten. „Der Fürst Primas," schreibt Linden an Fürstenstein, „sagte mir, wie wichtig es sei daß der Plan des Rheinbundes jetzt ausgeführt werde; daß das jedoch den Kaiser wenig oder gar nicht interessire; daß es dazu des Drängens der Verbündeten bei Sr. Majestät bedürfe; daß aber unglücklicherweise diese Fürsten selbst es nicht zu wünschen schienen, aus Furcht daß sie dabei ein Stück ihrer Unabhängigkeit opfern müßten." Dalberg hatte damals 22 Denkschriften wegen des Rheinbundes und des Konkordates dem Kaiser eingereicht, jedoch noch auf keine einzige eine Antwort erhalten.

Das Schauspiel des Erfurter Kongresses hat kürzlich eine neue und hellere Beleuchtung durch die Memoiren Talleyrands (erschienen

1891) erhalten. Es wird im Rahmen dieser Blätter liegen, daraus einiges mitzuteilen was der berühmte und berüchtigte Staatsmann dort über die Rheinbündler bemerkt hat.

Bei den pariser Beratungen über die Inszenirung der glänzenden Komödie sagte Düroc dem Kaiser: „Wahrscheinlich ist es Eurer Majestät Absicht, einige Persönlichkeiten nach Erfurt kommen zu lassen? — Die Zeit drängt.“

„Einer von Eugene's Adjutanten,“ erwiederte der Kaiser, „geht heute Abend zu ihm nach München ab. Man könnte ihm ja sagen lassen, was er seinem Schwiegervater (dem Könige von Baiern) beibringen soll; wenn dann ein König kommt, wollen sie alle kommen. Aber nein,“ fuhr er weiter fort, „dazu darf man sich nicht Eugene's bedienen; Eugene hat dazu nicht genug Verstand; er thut genau was ich ihm sage, aber zum ‚beibringen‘ ist er nicht zu gebrauchen. Dazu taugt Talleyrand besser.“ Nun: der Kaiser rief und Alle — Alle kamen. Talleyrand zählt sie gewissenhaft auf, nebst den Personen ihres Gefolges. Zum Schlusse bittet er diejenigen, die er etwa vergessen habe, höflich um Entschuldigung.

„Der Kaiser zog am 27 September 1808 um 10 Uhr Morgens in Erfurt ein. Eine ungeheure Menschenmenge füllte seit dem Abend vorher die Straßen die zum Schlosse führten. Jeder wollte Den sehen der alles austeilte: Throne, Elend, Furcht, Hoffnung. Die drei Menschen, die auf Erden die größten Lobhudeleien genossen haben, sind: Augustus, Ludwig XIV, Napoleon. Die verschiedenen Zeiten und die Talente der Darbringer haben diesen Lobhudeleien verschiedenen Ausdruck gegeben: die Sache ist stets dieselbe. In meiner Stellung als Oberkammerherr konnte ich die erzwungenen, erheuchelten oder auch aufrichtigen Huldigungen, die Napoleon dargebracht wurden, aus nächster Nähe sehen; das gab ihnen in meinen Augen Verhältnisse die ich monströs nennen könnte. Niemals hat die Selbsterniedrigung soviel Geist gehabt; sie brachte die Idee zur Welt: eine Jagd auf denselben Gefilden zu veranstalten, auf denen der Kaiser die berühmte Schlacht von Jena gewonnen hatte. Mehrfach mußte ich wahrnehmen daß, je mehr man Grund zur Erbitterung gegen den Kaiser haben mußte, man desto mehr seinem Glücke zulächelte

und der hohen Bestimmung Beifall zollte, zu der er, wie man sich ausdrückte, vom Himmel berufen war."

„Ich bin versucht zu glauben, und diese Idee ist mir in Erfurt gekommen, daß es Geheimnisse der Schmeichelei giebt, die allein denjenigen Fürsten enthüllt sind die nicht völlig entthront sind, jedoch ihren Thron unter einen stets bedrohlichen Schutzherrn gestellt haben. Sie machen alsdann von jenen Geheimnissen den allergeschicktesten Gebrauch wenn sie den Gewaltigen umkreisen, der sie beherrscht und sie vernichten kann. Ich hatte häufig den Vers aus irgend einer schlechten Tragödie gehört:

‚Du hast nur gehorchen gelernt; du eignest dich zum Tyrannen.'

Jedesmal wenn ich in Erfurt einem Fürsten begegnete, drehete ich den Vers um:

‚Du hast nur herrschen gelernt; du eignest dich zum Sklaven'."

„Und das ist leicht erklärlich. Die mächtigen Herrscher wollen daß ihr Hof die Größe ihres Reiches ausdrücke, entfalte, ermessen lasse. Die kleinen Fürsten dagegen wollen daß ihr Hof ihnen die engen Grenzen ihrer Macht verkleide. Alles ist künstlich vergrößert, aufgedunsen in der Umgebung des kleinen Fürsten: Etikette, Unterwürfigkeit, Schmeichelei. Besonders an den Schmeicheleien ermißt er seine eigene Größe; daher findet er jene niemals übertrieben. Dieser Maßstab wird ihm zur Gewohnheit; er wechselt ihn auch nicht wenn sein eigenes Schicksal wechselt. Wenn daher der Sieg in seinen Staat, seinen Palast einen anderen Sterblichen führt, dem gegenüber er nur noch ein Höfling ist, so erniedrigt er sich vor diesem Sieger so tief als er seine eigenen Unterthanen vor sich erniedrigt verlangt hat. Er hat von der Schmeichelei nur diesen einen Begriff. An den großen Höfen kennt man ein bequemeres Mittel um zu steigen; das ist: sich zu bücken (der krumme Rücken). Die kleinen Fürsten kennen nichts anderes als: sich flach auf die Erde zu werfen. Und dort bleiben sie liegen bis das Glück ihnen wieder aufhilft. In Erfurt habe ich nicht eine Hand gesehen die es verstand, mit Anstand dem Löwen die Mähne zu streicheln."

Diese bitteren Betrachtungen über die Rheinbundsouveräne in Erfurt erhalten weiterhin folgenden Abschluß:

„Der letzte Vormittag den Napoleon in Erfurt zubrachte, war für Audienzen bestimmt. Das Bild, das sein Palais an diesem Tage darbot, wird niemals aus meinem Gedächtnisse schwinden. Er war umdrängt von Fürsten deren Armeen er vernichtet, deren Staaten er verkleinert, deren Stellung er erniedrigt hatte. Nicht Einer wagte eine Frage an ihn zu richten. Man wollte nur gesehen werden, wo möglich zuletzt gesehen werden um im Gedächtnisse haften zu bleiben. Und soviel freiwillige Niederträchtigkeit blieb unbelohnt! Er zeichnete nur die Akademiker von Weimar (Goethe und Wieland) aus."

Bei solcher Bestätigung deutscher Erniedrigung und Nichtigkeit hatte Talleyrand ohne Zweifel durchaus richtig gehandelt, als er 1806, auf Gagerns Rat, den mitteldeutschen Kleinfürsten ihre Souveränetät rettete. Auch ihr höchster Protektor war mit ihrer stillen Haltung zufrieden. Nach dessen Rückreise durch Frankfurt berichtet Linden, am 10 Oktober 1808: „Der Fürst Primas hoffte bei des Kaisers Durchreise einen Befehl zu erwirken wegen Niedersetzung eines Bundestages und abschließender Organisation des Rheinbundes. Der Fürst hatte darüber in Erfurt den Kaiser angegangen; dieser hatte geantwortet: ‚Aber die Sache marschirt ja ganz gut.‘

‚Jawohl,‘ hätte Dalberg erwidert, ‚das Kontigent marschirt, aber nicht die Sache.‘ Uebrigens habe der Kaiser in Erfurt sich bestimmt ausgesprochen: ‚daß die kleinen Fürsten erhalten werden sollten.‘ Diese nämlich wünschte Jerome aufzusaugen."

Ueberhaupt war der Kaiser damals nicht zur Langmut gegen den Herrn Bruder gestimmt der sich als ein schlechter Zahler erwiesen hatte. In Erfurt trafen sich die beiden hohen Herren zuerst auf der Straße. Jerome stieg aus und trat an den Wagen. Der Gläubiger zog seine leere Brieftasche heraus und faßte zur Begrüßung seinen Schuldner beim Rockkragen mit den Worten: „Mais, mes millions!"

Folge davon war vermutlich die westphälische Anleihe von 1809: 16 Millionen Mark zu 6 Prozent Zinsen.

Die beiden großen Verbündeten von Tilsit verglichen in Erfurt ihre beiderseitigen Fortschritte in der Ausbildung der zwischen ihnen vereinbarten doppelten Universalmonarchie. Napoleon hatte im Februar 1808 Rom besetzt und hielt den Papst Pius VII als Staats-

gefangenen. Alexander nahm im März 1808 Finnland und erklärte es zur russischen Provinz. Napoleon machte 1808 Spanien und Indien zum französischen Vasallenstaate unter seinem Bruder Joseph. Alexander trachtete, zum billigen Ausgleiche, nach der europäischen Türkei, Konstantinopel eingeschlossen. In Erfurt bewilligte ihm Napoleon, als Abschlag, die Moldau und Wallachei; den Rest stellte er in Aussicht.

In Erfurt waren die diplomatischen Beziehungen zu Preußen geregelt; im Frühjahr 1809 wurde Linden dorthin ernannt, wohl kaum als persona grata in Berlin, indessen mußte man sich damals dort so etwas gefallen lassen. Um diese Zeit giebt Jerome persönlich dem Kaiser ein zusammenfassendes Stimmungsbild: „Ein Geschäftsträger des Königs von Preußen ist bei mir seit etwa einem Monat beglaubigt." Es war Küster, früher Lehrer des Prinzen Heinrich des Bruders Friedrich Wilhelms III, in Politik und Geschichte; auch statistischer Schriftsteller. „Er ist anscheinend ein ruhiger Mann und bis jetzt bin ich mit ihm zufrieden." Reinhard fand Küsters Aeußeres zu bescheiden und seine Reverenzen zu tief. Jerome fährt fort: „Die Berliner sind unzufrieden mit dem geringen Eifer ihres Königs nach Berlin zurückzukommen. Die Preußen sind unverschämter als je; sie machen bereits Pläne bezüglich des bevorstehenden österreichischen Krieges. Eure Majestät kennt sie. Die Stimmung in München ist gut, diejenige in Frankfurt abscheulich. Eure Majestät weiß sehr wohl daß der Primas kindisch geworden ist; sein Hauptgeschäftsführer, der Bankier Bethmann, ist Engländer und jedenfalls antifranzösisch; der Graf Beust (Dalbergs erster Minister) schwatzt und ist boshaft."

Wieweit Fritz Omptedas Vetter Ludwig an jenen preußischen „unverschämten Plänen" beteiligt war, ist in dem Buche „Ein hannoversch-englischer Offizier vor hundert Jahren", Seite 197 ff., erzählt worden.

Lindens Nachfolger wurde zunächst Siméon, Sohn des Justizministers. Seine Berichte sind allerdings im korrektesten Französisch geschrieben, was Linden nicht zu Gebote stand, aber dafür inhaltsleer und büreaumäßig. Man erkennt, daß ihm Personen und Zustände in Frankfurt und Darmstadt unverständlich und unzugänglich waren.

Wir vernehmen darin nicht den leisesten Wiederhall der Erschütterungen, die während des Frühjahrs 1809 Westphalen in Unruhe und seinen Herrscher in nervöses Schwanken versetzten: Dörnbergs verfehlter Aufstand (wozu der Kurfürst von Hessen eine Anweisung auf 30,000 Thaler beisteuerte, „zahlbar, wenn die Pläne gelungen sind"); Kattes und Schills Abenteuer; zuletzt der Zug des Herzogs von Braunschweig quer durch das neue Königreich und seine Armee, deren Generale: Reubel, d'Albignу, Gratien und Bongars dem gegenüber die vollkommenste Unfähigkeit erwiesen hatten. Der König war schon durch Schill so erregt worden daß er beim Kaiser anfrug: „ob er im Falle des Rückzuges diesen gegen den Rhein zur Hauptarmee oder nach Holland antreten solle?" Napoleon ermahnte den Bruder wiederholt: „sich nicht so leicht allarmiren zu lassen." Vermutlich als Nervenstärkung hatte er Jerome, beim Ausbruche des Krieges mit Oesterreich, zum Befehlshaber des X Armeekorps ernannt mit der Aufgabe: „die Ruhe zwischen Hamburg und dem Maine aufrecht zu erhalten." Der junge Feldherr zog selbst gen Sachsen, wo ein österreichisches Korps unter den Generalen Am Ende, später Kienmayr, von Böhmen her den linken Flügel der großen französischen Armee beunruhigte. Bei diesem Korps befand sich auch der Braunschweiger. Jerome bat zunächst wiederholt um französische Truppen, vom Main her, zum Schutze seines neuen Reiches. Der Kaiser erwiderte: 12,000 Mann sächsische und westphälische Truppen könnten dem Feinde sehr wohl die Spitze bieten. Wenn man jedoch auf jedes Gerücht hin seine Truppen zerstreue und auseinanderreiße, komme man zu keinem Resultat. „Ehe man im Kriege eine Bewegung macht muß man klar sehen; und da ich bemerkt habe, daß Sie zu eilig handeln und ohne vorher die Pläne des Feindes sich entwickeln zu lassen, habe ich verboten daß irgendwelche von meinen Truppen auf Ihren Befehl Hanau verlassen. Die Erfahrung wird Sie über den Unterschied zwischen den Gerüchten die der Feind ausstreut, und der Wirklichkeit noch belehren. Niemals in den 16 Jahren, seit ich kommandire, habe ich einem Regimente Gegenordre gegeben, weil ich immer erst abwarte bis eine Sache reif ist, und ich die Verhältnisse immer erst kennen zu lernen suche ehe ich anfange zu

manövriren.“ Schließlich rät er dem Bruder: seine Truppen zu üben, sich der Sparsamkeit und Ordnung in der Verwaltung seines Königsreichs zu befleißigen und eine gewisse Bonhommie zur Schau zu tragen, wie sie dem Karakter der Deutschen angemessen sei.

Diese Ratschläge jedoch waren für Jerome unverwendbar. Nur mit Zaudern und Zögern rückte er aus. Nachdem, im Juni, Leipzig vom Feinde geräumt war zog er dort ein. Der Herzog von Braunschweig täuschte den Feind, wich nach Süden aus und war unerreichbar. Bongars verfolgte ihn, statt nach Chemnitz nach — Halle. Aus Leipzig verkündete ein echt französischer Tagesbefehl der Welt: „Die Schnelligkeit unserer Märsche und das pünktliche Zusammentreffen unsrer Bewegungen haben für den Feind dieselbe Wirkung gehabt als hätte er eine Schlacht verloren.“

Ein Augenzeuge schildert diesen Feldzug Jeromes mit folgenden Strichen: „Niemals ist eine Armee schlechter geführt worden. Man brach morgens in Unordnung auf, ebenso kam man abends an. Jedermann gab Befehle, niemand nahm sie an; man wußte nicht: wer Koch und wer Kellner war. Die Kriegskommissäre stahlen, die Offiziere tranken, die Soldaten marodirten, die Generale spielten oder sie belästigten die Weiber. Ein Oberkommando gab es nicht.“

„Der Troß war unglaublich. Ein großer Teil des Hofes und des diplomatischen Korps begleitete Se. Majestät in's Feld. Die Anhäufung von Wagen Pferden Dienern und sonstigem unnützen Volke war wahrhaft beängstigend. Glücklicherweise kam man niemals an den Feind; die Verwirrung wäre sehenswert gewesen. Ich erinnere mich eines gewissen Biwouaks an der böhmischen Grenze und eines Alarms, der keinen geringen Schrecken einjagte. Man mußte die Kammerherrn durch den sächsischen Lehm laufen sehen, in ihren seidenen Strümpfen und gestickten Uniformen; in ihrem Eifer des Rückzuges ließen sie die Lackschuhe in den Geleisen stecken. Hätte Am Ende 50 Husaren auf uns losgelassen, er hätte den König den Hof und das Hauptquartier gehabt. Seine Kundschafter müssen ihn schlecht bedient haben, da er sich einen so ruhmvollen Fang entgehen ließ.“

Um's Haar hätte diese Begebenheit sich am 13 Juli zwischen Plauen und Schleiz wirklich ereignet. Man war nun sorgsam be-

dacht, auch fernerhin ein derartiges unerwünschtes Zusammentreffen zu vermeiden. Das diplomatische Korps wurde vom Könige nach Kassel entlassen; dabei vertraute er den Gesandten an: daß er in der nächsten Nacht, 2 Uhr, den Angriff des Feindes erwarte. „Ich werde", erklärte er ganz im napoleonischen Stile, „vor dem Feinde hermarschiren, das heißt: ich werde ihn in eine bereits ausgewählte Position zu locken suchen, wo ich mich dann gegen ihn wenden werde und wo ich drei Tage gegen 20,000 ja gegen 30,000 Mann Stand halten kann."

Die gesamten österreichisch-braunschweigischen Truppen ihm gegenüber betrugen 10,000 Mann.

Zum Glück für seinen Feldherrnruf sollte er vor diese Probe nicht gestellt werden. Er marschirte unbehelligt nach Weimar und Erfurt, dort erhielt er die Nachricht des mit Oesterreich abgeschlossenen Waffenstillstandes. Schon am 19 Juli zog er wieder in Kassel ein und erstattete von dort seinem kaiserlichen Bruder über den Ausgang seines „Feldzuges in Sachsen und Franken" schriftlichen Bericht.

Napoleon war selbstverständlich mit der Führung des X Korps höchst unzufrieden, was er seinem Bruder durchaus nicht vorenthielt. Der Schluß der Komödie war dann der Marsch des Herzogs von Braunschweig über Halle, Braunschweig, Hannover und Bremen nach Elsfleth.

Im Oktober 1810 wurde Fritz Ompteda Siméons Nachfolger. Seine Berichte machen einen, soweit der Gegenstand selbst es gestattet, wohlthuenden Eindruck. Sie sind in vortrefflichem Französisch einsichtig und geschäftsmäßig gehalten, ohne Gunst und Haß; die Urteile beruhen auf dem kühlen Wohlwollen des erfahrenen Weltmannes, die Artigkeiten für den allerhöchsten Herrn sind geschmackvoll gemäßigt. Fritz betrieb den übernommenen Dienst, dessen Kleinlichkeit ihm nicht entging, mit pflichtmäßigem kühlen Fleiße aber stets ohne drängenden Eifer der außer Verhältnis mit seiner unbedeutenden Aufgabe gestanden hätte; mit einem Worte: als gentleman. Das Feld, das er zu beackern hatte, war ihm wohl vertraut. Den Großherzog von Frankfurt kannte er aus Regensburg; in Frankfurt hatte er gelebt; ebenso in Darmstadt als häufiger Gast seiner Schwester Riedesel.

Im November 1810 überreichte er dem Fürsten Primas in Aschaffenburg sein Beglaubigungsschreiben. Sein erster Bericht beweist sofort: wie ganz anders als Linden er seine vermittelnde Stellung zwischen den beiden Höfen auffaßte.

Er rühmt die gnädige Aufnahme, wozu auch beitrug daß „meine Familie dem Großherzoge schon seit langer Zeit aus Regensburg bekannt war. Seine königliche Hoheit sprach mit Bewunderung über den väterlichen Schutz, den der König den Wissenschaften gewährt, und über die Weisheit seiner Regierung, der der öffentliche Unterricht und die gelehrten Anstalten schon soviel Dank schulden."

Alsbald kam der neue Gesandte auch mit der berüchtigten Kriegsführung Napoleons gegen den englischen Handel in Berührung: dem Kontinentalsystem. Dessen Entwickelung war, in der Kürze, folgende:

Das Berliner Dekret, vom 21 November 1806, hatte die britischen Inseln in Blokadezustand erklärt, ihnen jeden Verkehr mit dem Festlande abgeschnitten, Konfiskation alles englischen Eigentums, Verhaftung aller englischen Unterthanen angeordnet, „da England die, von allen gesitteten Völkern angenommenen Grundsätze des Völkerrechts zur See nicht anerkenne, auf friedliche Kauffahrer und Handelsschiffe das Kriegsrecht anwende wie gegen bewaffnete Feinde, und gegen offene Städte das Blokaderecht misbrauche."

England erwiderte mit der schärfsten Blokade aller Häfen, von denen die englische Flagge ausgeschlossen war. Neutrale Schiffe, die dorthin handeln wollten, mußten zuvor einen englischen Hafen anlaufen und eine beträchtliche Abgabe vom Werte der Ladung zahlen.

Das Mailänder Dekret Napoleons, vom 17 Dezember 1807, erklärte jedes Schiff, das sich dieser Anordnung unterwarf, für ein englisches.

Diesem „System" Napoleons waren sämtliche Staaten des Kontinents, soweit er ihn beherrschte, unterworfen; auch Rußland (1807) und Schweden (1810) hatten sich fügen müssen.

Den Waren dieser Staaten war jedoch Frankreich nicht weniger verschlossen; dagegen wurden ihre eigenen Gebiete mit französischen

Artikeln überschwemmt. Die Lücke in ihrem guten Willen zur Ausführung des Systems sollte durch ein Heer von Zollwächtern ausgefüllt werden. Diesen gegenüber nahm der Schmuggel, nach Deutschland hinein, hauptsächlich von Helgoland*) aus einen großartigen Aufschwung.

Darüber berichtet der dänische Ministerresident Rist aus Hamburg, 1808 und 1809:

„Neben schonungslosester Härte lief die Bestechlichkeit der französischen Beamten her. Douaniers und Gesandtschaften betrogen das Publikum und den Kaiser gleichzeitig. Der Direktor der Douanen in Hamburg, Herr Eudel . . kehrte als reicher Mann nach Frankreich zurück. . . Jedoch waren das nur erste Versuche. . . Viel zuversichtlicher stahl der französische Gesandte Bourienne; er hat durch seine Geschäfte mit dem Handel Millionen gesammelt. Ein Theil der Beute wanderte nach Paris in die Hände hoher Helfershelfer. Vielleicht war dort der Kaiser der einzige nicht Bestochene." . . . Von der Weser wird berichtet: „Wenn jemand englische Waaren von See nach Bremen schaffen wollte, zeigte er dem dortigen französischen Konsul an: die Güter seien nicht englischen Ursprungs. Dann wurde das Certificat ausgestellt, aber es kostete ein schweres Stück Geld. Der Konsul wurde rasch ein reicher Mann."

Nun gestattete Napoleon selbst eine merkwürdige Ausnahme von seinem eigenen Verbote. Die Engländer hatten die Einfuhr der ihnen unentbehrlichsten Bedürfnisse: Getreide, Holz, Theer, Hanf gestattet. Darauf hin stellte der Kaiser Lizenzen aus, zur Ausfuhr von Holz, Getreide, Wein, Seide, und zur Einfuhr gewisser Artikel, deren die französische Industrie bedurfte: Indigo, Cochenille, Felle und ähnliches. Mit diesen Lizenzen trieb nun er selbst, seine Familie und andere Begünstigte ein einträgliches Geschäft in der Einfuhr von Kolonialwaren und englischen Fabrikaten. Rist sagt darüber: „die Lizenzen führten aber auch in des Kaisers Chatoulle enorme Beträge. Dieses war der geheime Zweck des Sperrsystems: — — außerordentliche Einnahmen für den unersättlichen Schlund der französischen Ver-

*) Ein anschauliches Bild dieser Zustände findet sich in dem Buche: „Ein hannoversch-englischer Offizier." S. 200—206.

waltung. Der Kaiser hatte das Monopol des gesammten auswärtigen Handels." Der Schleichhandel stieg und England wurde zwar belästigt aber nicht wesentlich geschädigt.

Napoleon geriet deshalb auf eine neue Auskunft. Durch den Zolltarif von Trianon, 15 August 1810, ließ er Kolonialwaren gegen einen sehr hohen Eingangszoll zu, etwa 50 Prozente des Wertes. Nur die englischen Manufakturen sollten unerbittlich ausgeschlossen bleiben. Gleichzeitig sollten alle schon eingeführten Kolonialwaren nachversteuert oder, wenn sie ohne Lizenz eingeführt waren, konfiszirt werden. Die französischen Truppen gaben überall dieser Maßregel den erforderlichen Nachdruck. Der französische Staatsschatz löste aus den ermittelten Vorräten von Kolonialwaren gegen 120 Millionen Mark. Dadurch stieg in Frankfurt der Preis des Pfundes Kaffee oder Zuckers auf etwa 5 Mark. Alle britischen Manufakturen, insbesondere Baumwollenwaren, wurden gleichzeitig konfiszirt und verbrannt.

Besonders in den Rheinbundsgebieten wurden diese neuen Gesetze mit Eifer vollzogen. In Frankfurt war der richtige Mann: Davoust, einer der erbarmungslosesten Schergen des „Systems" und der französischen Verwaltung überhaupt, angewiesen den Großherzog bei dem Geschäfte „zu unterstützen". Seit Anfang November loderten die Scheiterhaufen. Bei dieser, fast einzigen, Gelegenheit ließ sich endlich einmal der Rheinbund als solcher vernehmen. Dalberg verkündete, angeblich „im Namen des Fürstenkollegiums", daß die Befehle des Protektors überall eifrig ausgeführt würden.

Bericht Nr. 3, vom 27 November 1810: „Die konfiszirten englischen Fabrikwaren sind in Frankfurt öffentlich verbrannt. Dieses Verfahren hat bereits dreimal stattgefunden; ein viertes Mal steht noch bevor. Man verfährt dabei mit dem Anscheine großer Sorgsamkeit und Billigkeit; alle Artikel werden ausgepackt, auseinander genommen und Stück für Stück verbrannt. Die dem Scheiterhaufen verfallenen Waaren sind auf 850,000 Francs (680,000 Mark) geschätzt. Diese von der Regierung veröffentliche Zahl erscheint mir indessen nicht ganz genau; man darf annehmen daß am ersten Tage, wo für 250,000 Francs (200,000 Mark) verbrannt sein soll, der Wert nicht ganz 24,000 Gulden (etwa 41,000 Mark) betrug. Im

ersten Augenblick der Beschlagnahme und allgemeinen Verblüffung sind von den Kaufleuten selbst verschiedene Waren als englische angegeben die es in Wirklichkeit nicht waren. Die Täuschung, die man sich bis dahin erlaubt hat: einem kontinentalen Fabrikate englischen Namen und Etikette zu geben, um dasselbe teurer zu verkaufen, wird wohl jenen Irrtum verursacht haben. Der General Friant (Davoust's Vertreter in Frankfurt) hat eine Berichtigung zugelassen, indem alle konfiszirten Waaren zweifelhaften Ursprungs nochmals geprüft wurden, worauf dann ein sehr beträchtlicher Theil den Eigentümern zurückgegeben ist."

Bericht Nr. 14, vom 22 März 1811: „Die Steuern auf Kolonialwaaren sind abermals erhöhet; man nimmt an: für Frankfurt um 1½ Millionen Francs (1,2 Millionen Mark). So groß auch dieser Verlust erscheint, so würde dennoch der Handel, an Gewinn und Verlust gewöhnt, ihn bald wieder einbringen, wenn nicht zu diesen außerordentlichen Schlägen noch unmäßige Lasten träten, die die Großherzoglich Frankfurt'sche Regierung ganz kürzlich aufgebürdet hat. Man hat die neuen Steuern nach den in Frankreich geltenden Grundsätzen angelegt, daneben aber bleiben die alten bestehen. Umsonst beschweren sich die Unterthanen gegen das Gesetz über die Enrégistrements (Eintragung der Gewerbspatente und Umschreibung der Grundstücke) und über die Stempelsteuer, die jüngst in Wirksamkeit gesetzt sind. Das neue frankfurter Aushebungsgesetz ist strenger als das französische. Die Unzufriedenheit ist sehr groß; man verlangt laut den Anschluß der Stadt Frankfurt an Frankreich. Es ist bedauerlich zu sehen daß der hiesige Souverain, der so viele ausgezeichnete Eigenschaften besitzt, sich über die Mittel zu täuschen scheint um sich seine Unterthanen günstig zu stimmen."

Der neue Großherzog hatte beim Regierungsantritte, im August 1810, wie üblich eine Verfassung „nach dem Vorbilde Westphalens" versprochen mit einer Ständeversammlung von zwanzig Mitgliedern. Daneben wurde eine Organisation der Verwaltung nach französischem Muster eingeführt. Durch ein Dekret vom 10 Oktober 1810 wurden „auf Begehren des Kaisers Napoleon" alle politischen Zeitungen unterdrückt. An ihre Stelle trat ein einziges offizielles Blatt, dessen

Redakteur der Polizeiminister ernannte. Schon im Juni 1809 hatte der „weiland deutschtümelnde Enthusiast" Dalberg alle politischen Gespräche an öffentlichen Orten untersagt.

Das „Sprechen" war jedoch den freien Frankfurtern damals ebenso wenig abzugewöhnen als später. Im Bericht Nr. 7, vom 29 Dezember 1810, heißt es bei Gelegenheit der Inkorporation der Hansestädte in das Kaiserreich:

„Es wäre ebenso schwierig als unangebracht, hier alle die Gerüchte zu wiederholen, die über diesen Gegenstand in Frankfurt aufgetaucht sind, in einer Stadt die mit Fremden jeder Gattung gefüllt ist und die sich von jeher durch die Neigung ihrer Bewohner ausgezeichnet hat, unverbürgte Neuigkeiten zu verbreiten, oder richtiger: zu fabriziren." Später: „Es ist schwer sich vorzustellen, welchen Ueberfluß Frankfurt an falschen Nachrichten hat."

Hie und da spürt man den Schalk hinter der ernsten Maske des Dienstes: Bericht Nr. 14, vom 22 März 1811: „Ueberall in den konföderirten Staaten herrscht die größte Spannung wegen der erwarteten Niederkunft Ihrer Majestät der Kaiserin Marie Luise. In Mainz gerieth dieser Tage das Artillerie-Laboratorium in Brand. Es erfolgten heftige Detonationen. Die vorbereiteten, daher sehr aufmerksamen Türmer der dortigen Kirchen hielten diese Kanonenschläge für Freudensalven und stimmten ein fröhliches Geläut aller Glocken an." — Nach der Geburt des Königs von Rom (20 März 1811) wurden in Frankfurt große Freudenfeste in Szene gesetzt. Der Bericht Nr. 16, vom 4 März 1811, bezeugt „die freudige Stimmung in der Stadt, erhöht durch den Abmarsch der Steuer-Exekutionstruppen und durch Erlaß von 500,000 Francs an den noch rückständigen 1½ Millionen Nachsteuern."

Sehr friedlich fast idyllisch klingen, im Vergleiche hierzu, die Berichte aus dem stillen Darmstadt: Bericht Nr. 8, vom 7 Januar 1811:

„Es ist wirklich sehr schwierig, sich hier Neuigkeiten zu verschaffen; ich bitte Sie also, Herr Graf (Fürstenstein), die Magerkeit meiner Berichte entschuldigen zu wollen. Man lebt in Darmstadt viel zu verständig, als sich um das zu bekümmern was in der übrigen Welt

vor sich geht. Namentlich in dieser Jahreszeit ist man dort völlig isolirt. Es giebt nichts einförmigeres als die Lebensweise in hiesiger Stadt. Den Hof sieht man wenig; Fremde sehr selten; und da das diplomatische Korps nur aus Seiner Majestät Gesandten und dem französischen Geschäftsträger (Helflinger) besteht, so hat es mit dem Austausche der Nachrichten zwischen uns beiden bald ein Ende."

Im Laufe des Jahres wurde dieses Korps durch den baierischen Gesandten, Oberst von Sulzer, verstärkt. Sein Auftreten hätte die schönste Gelegenheit zu einem Rangstreite zwischen Baiern und Westphalen geben können, allein Ompteda beugte dem Ausbruche vor.

Bericht Nr. 25, vom 17 August 1811: „Der baierische Vertreter hat den Rang vor mir in Anspruch genommen. Ich bin zwar persönlich in Beziehung auf den Rang der Diplomaten in der Gesellschaft für das Prinzip des pêle-mêle." (Wohl eine Regensburger Erinnerung.) „Im vorliegenden Falle hat allerdings dessen Anwendung ihre besonderen Schwierigkeiten, da außer Frankreich (das stets den Vorrang hat) nur Baiern und Westphalen hier vertreten sind. Ich will es indessen versuchen."

Eine unerfreuliche Unterbrechung dieses Stilllebens erfuhr Fritz Ompteda durch einen abermaligen harten Podagraanfall im April 1811, der ihn im Sommer längere Zeit nach Baden-Baden führte.

Im Frühlinge des Jahres 1811 beginnen bereits die Gerüchte über französisch-russische Spannungen durch Frankfurt zu schwirren.

Das enge Freundschaftsband, womit Napoleons Schlauheit den schwachen und eiteln Kaiser Alexander in Tilsit gefangen hatte, war bereits in Erfurt gelockert worden. Zunächst hatte Napoleons Spiel mit Polen die Unzufriedenheit der Russen erregt. Dann folgten die Reunionen in Deutschland Holland und Italien nach dem Wiener Frieden, Hannovers Vereinigung mit Westphalen, das Dalberg'sche Großherzogtum Frankfurt auf Lebenszeit mit dem Nachfolger Eugen Beauharnais. Vor allem aber drückte die Kontinentalsperre auf den Handel und die Finanzen Rußlands. Das erste thatsächliche Zeichen der beginnenden Widerspenstigkeit war, im Jahre 1810, ein neuer russischer Schutzzolltarif, der auch Frankreichs Seiden und Spitzen ausschloß, dessen Weine schwer belastete.

Am Schlusse des Jahres 1810 erfolgte dann der große imperatorische Gewaltstrich über die Karte von Norddeutschland, durch den auch das Herzogtum Oldenburg in die France extérieure aufging. Die Form worin diese Beraubung in Petersburg mitgeteilt wurde, war sehr bezeichnend: nachträglich und fast beiläufig, als ob es sich um einen unerheblichen Austausch handele; daneben wurde Erfurt mit Umgegend als Entschädigung in Aussicht gestellt. Das traf den Kaiser Alexander wie eine Beschimpfung seines Hauses. Nun warf man sich auf beiden Seiten feindselige Schritte vor, man beteuerte dabei aber die eigene Friedfertigkeit. Ueber den russischen Zolltarif, nach dem französische Waren ebenso verbrannt wurden wie englische, sagte Napoleon im vertrauten Kreise: „Seit ich diesen Ukas kenne, habe ich eine neue Aushebung gemacht, und das kostet mich hundert Millionen mehr.“ Er hatte sich bereits an den Gedanken eines Bruches mit Rußland gewöhnt, seine Leidenschaft für den Krieg war zu mächtig geworden um dieser Anreizung widerstehen zu können. Auch die Rheinbündler mußten rüsten und marschiren.

Der Bericht Nr. 17, vom 24 April 1811, sagt: „Kriegsgerüchte werden in Frankfurt verbreitet. Sie erregen Unruhe und Hoffnungen. Die Rheinbundstruppen marschiren nach dem Norden, die Baiern nach Danzig zum Schutze gegen eine englische Landung; ebenso das hessische Leibregiment; eine neue schwere Last für das Großherzogtum, denn dessen Truppen in Spanien erschöpfen schon die Finanzen;“ eine Entschädigung sei allerdings dadurch gegeben, „daß der Kaiser deren Haltung belobt habe.“

Westphälische Truppen, aus Spanien zurückkehrend, kamen um diese Zeit durch Frankfurt; ihr ausrückender Bestand war sehr stark „delabrirt“. „Man erwartet hier eine Coalition von Rußland England Schweden und Preußen. Der Herzog von Oels beunruhigt von neuem; er soll sich auf der großen englischen Flotte in der Nordsee befinden. Jedoch hat Seine Majestät der Kaiser diese übelwollenden Gerüchte dementiren lassen: ‚er bleibe dem durch den Frieden von Tilsit geheiligten Systeme treu‘.“

Bericht Nr. 19, vom 7 Mai 1811: „Man weiß in Frankfurt von einem förmlichen russischen Proteste gegen die Einverleibung des

Herzogtums Oldenburg. Ich kann die Nachricht nicht verbürgen: daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris (Maret Herzog von Bassano), als ihm der Fürst Kurakin diese Note überreichte, sich geweigert habe sie anzunehmen und dem Kaiser vorzulegen, weil der Stil zu kräftig und in Ausdrücken gefaßt sei, die notwendiger Weise den Krieg zwischen beiden Reichen hervorrufen müßten wenn der Kaiser davon offizielle Kenntnis erhielte. Jedoch sei die Sache damals noch ignorirt und hingehalten."

Indessen hatte Napoleon seinen Gefühlen gegen Rußland bereits im voraus einen deutlichen, nicht offiziellen Ausdruck gegeben. Schon als am 24 März der oberste Handelsrat ihm zur Geburt des Königs von Rom Glück wünschte, erfolgte aus dem kaiserlichen Munde ein stürmischer Ausbruch: „Mein Reich ist groß genug um innerhalb desselben einen ausgedehnten Handel zu treiben. Der Frieden mit England muß erzwungen werden. Wäre ich Heinrich IV oder Ludwig XIV so würde ich ihn auf den Knieen erbetteln. Aber ich bin der Nachfolger Karls des Großen. Ich habe Rußland nur deshalb den Frieden bewilligt weil der Kaiser Alexander mir versprochen hat: England zu bekriegen. Ich habe die Kraft des Elephanten; was ich berühre — zermalme ich. Ich weiß daß man sich in Paris über meine Maßregeln moquirt. Aber nehmen Sie sich in Acht. Ich habe ein Auge und ein Ohr in jedem pariser Salon. Geduld! Bald werden Sie sehen, daß meine Dekrete ihre Wirkung nicht verfehlt haben. Eine Milliarde habe ich aus dem Auslande herausgezogen. Ich wäre in Riga und Petersburg gewesen wenn der Kaiser Alexander mir nicht in Tilsit den Krieg gegen England versprochen hätte. — — Was ich nicht gethan habe kann ich noch thun."

Bericht Nr. 22, vom 13 Juni 1811: „Der Text der russischen Note ist in Frankfurt noch unbekannt. Ich schreibe das dem Umstande zu daß dort kein diplomatischer Vertreter Rußlands ist. Herr von Bethmann (früher Generalkonsul) ist nicht ersetzt seit er den russischen Dienst verlassen hat. Er giebt sich den Anschein, sich von allen Geschäften fern zu halten und sich den Wink zur Lehre dienen zu lassen, den er deshalb zu verschiedenen Malen (aus Paris) empfangen hat. Man weiß jedoch daß er dem russischen Interesse

fortdauernd sehr ergeben ist und dringend wünscht, wiederum unter den Diplomaten und Staatsmännern zu figuriren. Seine Majestät der Kaiser und König ist sehr stark gegen ihn verstimmt."

Simon Moritz von Bethmann, geboren 1768, stammte aus einer Patrizierfamilie Goslars. Sein Vater war aus Mainz nach Frankfurt eingewandert; dort war das Bankhaus im Jahre 1770 schon eines der ersten. Simon Moritz war 1791 Bürgermeister der freien Reichsstadt, später russischer Staatsrat und Generalkonsul beim Rheinbunde. Bei der Teilung Deuschlands in Paris, 1802, rettete er die geistlichen Güter im Bereiche der Stadt für diese. Während des Großherzogtums Frankfurt war er Mitglied der Oberschulinspektion und brachte für die Unterrichtsanstalten seiner Vaterstadt große Geldopfer; in seinem Testamente hinterließ er für Schulen 40,000 Gulden. Danneckers berühmte Ariadne kaufte er 1814. In dem Landhause wo sie jetzt bewundert wird, wohnte Napoleon auf seinem Rückzuge am 31 Oktober 1813.

Die hauptsächliche Quelle für Omptedas Berichte war ohne Zweifel der französische Gesandte in Frankfurt, General Hédouville, ein Mann von guter Erziehung aus der alten französischen Schule. Er besuchte auch den kleinen Kollegen, mit dem Grafen und der Gräfin Tascher (geborenen Prinzessin von der Leyen, Dalbergs Nichte) freundschaftlich in Darmstadt, von wo aus die Berichte wiederholt über „Hungersnot an politischen Nachrichten und vollständige Unfruchtbarkeit an Ereignissen" klagen. Nur die Knebelung des Verkehrs wurde selbst im idyllischen Darmstadt empfunden, insbesondere im Bezuge der französischen Weine, die vom frankfurter Markte fast abgesperrt waren. Der gesamte Versand nach dem Norden Deutschlands, und darüber hinaus, durfte nur über Wesel gehen.

Auch der Souverain von Frankfurt taucht in den Berichten während des Sommers nochmals auf in Verbindung mit einem neuen, aus selbstüberschätzender Phantasie geborenen Projekte. Napoleon hatte, im Verlaufe seines Kampfes mit dem Papste Pius VII, durch ein Dekret aus dem Feldlager vor Wien, vom 17 Mai 1809, den ganzen Kirchenstaat mit dem Kaiserreiche vereinigt.

Aber auch in dieser Prüfung stand der länderlose Papst fester und

mächtiger da, als zur Zeit wo er sich auf seine gebrechliche weltliche Landesherrschaft zu stützen suchte. Pius VII beantwortete den Gewaltstreich mit einer Bannbulle gegen den Imperator. Nun setzte dieser seinen Gegner in Savona gefangen. Aber der Zwiespalt verbreitete sich wirksam durch die ganze Kirche. Ihn zu schlichten berief Napoleon ein „Nationalkonzil" nach Paris. Hier jedoch hatte die Sache des Papstes die Oberhand und das Konzil wurde in Ungnaden entlassen. Auch Dalberg hatte sich auf demselben eingefunden, selbstverständlich als Imperialist. Zwischendurch war er auf kurze Zeit nach Frankfurt zurückgekehrt. „Der Großherzog wolle jedoch" — berichtet Nr. 25 vom 17 August 1811 — „wieder nach Paris aufbrechen um dort zur Würde eines ‚Patriarchen des deutschen Bundes' erhoben zu werden." — Nach dem Zusammenhange ist die Nachricht völlig ernst gemeint, nicht etwa ein unehrerbietiger Scherz auf Kosten des ehrwürdigen Kirchenfürsten und Souverains. Natürlich gelang die Sache nicht. Der Großherzog war sehr verstimmt und klagte, als im Herbste 1811 die Rüstungen sich immermehr verstärkten, melancholisch „über den traurigen Zustand seiner Finanzen".

Die Zeugnisse über die Zustände im Rheinbunde und den anliegenden ähnlich geknechteten Ländern sind unzählig. Hier mögen drei folgen, da sie von Männern bekannten Namens herrühren:

Varnhagen lebte während dieser Jahre in Tübingen. Er schrieb 1809 an den Buchhändler Reimer in Berlin: „Mehr als alles andere aber bringt mich zur Verzweiflung, mich in einem solchen Staate zu fühlen, wie dieser ist. — — Ein gänzlich ruinirtes zerquältes, sonst in freier Verfassung wohlhabendes und freies Volk! Was Preußen abwirft an veralteter Verfassung wird hier begierig eingeführt und ist hier fürchterlicher weil es nicht die Milde bei sich hat, die in Preußen alles dadurch bekam daß es doch dort, wo es in früherer Zeit seine jungen Kräfte zum Fördernis des Ganzen regte, alt geworden; hie kömmt es alt zur Welt!"

„Das Land seufzt. Der Kronprinz ist allgemein geliebt, (er findet Gefallen an Fichtes Reden), aber er findet vielleicht nichts mehr zu bessern, wenn er an die Regierung kommt. Man haßt die Franzosen in den Tod, liebt aber die Preußen auch nicht; ein verbissenes Gefühl

eigenen Unglücks scheint vorzüglich die Ursache des letzteren. Der König zahlt noch alljährlich ungeheure Summen die heimlich stipulirt waren — sagt man — an Frankreich; übrigens ist sein Grundsatz: die Einkünfte müßten sich nach den Ausgaben richten. Ich mag die zahllosen Einzelheiten nicht niederschreiben, die erst das rechte Bild gäben. Bricht eine verruchte Hand, wie bisher hier geschehen soll, diesen Brief auf und liest ihn bis hieher (was aber nicht wahrscheinlich) so käme ich ohne dies schon auf den Asperg, wenn ich nicht ein Franzose wäre. (Varnhagen war aus Düsseldorf.) Hier ist gar keine Seite in dem kleinen Königreiche die erfreuen könnte; der Conscription ist alles unterworfen, aber auch dem Hunger und den Prügeln." . . .

Diese nur schüchtern angedeuteten Klagen bezogen sich auf das unsinnige grausame und abscheuliche Regiment des ersten Königs von Württemberg, des dicken Friedrich. Er erwarb, wie bereits erzählt, 1803 den Kurhut und große Gebietsvermehrung durch schwere Bestechung Talleyrands und seiner Untermänner. Als der neue König und Napoleons Verbündeter nun 1805 Truppen stellen sollte und über seine schwierigen Landstände klagte, gab ihm der Kaiser den Rat: „Chassez les bougres!" Das Wort wirkte auf Friedrich als eine Erleuchtung; es wurde fortan sein leitender Regierungsgrundsatz. Vermöge seiner neuen „vollen Souverainetät" jagte er die Landstände auseinander und führte von da an, gegen seine früheren feierlichen Versicherungen, bei seinen alten wie neuen Unterthanen die napoleonische absolute Regierungsform in ungeschicktester tyrannischer Uebertreibung durch. Persönliche Freiheit Ehre Eigentum gab es für ihn nicht mehr. Zur Qual seiner Bauern litt er auch am Jagdwahnsinn. Selbstverständlich waren seine ausführenden Minister größtenteils und seine jungen Günstlinge sämtlich seiner würdig. Als richtiger Emporkömmling hatte er es in seinem Hochmute hauptsächlich darauf abgesehen, die ihm zugefallenen Mediatisirten zu knechten und zu beschimpfen. Dabei verachtete er im Grunde Napoleon als „Parvenü". In Erfurt, im Parterre der Könige, hatte er den Heldenmut: den Hut zuerst aufzusetzen. Dabei war er ein Mann von Weltverstand, treffendem Urteile und guten Kenntnissen; aber sein Leben in Rußland, am Hofe der Kaiserin Katharine, hatte alle

schlechten Keime in ihm entwickelt. „Er sagte nie etwas Unvernünftiges und that nie etwas Vernünftiges.“ Auf dem wiener Kongresse wurden dem absoluten Herrscher einige Einschränkungen aufgedrängt; er erließ dann eine Scheinverfassung, die später zu vielen Kämpfen mit den Ständen führte; er starb 1816 den Tod des Schlemmers, den ihm der Minister Stein schon 1813 vorhergesagt hatte. Sein ältester Sohn, der spätere ausgezeichnete König Wilhelm I, hatte sich der Tyrannei und den Wutausbrüchen des Vaters auf Jahre lang durch die Flucht entzogen. Ebenso sein jüngerer Sohn, Herzog Paul, der jede Gelegenheit ergriff um gegen Napoleon zu fechten.

Es möge nun eine Stimme aus dem ehemaligen Preußen, jetzt Westphalen, hier laut werden:

Henrik Steffens, damals Professor der Mineralogie in Halle, schrieb 1811 an Reimer:

— — — „Daß meine Lage elend und erbärmlich ist, kannst Du wohl denken; eigentlich in allen Ecken so morsch und kümmerlich daß ich Gott danke wenn sie nicht ganz zusammen stürzt. — Ich bin unter anderem fast unglaublich arm. — — In der letzten Zeit haben öffentliche Abgaben fast ein viertel meiner Einkünfte, wenigstens für einige Monate, erfordert; — — meine Gläubiger haben drohend das übrige haben wollen. — — Jetzt leiht mir der König noch hundert Thaler ab. — — Ich versage mir jeden Genuß, habe Monate lang fast elend gelebt. — — Daher will ich auch meine Kartensammlung verkaufen.“ — — —

Eine andere Sprache als diese wehmütigen leidsamen Rheinbündler, die später allerdings thatkräftige Kämpfer wurden, redet der tötliche Hannibalshaß Heinrichs von Kleist, in seinem: „Katechismus der Deutschen abgefaßt nach dem Spanischen,*) für Kinder und Alte. In sechzehn Kapiteln.“ Der Aufsatz wurde etwa 1809 verfaßt, selbstverständlich zu jener Zeit nicht gedruckt und ist auf die Nachwelt nur in fragmentarischen Abschriften gekommen.

Von der Gesinnung und dem Tone des leidenschaftlichen altpreußischen Patrioten möge ein Auszug aus dem „Siebenten Kapitel: Von der Bewunderung Napoleons“ Zeugnis ablegen.

*) Anspielung auf den spanischen Aufstand von 1808.

Frage. Was hältst Du von Napoleon, dem Korsen, dem berühmtesten Kaiser der Franzosen? . . .

Antwort. Für einen verabscheuungswürdigen Menschen, für den Anfang alles Bösen und das Ende alles Guten; für einen Sünder den anzuklagen die Sprache der Menschen nicht hinreicht und den Engeln einst am jüngsten Tage der Odem vergehen wird. . . .

Frage. Wie sollst Du ihn Dir vorstellen?

Antwort. Als einen der Hölle entstiegenen Vatermörder, der herumschleicht in dem Tempel der Natur und an allen Säulen rüttelt, auf welchen er gebaut ist.

Frage. Wann hast Du dies im Stillen für Dich wiederholt?

Antwort. Gestern Abend als ich zu Bette ging und heute Morgen als ich aufstand.

Frage. Und wann wirst Du es wiederholen?

Antwort. Heute Abend wenn ich zu Bette gehe, und morgen früh wenn ich aufstehe.

Frage. Gleichwohl, sagt man, soll er viel Tugenden besitzen. Das Geschäft der Unterjochung der Erde soll er mit List Gewandtheit und Kühnheit vollziehen, und besonders an dem Tage der Schlacht ein großer Feldherr sein. . . .

Antwort. . . .; er ist es.

Frage. Meinst Du nicht, daß er um dieser Eigenschaften willen Bewunderung und Verehrung verdiene? . . .

Antwort. Das wäre ebenso feig als ob ich die Geschicklichkeit, die einem Menschen im Ringen beiwohnt, in dem Augenblick bewundern wollte wo er mich in den Koth wirft und mein Antlitz mit Füßen tritt.

Frage. Wer also unter den Deutschen mag ihn bewundern?

Antwort. Die robusten Feldherrn etwa und die Kenner der Kunst.

Frage. Und auch diese, wann mögen sie es erst thun?

Antwort. Wenn er vernichtet ist. — —

Im Anschlusse daran heißt es im „Achten Kapitel. Von der Erziehung der Deutschen“:

Frage. Was mag die Vorsehung wohl damit, mein Sohn, daß

sie die Deutschen so grimmig durch Napoleon, den Korsen aus ihrer Ruhe aufgeschreckt hat, bezweckt haben?

Antwort. Der Verstand der Deutschen, hast Du mir gesagt, habe durch einige scharfsinnige Lehrer einen Ueberwitz bekommen; sie reflectirten wo sie empfinden oder handeln sollten, meinten Alles durch ihren Witz bewerkstelligen zu können und gäben nichts mehr auf die alte geheimnisvolle Kraft der Herzen. ... Sie hingen mit unmäßiger und unedler Liebe an Geld und Gut. ... Darum ist wohl das Elend über sie gekommen. ...

Frage. Und welches sind die höchsten Güter der Menschen?

Antwort. Gott, Vaterland, Kaiser, Freiheit, Liebe und Treue, Schönheit, Wissenschaft und Kunst. —

Auch den eigensten Vasallen des allmächtigen Protektors wurde im Laufe des Winters 1811 auf 1812 ihre Lage mehr und mehr unheimlich. Selbst der frivole König Jerome, der sonst alle Verweise aus Paris ruhig einsteckte, warnte seinen Bruder. „Die Gährung", so schrieb er ihm, „ist auf dem höchsten Gipfel; die thörichtsten Hoffnungen werden gehegt und mit Begeisterung gepflegt; man stellt sich das Beispiel Spaniens vor Augen, und wenn der Krieg ausbricht wird das ganze Land zwischen Rhein und Oder der Herd eines gewaltigen Aufstandes sein. Die mächtige Ursache dieser Bewegungen ist nicht allein der Haß gegen die Franzosen und die Ungeduld, das fremde Joch zu tragen. Sie liegt noch stärker im Unglück der Zeiten, im Ruin aller Klassen, in der Ueberbürdung mit Auflagen Kriegssteuern Unterhalt der Truppen, in Durchmärschen und Quälereien aller Art die sich ohne Unterlaß wiederholen. Die Verzweiflung der Völker ist zu fürchten die nichts mehr zu verlieren haben."

Napoleon jedoch schätzte, nach französischer und persönlicher Auffassung, die sittlichen Hebel des Widerstandes im ideologischen Deutschland viel zu schwach um auf den Bruder zu hören. „Man achtet und scheut dort", urteilte Görres, „keine andere Opposition als die materielle; man hat gar keinen Begriff davon daß in Deutschland noch eine andere Widerstandskraft lebt."

So trat Europa in schwüler Spannung das Jahr 1812 an. Leider sind Omptedas Berichte aus diesem Jahre nicht erhalten. Wir

erfahren daher über seine Bewegungen und Begegnungen nur aus seinem sorgfältig aber sehr kurz geführten Tagebuche. Im Mai war er in Aschaffenburg, der Residenz Dalbergs, den der Kaiser auf seiner Reise nach Dresden und zur großen Armee am 13 Mai mit seinem Besuche beehrte. Der Rheinbund stellte dazu: 110,000 Mann. Baiern: 25,000; Westphalen: 25,000; Sachsen: 17,000; mit Polen: 60,000 Mann. Ferner Preußen: 20,000; Oesterreich: 30,000 Mann.

König Jerome war auf seinen drängenden Wunsch mit dem Oberbefehle des rechten Flügels der großen Armee betraut; 80,000 Mann, darunter 23,000 Westphalen Sachsen und Polen. Die Truppe war gut, die Intendantur schlecht, das Hauptquartier diesesmal rein militärisch zusammengesetzt. Trotzdem erregten dessen Leistungen den gerechtesten Unwillen des Kaisers. Er ließ dem königlichen Bruder am 5 Juli durch Berthier schreiben: „daß es unmöglich sei schlechter vorzugehen als Jerome es gethan habe; daß der ganze Vorteil der Unternehmungen des Kaisers und die schönste Gelegenheit, einen entscheidenden Schlag zu führen, durch Jeromes Schuld vereitelt sei.“ Zugleich erhielt Davoust eine geheime Ordre: sein Korps mit dem des Königs zu vereinigen und alsdann den Oberbefehl zu übernehmen. Davoust, stets ein Gegner Jeromes, führte diesen Befehl in der möglichst verletzenden Weise aus. Jerome reichte sofort seine Entlassung ein; am 12 August zog er mit seiner Garde dü Korps wieder in Kassel ein. Der Moniteur verkündete: „daß die Gesundheit Sr. Majestät durch die Unbeständigkeiten des Klimas gelitten hätte, was die allerhöchste Rückkehr notwendig gemacht habe.“ — Die „Westphälinger“ hatten sich überall vorzüglich geschlagen, namentlich an der Moskwa unter Jünot ausgezeichnet; sie teilten den allgemeinen Untergang. Der Kaiser strafte seinen Bruder mit völliger Nichtachtung bis zum 23 Dezember 1812. Dann frug er an: was Jerome inzwischen zur Ergänzung seiner Cadres, der Kavallerie und Artillerie gethan habe? Denn „von der westphälischen Armee existirt nichts mehr bei der großen Armee“. Im Januar hatten sich von den 500,000 Mann der „großen Armee“ an der Weichsel wieder gesammelt: 20,000! Von den Westphälingern kamen 280 Offiziere und 2000 Mann in die Heimat zurück. Um sich zu trösten hatte Jerome bald nach seiner

Rückkehr einen Ausflug nach dem Meißner, „dem Montblanc Westphalens" wie die Königin ihn nannte, in 214 Wagen gemacht. Dann fuhr er auf der Fulda in Booten nach Münden, weiter die Weser hinab, besuchte seinen Großalmosenier den Bischof Wendt in dessen Residenz Corvey, besichtigte Hameln und zeigte sich endlich den getreuen Braunschweigern. Dem Ernste der Zeit suchte man durch ernsthafte Unterhaltungen zu entsprechen. Am 1 Oktober wurde das neue Lyceum eingeweiht. Leist, Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts, ließ sich in der Festrede vernehmen: „es solle der Unterricht von Oberflächlichkeit und Vielwisserei zum Ernst und zur Gründlichkeit zurückgeführt werden." Der Herr Professor war, gelinde gesagt, ein großartiger Schönfärber.

Jeromes Unruhe trat im fortwährenden Wechsel der höchsten Beamten hervor wobei der, den allerhöchsten Wünschen allzeit willfährige Malchus mit größter und kältester Gewandtheit stetig nach oben glitt. Im November und Dezember meldete sich Ompteda in Kassel. Der Aufenthalt wurde abermals durch einen heftigen Anfall des alten Feindes Podagra gestört. Nach dem Tagebuche lebte der Hof damals still und zurückgezogen in Katharinenthal. Es war um die Zeit des 29sten Bülletins aus Molodeczno vom 3 Dezember.

Vierter Abschnitt.

1813.

Gesandtschaft in Wien bis zum Ende des Königreichs Westphalen.
Frühjahr bis Herbst 1813.

Als der Frühlingssturm von 1813 durch Deutschland brauste und das westphälische Kartenhaus erbeben machte, da fühlte man in Kassel, unter anderen, auch das Bedürfnis einer zuverlässigen urteilsfähigen und gewandten diplomatischen Vertretung am Hofe von Wien, wo der Ausschlag in dem beginnenden großen Ringkampfe lag. Der bisherige Gesandte Baron Schlotheim hatte sich dafür unzureichend erwiesen, wenn auch die besondere Gnade mit der seine Frau und er bei den westphälischen Majestäten bevorzugt waren, in den vorhergehenden ruhigen Jahren ausgereicht haben mochte, ihn auf seinem Posten zu halten. Fritz Ompteda hatte sich durch die Probe zu Frankfurt und Darmstadt bewährt. Der hessische Großherzog setzte dem üblichen offiziellen Abschiedszeugnisse des westphälischen Gesandten hinzu: „er war mir besonders zusagend durch die Gradheit seines Charakters und durch seine angenehmen Formen." Fritz wurde als Ablösung nach Wien geschickt, während sein dortiger Vorgänger sich in das Stillleben von Darmstadt zurückzog. Schlotheim wich nur ungern; in seiner üblen Laune bestand er darauf, die Konzepte seiner politischen Berichte mit sich fortzunehmen. So hatte der Nachfolger ganz frisch einzusetzen. Er fand jedoch einige Anknüpfung in dem Legationssekretär von der Malsburg*).

*) Ernst von der Malsburg, 1786 in Hanau geboren, diente als junger Mann während der westphälischen Zeit. Später war er kurhessischer Geschäftsträger in

Der erste Bericht, vom 10 März, giebt sofort ein allgemeines Bild der zeitigen Lage in Oesterreich, die der ehemalige wiener Lebemann rasch überschaut hatte:

„Ich habe Wien sehr verändert gefunden. Die Stadt hat einen großen Teil ihrer früheren Annehmlichkeiten eingebüßt; hauptsächlich wohl durch die ganz übermäßige Teuerung die herrscht." (Durch die Entwertung des Papiergeldes.) „Die Köpfe sind hier sehr erhitzt. Die öffentliche Meinung ist der Sache Frankreichs keineswegs günstig und steht im Widerstreite mit dem Systeme der Regierung, die an der Allianz festhalten zu wollen scheint."

„Drei Beamte, von denen der eine, der Baron Hormayr*), Direktor des kaiserlichen Hof- und Staatsarchivs ist, sind gestern arretirt und auf die Festung Olmütz gebracht. Sie sind Mitglieder einer geheimen Gesellschaft, die daran arbeitet den Aufstand zu nähren und die unter dem Namen: ‚Freunde der Tugend' bekannt ist. Man versichert, daß sie gegenwärtig bemüht waren, Unruhen in Bayern (Nordtyrol) und den benachbarten Landschaften zu erregen. — Man erzählt hier, daß der bekannte Baron von Stein im Sterben liegt."

„Stein war aus Kalisch nach Breslau gekommen um dort treibend für den Abschluß des Vertrages mit Rußland zu wirken. Der König Friedrich Wilhelm III war jedoch über Steins stürmische

Dresden; er schloß sich dort dem Tieckschen Kreise an, gab 1819 eine achtungswerte Uebersetzung von Schauspielen Calderons heraus, lebte dann auf seiner Besitzung Escheberg, wo Dichter und Schöngeister gastfreie Aufnahme fanden; er starb plötzlich im Jahre 1824.

*) Hormayr, ein geborner Tyroler, seit 1808 Direktor des Hofstaatsarchivs zu Wien, spielte eine hervorragende Rolle in der Organisation des tyroler Unabhängigkeitskampfes von 1809. Im Frühjahr 1813 wollte er die österreichische Regierung durch einen Aufstand in Tyrol zur Kriegserklärung fortreißen. Er wurde dafür auf die Festung Munkacs gebracht; zwar nur auf kurze Zeit, jedoch hat er das dem Fürsten Metternich nie verziehen. Nach dem Kriege wurde er 1816 Reichshistoriograph; 1828 ging er in bayerische Dienste. Von dort wurde er als Gesandter nach Hannover und den Hansestädten geschickt; 1847, nach dem Sturze des Ministers Abel, ward er Vorstand des Reichsarchivs zu München; er starb 1848. Er war ein fruchtbarer jedoch nicht immer zuverlässiger Schriftsteller, mit barockem geschmacklosem Kraftstil. Sein Hauptwerk: „Oesterreichischer Plutarch" enthält, in 20 Bänden, Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Viel gelesen wurde seine Schmähschrift: „Kaiser Franz und Metternich."

drängende Weise anscheinend verdrießlich geworden. Dadurch sah er sich vom Hofe gemieden und lag, von einem lebensgefährlichen Nervenfieber ergriffen, einsam und verlassen im Gasthofe zum ‚Goldenen Scepter‘. Nur wenig erprobte Freunde suchten ihn in seinem Hinterstübchen auf.“ So berichtet Häusser. Zu diesen Freunden gehörte der hannoversche Gesandte Ludwig Ompteda.*) Er erzählt in den „Erinnerungen aus meinem Leben“, wohl genauer als Häusser, da er mit Stein sehr vertraut war, der ihn später drängte: in den sogenannten „Deutschen Verwaltungsrat“ einzutreten: „Der Minister Stein und Herr von Anstetten kamen im Auftrage des russischen Kaisers aus Kalisch nach Breslau. Der König von Preußen genehmigte sofort den Entwurf zum Allianzvertrage, der dann in Breslau vom Staatskanzler Hardenberg und Anstetten, des folgenden Tages in Kalisch durch Kutusow und Scharnhorst förmlich unterzeichnet wurde. Stein hatte nicht mit unterzeichnet weil er, schon auf der Reise sehr unwohl, zwar den König einen Augenblick gesehen hatte dann aber heftig erkrankt war. Er litt an zurückgetretener Gicht und an einem maserartigen Hautausschlag. Sobald sein Zustand es erlaubte besuchte ich ihn; ich fand ihn auf seinem Krankenbette noch heftiger und reizbarer als gewöhnlich. Mit großer Lebhaftigkeit beschwerte er sich über die auffallende Kälte in dem Benehmen sowohl des Königs als des Staatskanzlers gegen ihn; letzteren hatte er noch gar nicht gesehen. Er that dies in Gegenwart von Hufeland der ihn behandelte, wahrscheinlich in der Erwartung daß dem Könige davon durch dessen Leibarzt Nachricht gegeben und dadurch eine Aenderung des Verhaltens gegen ihn bewirkt werden würde. Da ich die Ansichten Hardenbergs (des Staatskanzlers) genau kannte so war, nach meiner Meinung, eben jene Heftigkeit der Hauptgrund, warum der König sowohl als der Staatskanzler thunlichst vermieden mit Stein persönlich zusammen zu treffen. Es kam vielleicht hinzu, daß Steins Krankheit einen ansteckenden Charakter hatte.“

„Ueberhaupt“, schreibt etwas später Ludwig Ompteda an Münster, „haben mehrfache Erfahrungen mich belehrt, daß der Freiherr von Stein

---

*) Politischer Nachlaß III, 5. S. 3.

oft mehr Heftigkeit in seinen Aeußerungen als Kraft und Energie im Handeln zeigt. Er hat dies besonders bei seinem Betragen in Sachsen bewiesen, wo das Benehmen des Hofes und der Regierung zu strengeren Maßregeln in vollem Maße berechtigte. . . . Uebrigens darf ich . . . nochmals wiederholen, daß nach meiner persönlichen Kenntnis sowohl des sonst sehr achtungswerten Freiherrn von Stein als auch des von Seiten Preußens delegirten Geheimen Staatsrats von Schön, ich nicht sehr wünschen darf, als Mitglied in den ‚Deutschen Verwaltungsrat' zu treten." — Bekanntlich kam letzterer gar nicht zu der beabsichtigten oberleitenden Entwicklung.

Fritz Omptedas Bericht fährt, am 13 März, fort:

„Die Arretirungen der Beamten geschahen auf Verlangen Bayerns. Da verschiedene österreichische Unterthanen im Verdacht standen Mitglied der Gesellschaft ‚die Tugendfreunde' zu sein, so hatte man" (nach der Verhaftung von Justus Gruner, 1812) „von den Beamten der Archive und des auswärtigen Ministeriums das feierliche Versprechen verlangt, sich davon fern zu halten. Hormayr war diese Verpflichtung eingegangen die er jetzt gebrochen hat. Sein Mitschuldiger, der Dr. Schneider, ist derselbe der im Aufstande von Tyrol eine Rolle spielte. Die beiden Brüder der Kaiserin und der Erzherzog Johann stehen ebenfalls im Verdachte, Mitglieder der geheimen Gesellschaft zu sein. Von letzterem weiß man, daß er sich damit beschäftigt, Aufsätze im Sinne der Tugendfreunde zu verfassen."

Der „Tugendbund" existirte bekanntlich als solcher nur zwei Jahre lang, 1808 und 1809 in Königsberg. Er war unter dem Namen „Tugendverein" von 9 patriotischen Männern gebildet, auf Anregung des Professors Lehmann. Seine Verfassung war durch Kabinetsordre vom 30 März 1808 genehmigt. Am 31 Dezember wurde er, ebenfalls durch Kabinetsordre, „nach dem Wunsche mehrerer Mitglieder vollständig" wieder aufgelöst. Es war ein Verein zur Pflege vaterländischer Gesinnung; jede Einmischung in Politik oder Staatsverwaltung war untersagt. Stein stand dem Bunde fern; er nannte dessen Bestrebungen den „Zorn träumender Schaafe". Des Bundes Ideen und Zwecke: Wiederaufrichtung des Staats, Stärkung des Patriotismus, Reorganisation des Heerwesens lebten in

allen edlen Herzen fort wie in einer unsichtbaren Loge. Der Name „Tugendbund" blieb. Er wurde angewandt wenn französisch Gesinnte ihre Gegner verdächtigen wollten. Nach Oesterreich hin und besonders auf den engherzigen Kaiser Franz hatte diese, aus der Initiative der gebildeten Staatsbürger entsprungene Bewegung gewirkt wie ein demagogisches Schreckbild. Hierüber hat Ludwig Ompteda in seinen „Erinnerungen" überraschende eigene Erfahrungen niedergelegt: Zu Ende des Jahres 1811 war in Berlin beschlossen: den General Scharnhorst nach Wien zu schicken. Seine Aufträge wurden so geheim gehalten daß sie selbst dem preußischen Gesandten in Wien Wilhelm Humboldt verheimlicht blieben. Scharnhorst reiste dorthin unter dem Namen eines „Geheimrath Ackermann aus Schlesien". Er war an den hannoverschen Agenten Grafen Ernst Hardenberg gewiesen. Dieser, seit langen Jahren hannoverscher Gesandter in Wien, war 1809, als Oesterreich nach dem wiener Frieden allen Verbindungen mit England entsagen und den englischen Gesandten Sir Robert Adair fortschicken mußte, auf Metternichs besonderen Wunsch als geheimer hannoverscher Agent für die Beziehungen zu England in Wien geblieben, wie Ludwig Ompteda in Berlin. Ihre Berichte an Münster wurden den englischen Ministern vertraulich mitgeteilt; so kamen sie nicht in die Blaubücher.

Ernst Hardenberg war es gelungen, in Wien die mistrauische französische Geheim-Polizei zu täuschen. Dazu trug seine höchst originelle Persönlichkeit nicht wenig bei, die ihn mit allerlei Wunderlichkeiten ausgestattet erscheinen ließ. Seinen Ruf als lächerlicher Sonderling wußte er so klug zu benutzen, daß er darunter seine wichtige Rolle als Vermittler zwischen England und Oesterreich verbergen konnte.

Hardenberg schickte Scharnhorsts Korrespondenz chiffrirt an Ludwig Ompteda in Berlin. Dieser dechiffrirte die Berichte und stellte sie dem Staatskanzler Hardenberg zu. Wohl ein sehr seltsamer Gang. Nun ereignete sich Folgendes: Sobald Metternich von der beabsichtigten Sendung erfuhr suchte er sie zu hintertreiben: da Scharnhorst eine viel zu sehr hervortretende Persönlichkeit sei. „Der wahre Grund jedoch dieses Protestes ist" — schreibt der wiener Hardenberg

an Ludwig Ompteda — „die Rolle welche angeblich Scharnhorst in der Gesellschaft der Tugendfreunde gespielt haben soll, eine Sekte die der Kaiser persönlich verabscheut, wie jede politische Vereinigung die der Souverain nicht genehmigt hat. Man darf daher annehmen, daß Metternich im Auftrage des Kaisers protestirt hat, und er hat mir nicht verhehlt, daß er mit Scharnhorst nicht ebenso frei heraus würde sprechen können als mit Jacobi" (= Kloest, der kurz zuvor insgeheim in Wien gewesen war,) „auch nicht mit dem Vertrauen welches er in mich setze."

Ompteda erwiederte darauf an Hardenberg: „Es thut mir wirklich sehr leid, daß ein so aufgeklärter Staatsmann bis zu diesem Grade Vorurteile hegen kann, deren Quelle ich nur zu gut erkenne. Ich weiß nicht: ob der sogenannte Tugendbund existirt oder nicht? Wenn Sie mich um meine Meinung fragen, so erkläre ich: daß ich es nicht glaube. Die Gesellschaft, welche unter diesem Namen existirt hat, ist vor einigen Jahren aufgelöst als der König noch in Königsberg war. Aber eine Thatsache ist, daß diejenigen Personen, welche stets geraten haben sich in Verteidigungsstand zu setzen, kräftige Maßregeln zu ergreifen, Frankreich zu mistrauen, — kurz diejenigen Personen, welche die Dinge unter demselben Gesichtspunkte betrachten wie Herr von Scharnhorst, mit dem Spottnamen: ‚Mitglieder des Tugendbundes' bezeichnet werden. In dieser Beziehung können der Staatskanzler, der Baron von Jacobi und andere ebensowohl als Mitglieder dieser Gesellschaft betrachtet werden und verdienen ebensowenig Vertrauen wie der General Scharnhorst. Vielleicht hat in der ersten Zeit die preußische Regierung es nicht ungern gesehen, daß man im Publikum einer sogenannten Partei diejenigen Maßregeln zuschrieb welche die Regierung selber im Stillen vorbereitete und hinsichtlich deren sie das größte Interesse hatte ihre eigene Teilnahme zu verbergen. Seitdem aber die Regierung sich selbst öffentlich an die Spitze aller dieser Maßregeln gestellt hat, seit es durch die Verhandlungen mit Frankreich offenbar geworden ist, daß alles was geschah unter den Augen des Königs und mit Genehmigung der Regierung vorbereitet war scheint es mir, daß man diejenigen Personen, welche an der Ausführung jener Maßregeln beteiligt waren, nicht

mehr als Verschwörer betrachten kann, wenn sie auch die ersten Urheber waren. Außerdem genießt der General Scharnhorst das volle Vertrauen des Königs, nicht weniger als der Staatskanzler. Ich darf daher hoffen daß der Graf Metternich ihm nicht ein Vertrauen versagen wird, das er in jeder Hinsicht verdient, ein Vertrauen das in der jetzigen Lage so dringend zu wünschen ist und das allein das Gelingen der Unterhandlung sichern kann, mit welcher der General Scharnhorst betraut ist. Ich schmeichele mir übrigens, daß die persönliche Bekanntschaft des Generals Scharnhorst inzwischen den Grafen Metternich überzeugt haben wird, daß er es mit keinem Brausekopfe zu thun hat. Sie selbst werden in ihm einen sehr klugen umsichtigen und absolut diskreten Mann gefunden haben. Dafür spricht schon die Vorsicht mit welcher er das Publikum über seine Reise zu täuschen sucht."

Dieses Zeugnis, noch mehr aber Scharnhorst selbst, hatte alle Vorurteile gegen ihn in Wien bald beseitigt. Die Verhandlungen zerschlugen sich bekanntlich. Es war die Zeit noch nicht erfüllt. —

Als sich nun aber im Frühjahre 1813 das großartige Schauspiel der Hingabe des ganzen Volkes an den einen heiligen Zweck vollzog, geschah das am helllichten Tage. Alle Preußen waren im Zustande der Verschwörung: König, Minister und Generale. Das aber geschah unter den Augen der, in lähmender Verblüffung zuschauenden Franzosen. Organisirter Geheimclubs bedurfte man nicht mehr, da Napoleon nicht mehr Herr in Preußen war.

Kaiser Franz jedoch war ein Kopf, dem eine einmal gefaßte Idee nicht wohl auszutreiben war. Er betrachtete das Phantom das ihn als „Tugendbund" ängstigte, mit noch größerer Besorgnis als Napoleon selbst. Die Verhaftung Justus Gruners (1812) erschien ihm wie eine rettende That vorbeugender Staatskunst. „Es ist ihm doch nicht gelungen, viele meiner Unterthanen zu verführen," sagte er zum Gesandten Wilhelm Humboldt, der selbst in dem schwarzen Verdachte stand einer dieser Bösewichte zu sein. Alle deutschen Patrioten galten damals in Wien als gefährliche Geheimbündler, weil sie „Reformen von unten herauf, nicht von oben herab" bewirken wollten. So tauchte denn im Frühjahre 1813 das Schreckgespenst „Tugendbund" wieder vor ihm auf, ohne Zweifel neu belebt durch

die starke Friedenspartei am Hofe, die damit den Einfluß solcher Männer wie Hormayr und seine Genossen lahm zu legen hoffte. So gelangte der Spuk auch in Fritz Omptedas Berichte. Sein Vetter Ludwig, besser unterrichtet und tiefer sehend wohl auch ernster urteilend, schrieb darüber am Münster, aus Breslau im März 1813:

„Die Beziehungen zum Wiener Hofe sind die allervertraulichsten. Um so erstaunlicher ist es, daß das dortige Kabinet oder vielmehr der Kaiser von Oesterreich selbst abermals ein Hindernis gefunden zu haben glaubt, sich dem preußischen Hofe mit vollem Vertrauen zu eröffnen. Euer Exzellenz werden sich erinnern, daß schon bei der Sendung des Generals Scharnhorst nach Wien sich dort Schwierigkeiten erhoben, weil man ihn für eines der Häupter einer geheimen Gesellschaft hielt, die unter dem Namen ‚Tugendbund‘ bekannt ist. Ich habe derzeit sehr eingehende Aufklärungen gegeben um dem Wiener Kabinet diesen unbegründeten Verdacht zu nehmen und der Graf Hardenberg hat mich damals versichert: daß meine Erklärungen sehr beruhigend gewirkt hätten. Trotzdem lebt der Verdacht wegen der Existenz derartiger geheimen Gesellschaften und wegen des Einflusses, den sie auf die Maßregeln der preußischen Regierung ausüben könnten, in Wien noch fort; es scheint daß die Befürchtungen des Kaisers Franz ganz besonders durch die Angelegenheit des Generals York neue Nahrung gewonnen haben. Deshalb verlangt der Wiener Hof um volles Vertrauen herzustellen unbedingt: daß der König von Preußen eine Proklamation erlasse, die jede geheime Gesellschaft in den preußischen Staaten vollständig aufhebt und streng verbietet. Der Baron Jacobi hat die Notwendigkeit und die Nachteile einer solchen Maßregel eingehend mit mir erörtert. Ich habe ihm bemerkt: daß eine solche Proklamation, in diesem Augenblicke erlassen, gewissermaßen ein stillschweigendes Eingeständnis von Seiten des Königs enthalten würde: als ob er auf seinen jetzigen Standpunkt nur durch die Schleichwege einer geheimen Gesellschaft gedrängt sei; daß man dadurch Bonaparte eine Handhabe geben würde: die gegenwärtige preußische Politik in einem falschen und gehässigen Lichte darzustellen; daß eine große Anzahl höchst achtungswerter Personen die, unter Billigung des Königs, seit lange mit unermüdlichem Eifer gearbeitet haben,

um die Mittel für die einstige Befreiung ihres Vaterlandes vorzubereiten und die jetzt noch sehr thätig seien, sich verletzt fühlen würden wenn man ihren Patriotismus als geheime Kabalen und Intriguen behandelte; daß außerdem eben diejenigen Personen, die man in Verdacht habe mittels einer geheimen Gesellschaft gearbeitet zu haben, in ihren Aemtern bleiben und mehr Einfluß als je auf die Geschäfte haben würden."

„Einige Tage nach dieser Erörterung sagte mir der Baron von Jacobi: daß der Graf Zichy, auf besonderen Befehl seines Hofes, unbedingt auf der Proklamation bestände und daß er selbst, in Erwägung daß höhere politische Gründe sie unabweislich machten, dem Könige dazu geraten habe."

Jedoch ist die Sache, wie Oncken bemerkt, alsdann in den Akten wieder eingeschlafen. Jenes Aufbäumen des Nationalgefühls war namentlich auch dem engsichtigen landsknechtischen Uebermute der französischen Militärs unerklärlich. So leiten die erst neuerdings erschienenen, in Bezug auf deutsche Verhältnisse naiv unwissenden Memoiren des Generals de Marbot den Uebertritt der Rheinbundstruppen zu den Alliirten, im Jahre 1813, wesentlich davon ab, daß „deren Offiziere größtenteils Mitglieder des Tugendbundes gewesen" seien!

Fritz Ompteda's Bericht fährt nun fort:

„Wenn ich ein Urteil über die gegenwärtige Politik Oesterreichs wagen darf, so scheint sie mir drei Ziele zu verfolgen:"

„1. das französische Hülfskorps" (das unter dem Fürsten Schwarzenberg seit dem Winter in Galizien stand) „vertragsmäßig zu halten und ein gutes Einvernehmen mit Frankreich zu bewahren;

2. dabei jedoch alles zu vermeiden, was Oesterreichs Stellung als unparteiischer Vermittler beeinträchtigen könnte;

3. die Grenzen des Kaiserreiches durch genügende Rüstungen zu decken.

Das Hülfskorps zählt 27,000 Mann; es wird grundsätzlich in Unthätigkeit gelassen."

Das „Hülfskorps" war ein Stück österreichischer Scheinpolitik, womit Metternich den Bundesgenossen Napoleon hinterging. Schon 1812 wurde ein geheimes Abkommen zwischen Rußland und Oester-

reich getroffen: daß „die russischen und österreichischen Truppen nicht angreifend gegeneinander vorgehen sollten". Das Korps, unter Fürst Schwarzenberg, stand unter direktem Befehl Napoleons, dann Mürats. Als dieser die Armee verlassen hatte zog sich Schwarzenberg, auf Befehl aus Wien, nach Krakau zurück und schloß selbständig einen Waffenstillstand mit den Russen. Napoleon, der nun Polen räumen mußte, erklärte das als „ersten Schritt zum Abfall" und stellte es dem „Verrate Yorks" gleich.

Der Bericht fährt fort: „Die sonstigen, in Böhmen Mähren und Galizien zusammengezogenen österreichischen Truppen betragen etwa 100,000 Mann."

„Uebrigens bin ich weit davon entfernt, mein Urteil für unfehlbar zu halten." (Anscheinend ein leichter Hieb auf Schlotheims Berichte.) „Ich bitte Euer Exzellenz in meiner Darstellung der Verhältnisse das Bestreben zu erkennen: der hiesigen Wirklichkeit möglichst zu entsprechen, deren Verwirrung auf den Gipfel gestiegen ist."

„Ich glaube", heißt es weiter, „Oesterreich würde sehr glücklich sein wenn Frankreich seine Sprache etwas mäßigte. Es liegt darin eine große Erschwerung der an sich schon sehr schwierigen Verhandlung. Man hat deswegen die Rheinbundsstaaten zu veranlassen gesucht zu erklären: daß sie unfähig zu weiteren Rüstungen seien; man möchte dadurch Frankreich versöhnlicher stimmen. Namentlich in München ist, glaube ich, dieser Rat erteilt worden."

Diese Versuche hatten keinen wesentlichen Erfolg. Der Rheinbund wurde nicht gelockert, seine Lasten nicht erleichtert. Der König von Sachsen warf sich, nach kurzem Zögern, seinem Protektor völlig in die Arme. Den König von Baiern durfte Napoleon rühmen: „sowie der, sollten sie alle sein." Ein anderer Vasall wurde im Moniteur gelobt wie ein diensteifriger Präfekt: „weil er sich ausgezeichnet habe." Dem Könige von Württemberg konnte sein Oberherr bezeugen: „daß er in der Schnelligkeit seiner Truppenrüstung mit Frankreich selbst gewetteifert habe." Am zähesten vielleicht erwies sich der Bruder Jerome. Er forderte eine Beihülfe von einigen Millionen und erhielt 500,000 Franks angewiesen; davon wurde im Juni die Hälfte wirklich gezahlt. Der Verlauf entsprach also völlig dem

Grundgesetze des Rheinbundes: Napoleon befahl; er ließ den Zaudernden nur die allerknappste Frist; — sie gehorchten.

Am 11 März hatte Jeromes neuer Gesandter seine Antrittsaudienz bei den kaiserlichen Majestäten.

„Der Kaiser hatte die Gnade, sich mit mir sehr lange zu unterhalten. Als ich versuchte das Gespräch auf die brennende Tagesfrage zu lenken, geruheten Se. Majestät darauf einzugehen. Er bezeugte den lebhaften Wunsch, bald das Ergebnis seiner vermittelnden Schritte zu erfahren und fügte hinzu: man könne sich die großen Schwierigkeiten einer Ausgleichung zwischen zwei so mächtigen Reichen [Rußland und Frankreich] nicht verhehlen. ‚Jedenfalls‘, so schloß er, ‚müsse man auf den Standpunkt verzichten, daß jeder alles das wiedererhalte was er vormals besessen habe‘."

Darauf folgte die Audienz bei der Kaiserin Maria Ludowika Beatrix. Sie war (seit 1808) die dritte Gemahlin des Kaisers und starb 1810. Ihre Nachfolgerin wurde Karoline von Baiern. Auf Napoleons Befehl war sie mit dem Kronprinzen von Württemberg vermählt gewesen. Dieser jedoch hatte sie unmittelbar vom Traualtar verlassen. So konnte die Ehe, da sie nicht „konsumirt" war, nach katholischen Grundsätzen als nichtig erklärt werden.

„Es scheint an diesem Hofe wenig Etikette zu herrschen." (Wohl eine kleine Bezüglichkeit auf Kassel. Dort herrschte deren zu viel; aber sie war eine ungeschickt getragene Maske; ein Hofstaat ohne Ueberlieferung; keine eingelebte Hofgesellschaft.) „Während der Audienz war eine Kammerfrau eingetreten mit einem Kleidungsstücke auf dem Arm. Ihre Majestät bat diese sehr höflich: doch hinaus zu gehen bis allerhöchst Sie die Unterhaltung mit mir beendigt hätte."

Um dieselbe Zeit wurde der bisherige französische Botschafter Graf Otto abberufen. Er war ein büreaukratischer Civildiplomat und der hochgeborenen glatten kavaliermäßigen Gewandtheit Metternichs nicht gewachsen. Dieser wußte Napoleons steigende Verstimmung über Oesterreichs Doppelspiel dem Botschafter gegenüber durch „vertrauliche Herzensergießungen" so zu beschwichtigen, daß Otto meistens nur noch, mit naiver Treue, dasjenige nach Paris berichtete was Metternich wünschte und ihm vorspiegelte. Der österreichische Gesandte in

Paris schrieb über dieses ergebene Sprachrohr an Metternich: „Die Berichte des Herrn Otto atmen eine so gute Gesinnung daß man meinen sollte, sie seien von Euer Exzellenz diktirt.“ Otto glaubte steif und fest an die unerschütterliche Vasallentreue und Heeresfolge Oesterreichs auf der Grundlage des Allianzvertrags von 1812. Jener Staatskunst gegenüber erschien dem Kaiser Napoleon sein Vertreter zu arglos. An dessen Stelle trat der Graf Louis von Narbonne-Lara, ein militärisch gebildeter Kavalier aus der feinen altfranzösischen Schule, von spanischer Abkunft. Schon im Jahre 1791 war er Kriegsminister gewesen. Der Weg, auf dem er es wurde, bezeichnet schon den Mann als einen der nicht sehr ernsthaft genommen werden darf. Morris den wir in Regensburg kennen lernten, damals Gesandter in Paris, erzählt darüber:

„Narbonne hatte eine enge Verbindung mit Frau von Staël. Eben das machte seine von ihr angeregte Ernennung zum auswärtigen Minister bedenklich. Narbonne selbst jedoch fühlte sich, mit einem so fähigen Gehülfen, völlig imstande sich selbst der Königin vorzuschlagen und mit entsprechender Bescheidenheit zu versichern: daß er ganz der Mann sei, in dessen Hände der König in jener schwierigen Zeit die Regierung legen könne. Die Königin, höchst verwundert, brach in Gelächter aus und sagte weiter nichts als: „Êtes-vous fou, M. de Narbonne?“ Aber es schien wirklich kein besserer Mann vorhanden und so machte ihn der König zum — Kriegsminister.“ Später war er, unter Napoleon, Gouverneur von Triest und Gesandter in München. Metternich schreibt über ihn an Graf Zichy, am 23 März 1813: „Herr von Narbonne ist seit acht Tagen hier. Er ist gekommen ohne Instruktion, ohne Gesichtspunkte, ohne Geld; mit einem Worte: ganz so wie ich vorher gesehen, daß der Mann ankommen würde von dem mir Napoleon in Dresden (1812) gesagt hatte: ‚er schicke ihn nur wenn es nicht auf Unterhandlungen sondern auf Phrasen abgesehen sei‘.“ Sein Freund Talleyrand schildert diesen Staatsmann also: „Herr von Narbonne hat die Art von Geist die nur auf den Effekt berechnet ist, glänzend aber inhaltsleer; ein gewandter Billetstilist und Witzling. Seine Höflichkeit hat keine Schattirungen, seine Heiterkeit ist nicht immer geschmackvoll, sein Charakter für vertrauliche Bezieh-

ungen nicht ausreichend zuverlässig. Man belustigt sich mit ihm aber man fühlt sich nicht völlig heimlich. Eine gewisse Grazie, die er seiner guten Kameradschaft in hohem Maße zu verleihen versteht, hat ihm viele Erfolge verschafft, zumal bei geistreichen und nicht sehr vornehm denkenden Menschen. Er gefiel hauptsächlich denjenigen Personen, die großes Gewicht auf das legten was man in unserer Jugend ‚guten Ton‘ nannte. Unter den Gästen eines Soupers bei der Marschallin von Luxemburg" (Enkelin des Marschalls Villeroi) „würde man 20 Menschen vor ihm genannt haben; bei ‚Fräulein Jülie‘ ihn zuerst."

Diesem Manne, dessen Bild einige helle und dunkle Züge der Geistes- und Seelenverwandtschaft mit Fritz Ompteda nicht verkennen läßt, hatte sich nun dieser in analoger Weise anzuschließen wie die Souveraine sich zu einander verhielten. Jedoch bewahrt er sich dabei in seinen Berichten stets die Unabhängigkeit der Beobachtung, womit ihn seine Erfahrungen als Deutscher und alteingelebter Wiener ausstatteten. Die geselligen Berührungen waren, wie das Tagebuch ergiebt, häufig und vertraulich. Der örtliche Geschäftsbetrieb der diplomatischen Zunft beruhet ja wesentlich auf Zusammentragen und Austausch von Nachrichten und Neuigkeiten: „donnant-donnant". Die Kleinen besorgen die letzteren und leben, in Bezug auf erstere, von den Brosamen die, als bereits altbacken, vom Tische der Großen abfallen oder jenen wohlwollend zugeworfen werden.

Napoleon gab dem neuen Botschafter eingehende Instruktion. „In Wien", sagte er, „hat man in kurzer Zeit drei politischen Phasen durchgemacht: zuerst die Anhänglichkeit an die Allianz von 1812; dann dringende Vorschläge für den Frieden; jetzt die Haltung einer vermittelnden Macht. Sehen Sie sich das in der Nähe an. Der Kaiser, mein Schwiegervater, ist vernünftig und gemäßigt; aber die Hofintrigen, die Eitelkeiten der Salons und die kriegerischen Phantasien der Weiber haben sich miteinander verschworen."

Diese Lage behandelt Fritz Omptedas Bericht vom 21 März:

„Ich benutze die Abreise des Barons Schlotheim um ihm diesen Bericht anzuvertrauen. Da er Euer Exzellenz mündlich über die hiesige Lage besser aufklären wird als das schriftlich möglich ist, so

habe ich für den Augenblick nur einige Bemerkungen hinzuzufügen für den Fall: daß seine Auffassung von der meinigen abweiche. Wenn es mir vollständig unmöglich ist die augenblickliche Politik Oesterreichs klar darzulegen, so habe ich wenigstens den Trost: daß hervorragend erleuchtete Personen in derselben Lage sind wie ich. Das Ergebnis aller unserer Nachforschungen und Beratungen bleibt — der Zweifel. Ist es auch höher begabten Köpfen gegeben, kluge Pläne zu enthüllen, gegen Intrigen sich vorzusehen und die Pläne der Treulosigkeit zu durchkreuzen: so ist es doch sehr schwer, ja fast unmöglich, die Schwäche zu durchschauen. Und diese ist gegenwärtig im hiesigen Kabinet maßgebend. Man sieht Dinge, die nur dadurch erklärlich werden wenn man annimmt: daß der Wiener Hof noch vollständig über das einzuhaltende System im Unklaren ist. Er giebt sich zwar den Anschein: großes Vertrauen in seine eigene Kraft zu setzen. Die Finanzen sind jedoch keineswegs angethan, jenes innere Gefühl der Schwäche zu heben, und ein großer militärischer Schlag an der Elbe scheint mir das einzige Mittel zu sein, das dem hiesigen Kabinet einen" (für Frankreich) „günstigen Impuls geben könnte. Nach den Aeußerungen der hiesigen französischen Botschaft darf man den festen Entschluß des Kaisers (Franz): an der Allianz festzuhalten — nicht anzweifeln. Selbstverständlich kann die Botschaft hier in Wien nicht anders sprechen und es ist gewiß im Interesse Frankreichs: daß diese Meinung in Europa Glauben finde. Betrachtet man aber die Thatsachen so sieht man: daß Oesterreich aus seiner früheren aktiven Haltung (1812) in eine vollständig passive übergeht. Das Hülfskorps ist vollkommen unthätig; man bewilligt dort allen Offizieren Urlaube während kein Offizier der Observationsarmee die Fahne verlassen darf. Die Bewegungen der drei Korps, die letztere bilden sollen, sind in einen dichten Schleier gehüllt. Graf Stackelberg" (früherer russischer Botschafter, der als Privatmann in Wien lebte) „und Graf Metternich sehen sich fortdauernd häufig. Ebenso sieht der letztere täglich den bekannten Gentz, den wütendsten Anhänger Englands. Er ist der Mann des Tages in den ersten Kreisen Wiens. Durch ihn ist die hiesige Gesellschaft infizirt und die Salons werden der Tummelplatz der heftigsten Leidenschaften.

Wenn auch die Männer die Notwendigkeit begreifen Maß zu halten, so misbrauchen die Frauen gradezu die Privilegien die man ihrem Geschlechte einräumt. Die hervorragendsten Damen sind Fremde, fast alle ohne Vaterland und von ihren Männern geschieden, aber schön und reich. Drei Prinzessinnen von Kurland und die Fürstin Bagration machen sich durch ihr maßloses Benehmen vor allen bemerklich."

Die drei Prinzessinnen waren: die Wittwe des letzten Herzogs Peter Biron, wiedervermählt mit dem Prinzen Louis Rohan, nebst ihren Töchtern: der Herzogin von Acerenza und der Fürstin Hohenzollern. Die jüngste Tochter, Dorothea, war mit dem Grafen Edmund Perigord, Talleyrands Neffen verheiratet. Später erhielt dieser den neapolitanischen Titel: Herzog von Dino. Den Titel: „Herzogin von Sagan" (in Schlesien, einst eine Besitzung Wallensteins) führten mehrere dieser Schwestern nacheinander, als Besitzerinnen der vom Vater ererbten Herrschaft. Im Jahre 1844 erbte ihn Dorothea, eine berühmte Schönheit, die durch ihre freundschaftlichen Beziehungen zu dem 1848 in Frankfurt ermordeten Fürsten Felix Lichnowsky bekannt geworden ist. Sie starb erst 1862. Die Fürstin Bagration war die Wittwe des bei Borodino gebliebenen russischen Feldmarschalls.

„Der Graf Metternich bewegt sich mit Grazie zwischen den verschiedenen Parteien. Jedoch verkehrt er am meisten in der antifranzösischen Gesellschaft und es ist fast unmöglich: daß seine Meinung nicht durch das stete Geschrei dieser leidenschaftlichen Personen beeinflußt werden sollte. Uebrigens scheint mir der Minister zu denjenigen zu gehören die vor allem bestrebt sind: ihren Posten zu bewahren. Daher darf man seine zweifelhafte Haltung wohl dem Wunsche zuschreiben: die herrschende Meinung nicht allzu sehr zu verletzen, die das Heil nur in einem Vernichtungskriege erblickt und die einstimmig Metternichs Entlassung fordern würde wenn er dieser Clique nicht in einem gewissen Grade schmeichelte. Auf diese Weise kann man sich das Verhalten des Grafen Metternich auslegen wenn man nicht geneigt ist: schwarz zu sehen. Unser Erstaunen erregt mit Recht die Haltung des ‚Oesterreichischen Beobachters'. Dieses Blatt

wird unter des Ministers Augen von einem seiner Sekretäre redigirt; es giebt seit Wochen nur Auszüge aus der Berliner und Petersburger Zeitung; also nur Artikel die Frankreich ungünstig sind. Wir wissen aus guter Quelle: daß die englisch-russische Partei bemüht ist, der Begehrlichkeit Oesterreichs allerlei Schlingen zu legen. Verschiedene Pläne sind entworfen um den Zustand in Deutschland und selbst in Italien wieder auf den alten Fuß zu bringen; man möchte Oesterreich überreden: daß es nur zu wollen braucht um die alten Provinzen wieder zu bekommen, die man Baiern wieder abnehmen würde."

„So stellt sich das Bild der hiesigen Lage soweit mein Urteil reicht. Nur mit Schwierigkeiten kann man in diesem Augenblicke hier sichere Nachrichten sammeln. Das Mistrauen wacht hier an den Hausthüren und meine hiesigen alten Beziehungen öffnen mir kaum noch einige gesellige Kreise."

Nach dem Tagebuche besuchte er Abends regelmäßig den Salon der Gräfin Lori Fuchs geborenen Gallenberg, aus dem fränkischen Geschlechte Fuchs von Bimbach. Sie hatte damals und noch zur Zeit des Kongresses einen politischen Salon; Gentz war mit ihr besonders befreundet.

„Ich habe den Grafen Otto über mein Verhalten in der Wahl meines Verkehrs zu Rate gezogen. Der Botschafter meinte: daß man auch mit seinen Feinden leben können muß; er hat mich dringend aufgefordert, meine alten Beziehungen auch mit solchen Personen aufrecht zu erhalten deren Grundsätze zu teilen strafwürdig wäre. Das ist auch wirklich die einzige Art um sich auf dem Laufenden zu erhalten; ich bin jedoch sehr zufrieden, dafür die Beistimmung des französischen Botschafters zu haben."

Fritz Omptedas vorstehendes ungünstiges Urteil über Metternich ist ohne Zweifel oberflächlich. Er sah nicht in die Tiefe der Seele des feinen streng monarchistischen Oesterreichers aus den geraubten Rheinlanden. Indessen begründet dieser Mangel keinen Vorwurf. Niemand, oder nur zwei bis drei Menschen, durchschauten den Metternich der napoleonischen Zeit, weder damals noch lange Jahre später. Erst durch das ausgezeichnete grundlegende Werk: „Oesterreich und

Preußen im Befreiungskriege", von Wilhelm Oncken (1876) ist volles Licht in diese, bis dahin immer noch halbdunkelen Verhältnisse gebracht. Onckens „urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813" beruhen vor allem auf den bis dahin nicht rückhaltlos zugängigen österreichischen Staatsarchiven und auf den bis dahin im Archive zu Hannover schlummernden Berichten des schon erwähnten hannoverschen Agenten in Wien, Grafen Ernst Hardenberg an den Minister Grafen Münster in London. Diese laufen parallel mit den gleichzeitigen Berichten Ludwig Omptedas, der in gleicher Eigenschaft in Berlin gelebt hatte und 1813 dem preußischen Hauptquartier folgte. Nach dem Inhalte von Hardenbergs Berichten steht es fest: daß Metternich wenig Sterblichen, auch nicht einmal Stadion, so volles Vertrauen geschenkt hat wie diesem seit 1792 in Wien beglaubigt gewesenen Hannoveraner.

Graf Clemens Metternich, geboren 1773 zu Koblenz, war schon 1803—5 in Berlin akkreditirt. Auf dem Rastadter Kongresse hatte er die westphälischen Grafen vertreten. Ein Reichsschwärmer war er schon damals nicht mehr. Von Rastadt aus schrieb er seinen erlauchten Kommittenten: „Das Reich ist zum Teufel. Man muß das Kreuz darüber machen." Von 1805 bis 1809 stand Metternich auf dem schwierigen Posten in Paris. Als Stadion nach dem Wiener Frieden das auswärtige Ministerium niederlegen mußte wurde Metternich sein Nachfolger. Beide aber waren im wesentlichen desselben Sinnes.

Graf Philipp Stadion, geboren 1763, stammte aus einem alten schwäbischen Reichsrittergeschlechte, das 1705 auf die Reichsgrafenbank gelangt war. Diese Herkunft war maßgebend für seinen politischen Standpunkt; unauflöslich war dieser verwachsen mit dem heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation. Stadion hatte in Göttingen studirt; dann trat er in den kaiserlichen diplomatischen Dienst und war Gesandter in Stockholm London Berlin und Petersburg. Nach Cobenzls Fall, im Jahre 1805, wurde er Minister. Sein Streben in dieser Stellung richtete sich auf die Weckung der geistigen Kräfte Oesterreichs, um dasselbe zur baldigen Erneuerung des Kampfes mit dem Reichszerstörer wehrbar zu machen. Aber zu seinem Unglück kannte

er das Innere der Verwaltung des Agglomerates Oesterreich und seine Völker nicht; er war bei ihnen ein Fremdling. Von außen drängte ihn gleichzeitig alles zum Kriege: Stein Münster, die Napoleon hassenden Kreise in Wien, der russische Gesandte Rasumoffsky und der russische Corse Pozzo di Borgo.

Napoleon suchte schon 1808 Stadion zu beseitigen. Am 15 August, dem Napoleonstage, erklärte er dem österreichischen Gesandten Metternich, in Gegenwart des ganzen diplomatischen Korps: „nur die Engländer und einige Mitglieder der ehemaligen Reichsritterschaft drängten den Kaiser Franz zu seinen kriegerischen Maßregeln." Die „Rheinbundszeitung" gab dazu eine erläuternde Glosse: „Stadion wolle die Souveraineität der unmittelbaren Reichsritterschaft wiederherstellen."

Auch der Erzherzog Karl wehrte sich damals gegen Stadions kriegerische Richtung, in richtiger Erkenntnis der zu schwachen Streitkräfte Oesterreichs; jedoch vergebens. Stadion in Wien und Metternich in Paris „betrachteten" — sagt Oncken — „schon 1809 den Corsen, der die Weltstellung Oesterreichs zerstört hatte, als einen Abenteurer ohne Ehre und Gewissen, ohne Treue und Glauben; als einen Menschen dem nichts heilig, dem jede Ruchlosigkeit zuzutrauen sei, ja der anders als ruchlos und frevelhaft gar nicht mehr handeln könne seit er sich, gestützt auf das Bündnis von Tilsit, einer Politik hingegeben hat die die Leugnung jeden Rechtes, die Aechtung alles Rechtsgefühls, den Umsturz jeder Rechtsordnung bedeutet".

Bereits 1808 hatte der Gesandte Metternich aus Paris geschrieben: „Es giebt Existenzen die untereinander unvereinbar sind; die der gegenwärtigen Staatsgewalt Frankreichs ist unvereinbar mit der Erhaltung irgend eines anderen Thrones in Europa, denn wer möchte mit diesem Namen dem Haufen gekrönter Präfekten schmeicheln, die seit Kurzem dieser selben Macht ihr Dasein danken und ihr erbärmliches Leben mit dem Blute und dem Gelde ihrer Unterthanen fristen."

Nicht minder betrachtete schon 1809 Napoleon Metternich als seinen Hauptfeind in Oesterreich. Als nach Aspern und Wagram der Fürst Johann Liechtenstein den Oberbefehl erhalten hatte, knüpfte er persönliche Friedensverhandlungen mit Napoleon in Schönbrunn an. Er bat um Zuziehung Metternichs. Düroc antwortete: das sei

unmöglich: Napoleon erblicke in Metternich den Hauptanstifter des Krieges, „un incendiaire qui ne respirait que la guerre“. Metternich selbst lehnte damals anfänglich ab, Stadions Nachfolger im auswärtigen Ministerium zu werden da er voraussehe — wie er zu Gentz sagte — daß Napoleon formell gegen ihn protestiren und ihn als einen „wutschnaubenden und perfiden Minister“ vor Europa ausschreien werde. Gleichzeitig schrieb er dem Kaiser Franz: „Wir müssen vom Tage des Friedens an unser System auf ausschließendes Laviren, auf Ausweichen und Schmeicheln beschränken. So allein fristen wir unsere Existenz vielleicht bis zum Tage der allgemeinen Erlösung.“ Diesem Systeme opferte er dann, als Minister, sogar die Erzherzogin um unter dem Schutze dieser Allianz die Armee und die Finanzen zu reorganisiren. — Als später Marie Luise sich in ihrer Korrespondenz mit dem Vater als glückliche Gattin schilderte, sagte der Kaiser Franz: „Sie mag sagen was sie will, ich kann doch den Kerl nicht leiden.“

Für diese zweite Heirat des damals allmächtigen Imperators standen drei Prinzessinnen auf der Wahl: eine russische, eine österreichische, eine sächsische. Caulaincourt unterhandelte bereits in Petersburg, jedoch zeigte man sich dort wenig entgegenkommend. Inzwischen hatte Metternich in Wien klar begreiflich gemacht: daß eine Allianz Napoleons mit Rußland die größte Gefahr für Haus Oesterreich mit sich führen müsse, da sie das Bündnis von Tilsit verewigen würde und daß man diese Gefahr nur abwenden könne indem man eine Erzherzogin anbiete. Der österreichische Legationssekretär Floret mußte in Paris die Sache gegen einen Vertrauten Marets, Alexander Laborde, hinwerfen. Schwarzenberg der damalige Botschafter war vorbereitet. Alles verlief rasch und glatt. Josephine hatte Napoleon zugeredet, Eugen Beauharnais und die Gräfin Metternich hatten geholfen. Schwer fiel bei den pariser Parvenüs die uralte Vornehmheit des Kaiserhauses in die Wagschale. Talleyrand war, aus einer praktischen Erwägung, sehr dafür: die Allianz mit Oesterreich sei dauerhaft; mit Rußland stehe sie immer auf 2 Augen; wenn morgen Alexander tot so sei alles in Frage gestellt. — Cambaceres war dagegen; er sagte seinem jungen Vertrauten Pasquier: „in zwei Jahren haben

wir Krieg mit der Macht die wir nicht heiraten. Gegen Oesterreich ist er ungefährlich; mit Rußland — zittere ich. Die Folgen sind unberechenbar."

Bei dem Hochzeitsfestmahle war der junge Pasquier an derselben Tafel mit Metternich. Dieser erschien sehr heiter und belebt; am Schlusse trank er bereits auf die Gesundheit des „Königs von Rom".

Kurz nachdem die Heirat zustande gebracht war, schrieb der Minister aus Paris: „Ein gewisser Stand der Ruhe an Stelle des verzweifelten Zustandes gänzlicher Zerrüttung ist allerdings eingetreten, aber mehr auch nicht, insbesondere keinerlei Sicherheit für die Zukunft: — — Denn die Tendenz dieses Monarchen nach Alleinherrschaft liegt in seiner Natur; sie kann modifizirt, ihr können Zügel angelegt, vernichtet kann sie jedoch nicht werden."

Es galt also, dieselbe Scheinpolitik der Friedfertigkeit und des guten Einvernehmens durchzuführen, die auch Preußen befolgen mußte: äußerliches Festhalten am französischen Bündnis um die diplomatische und militärische Vorarbeit zu verschleiern. Die Verstärkung der Armee wurde als Erfüllung der Bitte Napoleons um Vermehrung des Hülfskorps eingekleidet, die Rolle des treuen Verbündeten gegen den ausgelernten gewissenlosen Betrüger Napoleon mit täuschender Naturwahrheit durchgeführt. Metternichs kalte glatte verbindliche überfeine Doppelzüngigkeit machte ihn zum Meister auf diesem Felde und in dieser Lage. Dem heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation weinte der ehemalige Reichsgraf keine Thränen nach; er nannte es: einen Scherbenhaufen. Er hatte stets nur den einzigen Zweck: Oesterreich als europäische Großmacht wieder aufzurichten, mit dem „geographischen Begriff" Deutschland als Fußschemel. Alle diejenigen Männer, die ehrlich und offen mit warmer deutscher patriotischer Begeisterung vorgingen, hielt er in seiner eisigen Ueberfeinheit für „beschränkt". Auch Ludwig Ompteda, dessen vorwärts drängender Einfluß zum kühnen Handeln auf den preußischen Staatskanzler Hardenberg ihm störend war, zeichnete er einmal mit diesem Ehrentitel aus.

Metternichs Verhältnis zu Preußen stand auf der Grundlage: daß er diese Macht, von damals 5 Millionen Einwohnern, als Mit-

kämpfer gegen Frankreichs Uebermacht ausnutzen, keineswegs aber ihr völlige Gleichstellung mit Oesterreich als Vormacht Norddeutschlands gewähren wollte. Preußen dachte er sich bis zur Elbe und entschädigt durch das Herzogtum Warschau. Dazu half Preußen selbst in Kalisch und Breslau, weil es sich dort weder die Hegemonie noch seinen alten Besitz hatte zusichern lassen. Dagegen war Oesterreich von Rußland als künftige Vormacht Deutschlands bereits anerkannt; Rußland Baiern Hannover Holland hatten bindende Versprechungen erhalten. Die Folgen von Hardenbergs Leichtsinn zeigten sich auf dem wiener Kongreß. Hardenbergs Fehler gab Preußen und Deutschland eine unfertige Gestalt, die dann erst 1866 und 1870 durch Ströme von Blut vollendet werden mußte.

Der Weg den Oesterreich steuerte, lag in folgender Richtung: Metternichs Hauptziel war: mit allen Kräften zu verhindern daß der Schauplatz des bevorstehenden Krieges von 1813 in das Innere von Oesterreich geschoben würde; er sollte im Norden bleiben. Deswegen stellte Metternich den Kaiser Franz, zugleich mit den oben erwähnten Befehlen an das Hülfskorps, bereits im Januar 1813 als „Friedensverwender" bei den kriegführenden Parteien Frankreich und Rußland vor. Als solcher konnte er nun nicht mehr Napoleons Verbündeter sein. Oesterreich hatte damit, wie Metternich sagte: „seine Mobilität wieder erlangt". Napoleon nahm zuerst die Vermittelung an. Nun wurde diese auch England angetragen. Oesterreich selbst stellte jedoch keine Basis auf. Napoleon solle sie aussprechen. Zum Schlusse, wenn Oesterreich gerüstet sein werde, wollte es sich dann aus dem Friedensprediger zum bewaffneten Friedensstifter entpuppen.

Wie Ernst Hardenberg unterm 2 Mai 1813 an Münster schrieb, mußte Metternich seine Absicht: Oesterreichs Großmachtstellung mit Waffengewalt wieder herzustellen, sorgfältig verbergen. Hätte er gesagt: die Rüstungen seien gegen Rußland gerichtet so hätte er Armee und Publikum gegen sich gehabt. Hätte er dem Kaiser Franz damals vorgeschlagen: seine Waffen gegen Frankreich zu kehren so wäre er bei diesem gescheitert. Deshalb stellte er Friedenspläne und Friedensaussichten in den Vordergrund. Sein Zweck war: durch

den Verlauf der Thatsachen dem Kaiser Franz die Unmöglichkeit eines dauernden Friedens handgreiflich nachzuweisen.

Durch diesen kurzen Ausblick auf die allgemeine politische Lage in Oesterreich dürften sich die nun folgenden Berichte des westphälischen Diplomaten wohl zureichend erläutern und ergänzen.

Schlotheim hatte dem auswärtigen Minister Grafen Metternich ein Urteil des Apellhofes zu Celle behuf Zustellung an den Feldmarschallieutenant Grafen Louis Wallmoden-Gimborn überreicht. Metternich erwiederte jetzt: Graf Wallmoden habe bereits am 3 März seinen Abschied genommen und Oesterreich verlassen. „Wallmoden ist, wie ich vernehme, in Breslau eingetroffen um ein Kommando in der englisch-russischen Armee zu übernehmen." Wir werden ihm später wieder begegnen.

Im Anschlusse daran:

„Man bemerkt überhaupt daß viele Personen, die auf eine Umwälzung in Oesterreich hoffen, jetzt in Wien eintreffen; dagegen ist das Losungswort derjenigen, die sich zu thätigem Anteil am Kriege berufen fühlen: nach Breslau!"

Bericht vom 27 März.

„Der preußische Gesandte" (Wilhelm Humboldt) „verteilt hier im Publikum verschiedene Aktenstücke, die er aus Breslau erhalten hat." (Es war der Aufruf: „An mein Volk" und die Verordnung über die Landwehr, beide vom 17 März.) „Herrn von St. Marsan" (französischer Gesandter in Berlin, ein verhältnismäßig loyaler wohlwollender und vermittelnder Mann) „ist eine Note zugestellt, in der der König von Preußen eine lange Aufzählung der Gründe giebt, die ihn zum Wechsel seines Systems veranlassen."

„Es waren verschiedene Redaktionen entworfen; die mildeste hatte den Vorzug erhalten. Als Graf St. Marsan sie durchgelesen hatte, sagte er lächelnd: ‚Weiter nichts? Ich hätte sie mit weit stärkeren Gründen versehen können'."

Der König Friedrich Wilhelm III hatte dem gewissenlosen Unterdrücker gegenüber eine gradezu ängstliche Gewissenhaftigkeit und Vertragstreue geübt. Preußen hatte nicht nur die Kriegskontribution von 1807 vollständig bezahlt, Napoleon schuldete ihm sogar noch

etwa 80 Millionen Mark für Vorschüsse. Er war also längst verpflichtet, die ihm als Pfandobjekte ausgelieferten Festungen zu räumen. Aber er spielte mit dem preußischen Gesandten, General Krusemark, sein gewohntes verlogenes Spiel: „Jawohl, sprechen Sie nur mit Maret." Dann erwiederte Maret: „Sehr gut, ich werde mit dem Kaiser sprechen."

„Eine eingehendere Note ist an Krusemark zur Zustellung an den Herzog von Bassano geschickt, wobei er zugleich seine Pässe fordern sollte. In dieser Kriegserklärung spricht man von der Unabhängigkeit als dem einzigen Ziel das Preußen zu erreichen strebe, da es noch unglücklicher während des Friedens mit Frankreich gewesen sei als im Kriegszustande. Man versichert jedoch daß das Schriftstück sich von jedem beleidigenden Ausdrucke fern hält." — Napoleon war, nach allem was in Preußen vorgegangen, keineswegs überrascht. Beim Abschiede sagte er dem preußischen Gesandten: „Lieber ein offener Feind, als ein Freund der stets auf dem Punkte steht abzufallen."

Der Botschafter Narbonne war am 17 März in Wien eingetroffen. Er hatte vor allem den Auftrag: Oesterreich aus seiner unklaren zögernden Vermittlerstellung herauszudrängen. Entweder solle es den Frieden mit Rußland zustande bringen oder offen auf Napoleons Seite treten. Für letzteren Entschluß wurde folgende Lockspeise geboten: Teilung Preußens das damals 5 Millionen Einwohner hatte. Davon solle 1 Million, am rechten Weichselufer, „Preußen" (im engsten Sinne) bleiben; zwei Millionen (vor allem Schlesien) sollten an Oesterreich fallen; die zwei übrigen an Sachsen und Westphalen.

Metternich jedoch dankte für Schlesien, wodurch Preußen vernichtet und Napoleons Herrschaft in Deutschland verewigt sein würde; aber zu einem eigenen Programm ließ er sich ebenfalls nicht drängen. Hätte Napoleon gewußt: wie weit sich damals schon Oesterreich und Preußen insgeheim genähert hatten, er würde sich vermutlich gehütet haben, seine Absichten gegen Preußen, über Wien, in Breslau alsbald bekannt werden zu lassen. Denn schon um den 1. März schreibt Ludwig Ompteda aus Breslau an Hardenberg in Wien: „Der Staatskanzler hat mir gesagt, daß er von den Verhandlungen zwischen

Oesterreich und Frankreich in allen Einzelheiten unterrichtet sei; daß der Kaiser Franz sich gegen Humboldt geäußert habe: „alle Maßregeln die er in Preußen ergriffen sehe, flößten ihm die allergrößte Hochachtung ein.“ Dabei sei es allerdings befremdend, daß Oesterreich so viel Zeit verlange um seine Rüstungen zu beendigen, während Preußen mit seinen unendlich geringeren Hülfsmitteln in so kurzer Zeit so starke Truppenmassen aufgestellt habe; daß daher Oesterreichs Verhalten gegen die anderen Mächte, die es zum Kriege anfeuere, ein wenig an die Fabel vom Affen und der Katze erinnere; indessen müsse man für den Augenblick mit dem was geschehe zufrieden sein.

Während dieses Hangens und Bangens hatte man in Breslau auch noch mit dem unberechenbaren unaufrichtigen schönrednerischen und schönseligen, dabei leicht umstimmbaren Karakter Alexanders I zu rechnen, im Gedenken an die früheren tilsiter Ueberraschungen. Darauf weist Fritz Omptedas Bericht vom 31 März hin:

„Der Fürst Kurakin, der sich seit einigen Monaten in Wien aufgehalten hat, ist der Großfürstin Kathrine“ (Wittwe des Prinzen von Oldenburg, später mit dem König Wilhelm I von Württemberg vermählt) „bis an die österreichische Grenze entgegengereist. Man sagt daß diese Prinzeß, nachdem sie ihren Bruder und die russische Armee besucht, einige Zeit in Eger zubringen wird. Man schreibt ihr politischen Einfluß zu. Die Partei die sich des Geistes des Kaisers bemächtigt hat“ (Stein und die Kriegspartei), „findet in ihr eine mächtige Unterstützung; alle Mitteilungen bezeugen ihr Uebergewicht über ihren Bruder. Man hat sie in den russischen Lagern sich bewegen und mit den Soldaten Branntwein trinken gesehen.“ — „Die russischen Friedensgrundlagen werden von Oesterreich unterstützt; Rußland vertritt warm die Interessen seines Verbündeten des Königs von Preußen; es verlangt die Unabhängigkeit Deutschlands und Verzicht auf das Protektorat des Rheinbundes. Die Ideen dieser Ordner Europas über das künftige Schicksal Westphalens haben hier noch nicht verlautet.“

Zur Erörterung war dieses Schicksal dennoch bereits gekommen. Im Berichte vom 7 April heißt es: „Der Kurfürst von Hessen ist“ (von Breslau) „nach Prag zurückgekehrt. Er hatte keine

Veranlassung, von seiner Unterredung mit dem Kaiser Alexander sehr befriedigt zu sein. Dieser habe erklärt: sein Ziel sei den Deutschen ihre Freiheit wieder zu erkämpfen. Welchen Gebrauch sie alsdann davon, in Beziehung auf die Wiederherstellung der alten Regierungen machen wollten, das müsse der Kaiser ihnen selbst überlassen. Man hat den Herrn verständigt (1813 April) daß, wenn alles wieder auf dem alten Fuße hergestellt werden sollte, es Sache des Kaisers von Oesterreich sei: ihn wieder als Kurfürsten herzustellen."

Gleichzeitig berichtet Ludwig Ompteda an Münster, aus Breslau, vom 23. März: „Der Kurfürst von Hessen war während der Anwesenheit des Kaisers Alexander hier. Er wollte seine Verluste während der Zeit da er depossedirt war, hier geltend machen und darauf einen Anspruch auf demnächstige Vergrößerung seiner Staaten gründen. Dieses Ansinnen ist vom Kaiser Alexander sehr übel aufgenommen und der Graf Nesselrode hat der Entrüstung seines Herrn verschiedenen Personen gegenüber Ausdruck gegeben."

„In Hessen", heißt es in einem späteren Berichte, „hat das Volk im allgemeinen seinen alten nationalen Geist bewahrt, wie auch eine gewisse Anhänglichkeit an die alte Dynastie wenngleich deren zeitige Mitglieder nichts gethan haben um die Gesinnung des Volkes an sich zu fesseln."

Der Kurfürst war bekanntlich keine Persönlichkeit die sich in weiteren wie in höheren Kreisen irgend welcher Sympathie erfreute. Sein Doppelspiel von 1806 war ihm nicht vergessen. So wurde auch folgende kleine Erzählung auf Kosten des Kurfürsten mit Genugthuung umhergetragen (Bericht vom 10 April): „Der Landgraf Friedrich von Hessen geht von hier wieder nach Prag zu seinem Bruder dem Kurfürsten. Dieser spricht, wie man sagt, mit großer Sicherheit von seiner demnächstigen Rückkehr nach Hessen. Er hat gegen seine Umgebung geäußert: seine Rückkehr nach Kassel erscheine ihm so sicher ‚wie der Himmel blau ist'. Eine geistreiche Frau, die mir diese Aeußerung mitteilte, bemerkte dabei: der Tag, an dem der Kurfürst sich so ausgesprochen, sei gewiß une journée grise gewesen." (Wortspiel mit gris = betrunken.)

Uebrigens hatte der Kurfürst seit 1806 nicht unentwegt als ein

Märtyrer starrer Prinzipientreue abseits gestanden. Bei der Vermählung Napoleons im Jahre 1810 die selbst der heilige Vater „als ein Werk der Vorsehung" pries, — so berichtet des Ex-Kurfürsten diplomatischer Agent in Wien Herr von Lepel, — schöpfte nun auch dieser Hoffnungen und nahm die Verwendung der österreichischen Regierung für sich in Anspruch. „Napoleon möge doch seine unverschuldete Lage und seinen innigen Wunsch erkennen, in das Wohlwollen des Kaisers der Franzosen zurückzukehren um durch gewissenhafte Beobachtung der einzugehenden Verbindlichkeiten die Gradheit seiner Gesinnungen beweisen zu können. Er hoffe, daß Napoleon ihm dann, wenn nicht die Wiedereinsetzung in seine verlorenen Staaten, was ihm freilich am liebsten wäre, so doch eine angemessene Entschädigung gewähren könne."

Am 21 November 1813 zog der Kurfürst wirklich auf Wilhelmshöhe wieder ein. Der Amtmann Möller begrüßte ihn mit einer schwungvollen Anrede. Da erhob der Kurfürst seinen Stock und schrie: „Kerl, wo hat Er seinen Zopf?" — „Halten zu Gnaden Durchlaucht, der ist nicht mehr Mode." — „Ach was, Mode" rief der heimgekehrte Landesherr, „die Mode hat der Franzos in's Land gebracht. Aber im Zopf allein sitzt die Treue und die Ehrlichkeit, und wer seinen Zopf abschneidet der ist kein treuer Hesse!" Da wuchsen im Kattenlande die Zöpfe über Nacht wie die Pilze.

Am 17 April meldet der Bericht: daß das neue österreichische Finanzgesetz erschienen sei; laut desselben würden 45 Millionen Gulden Papiergeld ausgegeben. Beim Staatsbankerott, 1811, waren 1060 Millionen Gulden Bancozettel in 212 Millionen, also ¹/₅, umgewandelt. „Es ist das ein sicheres Zeichen daß die Regierung in ihrer äußeren Politik energische Entschlüsse fassen will. Uebrigens ist die Stimmung in der Armee außerordentlich gegenfranzösisch. Man kann nicht bezweifeln daß englisch-russische Agenten sehr thätig sind.

Die englischen Agenten hätte Fritz Ompteda nennen können. Sie waren ihm wohlbekannt: Ernst Hardenberg in Wien und Ludwig Ompteda in Berlin. Seltsam gestalteten sich die persönlichen Beziehungen zwischen den hannoverschen Landsleuten, die das Schicksal in die feindlichen Lager verschlagen hatte. Fritz Omptedas Tage-

buch nennt zu Anfang Mai den Grafen Ernst Hardenberg und seinen jüngeren Bruder Karl unter den Tischgästen des westphälischen Gesandten, im allerengsten Kreise. Als Deckung für diesen und ähnlichen bedenklichen Verkehr hatte ja letzterer sich des Beifalls des französischen Botschafters Otto im voraus versichert.

Ludwig Ompteda war, als Bevollmächtigter des Prinz-Regenten von England und Hannover, dem Staatskanzler Hardenberg auf dessen Wunsch nach Breslau gefolgt, wo er in Gemeinschaft mit Sir Charles Stewart den preußisch-englischen Allianzvertrag zu Stande brachte und dadurch am Sturze seines westphälischen Vetters eifrig und erfolgreich arbeitete.

Inzwischen war Oesterreich einen Schritt weiter gegangen. Es hatte sein „Hülfskorps“ in Gallizien zurückgezogen, da die „beschränkte Hülfe aus dem Allianzvertrage (von 1812) auf die gegenwärtigen Umstände nicht mehr anwendbar sei“. Als Antwort darauf habe Napoleon dem Fürsten Schwarzenberg, der nach Paris geschickt war, nachgewiesen: daß seine Armee 120,000 Mann stark sei, Franzosen; dazu noch 60,000 Mann Rheinbündler, die allerdings — nach Marets Zeugnis — „weder die Gewohnheit noch die Festigkeit Sr. Majestät in der Wiederherstellung verlorener Armeen hätten“.

Der Bericht schließt: „Die hiesigen feindlichen Agenten geberdeten sich gestern triumphirend; Wien und Petersburg stehen sich näher als es mit den berechtigten Forderungen Frankreichs vereinbar ist.“

Am 24 April: „Oesterreich zögert um seiner Vermittelung mehr Gewicht zu geben. Frankreich besteht auf dem Allianzvertrage. Oesterreich möchte Zeit gewinnen und zunächst sehen: auf welcher Seite die guten Karten liegen. Auch ist es zu sehr durch seine Finanznöte gehindert. Der Kurs des Papiergeldes ist von 140 auf 180 % gestiegen. Die Armee hat nur 100,000 Mann marschfertig ausgerüstet; bis zu Ende des Jahres hofft man 300,000 zu haben.“

Im Frühjahr 1813 zählte die österreichische Armee in Wirklichkeit nur 50,000 Mann. Radetzky, derzeit Chef des Generalstabes, sagt darüber: „Die Armee war damals eine reine militärische Unschuld, die Soldaten nur verkleidete Bauern. — Noch als am 12 September die Artillerie bei Teplitz auffuhr, war die Bespannungs-

mannschaft in leinenen Kitteln und Unterhosen und zog unter Tschihi! und Hott! und dem Gejammer der Artillerieoffiziere vorüber."

Dieser trostlose Zustand veranlaßte wesentlich Metternichs Zögern, um Zeit zum Rüsten zu gewinnen. In den Verhandlungen mit Narbonne sprach er stets von einer „Vermittelung mit 200,000 Mann". In Dresden bot er Napoleon sogar 250,000 Mann in Böhmen. Napoleon antwortete: „es sind nur 65,000."

„Die erste Depesche des Barons Wessenberg" (den Metternich im Januar nach London geschickt hatte) „ist hier eingelaufen. Man hat sie dem Botschafter Narbonne gezeigt. Sie enthält nichts Wesentliches; nur über Audienzen und Höflichkeiten. Vermutlich ist es gar nicht die richtige Depesche, jedenfalls ist sie nicht vollständig."

Narbonne ging nun Schritt für Schritt vor, auf Entscheidung dringend. Jedem Angriffe wich Metternich parirend aus. Es war wie eine Schaustellung zweier Fechtmeister. Hinter dem österreichischen Minister standen, noch unsichtbar aber dem Franzosen sicher fühlbar, der preußische Gesandte Humboldt und ein anonymer russischer Unterhändler (Stackelberg).

Bericht vom 3 Mai: „Narbonne hat beim Kaiser Franz Audienz genommen und die unverweilte Ausführung des Allianzvertrages verlangt. Der Kaiser hat erwiedert: ‚er sei jetzt Vermittler, könne also nicht Verbündeter einer der kriegführenden Parteien sein. Die Mitwirkung des österreichischen Hülfskorps von 30,000 Mann' (jetzt unter Frimont einem emigrirten Franzosen) ‚sei völlig zwecklos. Wenn der Kaiser Napoleon durch seine Bedingungen beweise daß es ihm mit dem Frieden Ernst sei, so werde Oesterreich dazu mitwirken aber mit 200,000 Mann.' Oesterreich erwartet zunächst um sich zu entscheiden eine große Schlacht."

Diese Schlacht fand am 2 Mai bei Lützen oder Groß-Görschen statt. Sie endigte jedoch unentschieden. Dem entsprach auch ihre Wirkung in Wien. Gegen Narbonne äußerte Metternich: „er betrachte Napoleons Sieg als den Frieden fördernd. Damit dieser zustande komme müßten die russischen englischen und preußischen Forderungen etwa um zwei Dritteile gekürzt werden, und dazu werde der Sieg von Lützen dienlich sein." Gleichzeitig gab er Humboldt,

der über die österreichischen Zögerungen ungeduldig wurde, die bestimmteste Versicherung: „es geschehe nur um die Rüstungen zu vollenden; der Entschluß selbst sei gefaßt.“ In dieser Sicherheit berichtete Humboldt am 9 Mai an den Staatskanzler Hardenberg: „Man kann auf den wiener Hof bestimmt zählen, und ich bitte Euer Exzellenz das zu thun.“

Fritz Omptedas Bericht, vom 3 Mai, fährt fort: „Napoleon wolle selbst keine Bedingungen stellen, sondern dränge diejenigen Oesterreichs zu wissen. Er schlage deshalb einen Kongreß in Prag vor. — Die österreichischen Bedingungen dürften folgende sein:

1. Erhaltung Preußens als ‚Zwischenmacht (puissance intermédiaire)‘; Vergrößerung durch das Herzogtum Warschau.

2. Herausgabe der drei französischen Departements der Elb-, Weser- und Emsmündungen; Unabhängigkeit der Hansestädte; Beseitigung des Rheinbundes.

3. Oesterreich verlangt Illyrien und Tyrol zurück; den Rhein als französische Grenze.

4. Rußland und Preußen fordern: daß das Königreich Westphalen verschwinde; Oesterreich ist uns etwas günstiger.

Diese Forderungen zielen offenbar auf baldigen Bruch.“ Die sachliche nüchterne Erwähnung des „Verschwindens“ muß auf den nervösen Souverain von Westphalen einen absonderlich gruseligen Eindruck gemacht haben.

Am 14 Mai berichtet der Gesandte über die Wirkung der Schlacht bei Groß-Görschen in Wien. Zuerst sei eine falsche Siegesnachricht gekommen die großen Jubel und Enthusiasmus erregt habe. Anderen Tages habe ein Kurier Napoleons die Niederlage der Preußen dem Kaiser Franz gemeldet. Metternich habe erklärt: „das Ereignis übe auf Oesterreichs Entschlüsse keinen Einfluß.“ „Wenn die Kriegspartei sich seiner so bemächtigt hat daß er nicht mehr rückwärts kann, so taxire ich dennoch den Kaiser Franz anders. Dieser Mann ist von Natur ängstlich und friedliebend. Metternich affektirt noch viel Festigkeit. Er wünscht die Ereignisse zu leiten, aber er wird von ihnen beherrscht. Man möchte gern den Kaiser Napoleon in seinem raschen Gange auf dem Pfade des Ruhmes anhalten; dieser aber wird sich

den Frieden nicht von einer Regierung diktiren lassen die ihre Stimme erhebt bevor sie handeln kann, die jetzt noch ohne Geld und ohne Heer dastehet. Hier allerdings verdoppelt man seine Thätigkeit: man möchte eine imponirende Stellung annehmen und die versäumte Zeit wieder einbringen. Unterdessen ist Metternichs offizielle Sprache unverändert. Vielleicht hält er es nicht für würdevoll so rasch umzuschlagen. Ich weiß sicher daß die ganze Umgebung des Kaisers für den Frieden ist; sie zittert bei dem Gedanken eines Bruches mit Frankreich. Dazu gehört auch der Feldmarschall(-Lieutenant?) Bellegarde. Er kennt den Zustand der Armee zu gut und ist uneins mit Schwarzenberg, der die Gefahr zu verkennen scheint in die Oesterreich sich stürzen will."

Diese friedlichen Stimmungen werden vor allen gegenüber dem französischen Botschafter erklungen sein; Ompteda schöpfte bei ihm aus erster Quelle. Das Tagebuch ergiebt den engen fast täglichen Verkehr der beiden Diplomaten. Der Bericht fährt fort: „Die Weiberclique hat sich Schwarzenbergs völlig bemächtigt." Um dieselbe Zeit schrieb Narbonne an Maret: „Gern würde das wiener Kabinet eine Gelegenheit ergreifen um mit uns zu brechen. Schwarzenberg hat entschieden Farbe gegen Frankreich bekannt. Metternich hat zwar seine Schiffe noch nicht verbrannt, aber er ist nahe daran."

Omptedas Bericht fährt fort: „Ebenso steht es mit Metternich, der Oesterreichs Heil nur in der Verbindung mit Rußland sieht. Dieser Staatsmann hangt sehr an seinem Posten und er würde diesen nicht halten können wenn Oesterreich sich für Frankreich erklärte. Die russischen Agenten" (Stackelberg) „sollen ihm mit Veröffentlichung eines zwischen Oesterreich und Rußland abgeschlossenen geheimen Vertrages drohen und er fürchtet das Schicksal des Herrn von Senfft." — Dieser sächsische Minister, früher Gesandter in Paris, „ein serviler Anhänger Napoleons" wie Ludwig Ompteda ihn nennt, hatte für den König von Sachsen insgeheim ein Bündnis mit Oesterreich verhandelt. Als dann plötzlich der König umschlug, erklärte: „Napoleon treu bleiben zu wollen" und aus Böhmen mit seinen Schätzen nach Dresden zurückkehrte, trat Senfft ab und blieb, um dem Zorne des Imperators auszuweichen, in Oesterreich.

Der Bericht fährt fort: „Außerdem ist Graf Metternich nicht blind gegen die Gefahr die in einer Wiederaussöhnung Frankreichs und Rußlands für Oesterreich liegen würde.“ „Ich halte mich aus der besten Quelle unterrichtet und darf annehmen, daß der nächste Kurier dem Grafen Narbonne den Befehl bringen wird, kategorisch zu fragen: ob Oesterreich Alliirter oder Feind Frankreichs sein will?“

Es traf nun die Verbündeten der harte Schlag der Niederlage bei Bautzen, am 21 Mai. In ihrer Folge zogen sich die Russen und Preußen nach Oberschlesien zurück. Ludwig Ompteda war zu Anfang Mai in Dresden gewesen, hatte dort seinen verwundeten Freund Scharnhorst besucht, war dann dem allgemeinen Rückzuge nach Teplitz und Prag gefolgt. Dort saß er am 1 Juni abermals und zum letzten male an des bereits tötlich erkrankten Helden Lager und machte sich am 4 Juni mit dem Minister Stein auf um das große Hauptquartier zu suchen. In Nachod, der Besitzung der Herzogin von Sagan, erfuhren die Reisenden den Abschluß des Waffenstillstandes von Prischwitz am 4 Juni. Stein war außer sich über diese Wendung. Beide eilten daher um so mehr in das preußische Hauptquartier zu gelangen. Im Bade Reinerz machten sie Mittagsruhe. Dort hielten sich damals der Freiherr von Gagern*) und der dänische Gesandte Baron Eyben auf, die im preußischen Hauptquartiere nicht gern gesehen waren. Auch der Fürst Hatzfeldt ein besonderer Vertreter der preußisch-französischen Allianz war dort. Diese drei Herren hatten einen gemeinsamen Mittagstisch eingerichtet. Stein war indessen nicht zu bewegen, mit Hatzfeldt und Eyben zu speisen. So ließ sich Gagern

---

*) Hans Christoph Ernst Freiherr von Gagern, geboren 1766 zu Kleinniederheim bei Worms, war lange Jahre hindurch in Nassau-Weilburg'schem Dienst; Reichsstaatsmann; unterzeichnete 1806, als Gesandter in Paris, die Rheinbundsakte, wodurch Nassau souverain wurde; verhinderte dabei aus historischem Reichspatriotismus die Mediatisirung Anhalts der thüringischen Fürstentümer der Lippes u. s. w. Im Jahre 1811 mußte er abgehen, da kein auf dem linken Rheinufer Geborner im Dienste eines deutschen Fürsten bleiben durfte; 1813 trat er in oranische Dienste; auf dem Wiener Kongreß war er eifriger Wortführer Sachsens und der kleinen Staaten gegen Preußen; zugleich betrieb er die Vergrößerung der Niederlande zu Deutschlands Nachteil; 1815—20 Bundestagsgesandter in Frankfurt wo er sich für landständische Verfassungen in den Bundesstaaten bemühete; er starb 1852 zu Hornau bei Königstein im Taunus.

seine Portion in sein Quartier holen wo die beiden Reisenden seine Gäste waren. Seine Tischgenossen jedoch hatten dieselbe großmütigerweise so reichlich bemessen daß alle drei völlig gesättigt wurden.

Die großen preußischen und russischen Hauptquartiere waren auf den Gütern und Dörfern rings um Reichenbach untergebracht. Unerwartet trafen der Kaiser von Oesterreich und Metternich in dem nicht entfernten Gitschin in Böhmen ein um den Gang der Verhandlungen zu beschleunigen; sie hatten Wien am 31 Mai verlassen. Fritz Ompteda berichtet diese bedeutsame Thatsache am 5 Juni und fügt hinzu: „Der Ritter Gentz ist ebenfalls nach Prag abgereist. Er ist der eifrigste Parteigänger der Koalition gegen Frankreich. Graf Metternich bedient sich seiner sehr viel und er wird stets zu Rate gezogen wenn es sich darum handelt, dem Uebergewichte Frankreichs entgegenzutreten*). Wir hoffen noch auf den Frieden; aber eine große Partei hier hofft und fordert den Krieg."

Napoleon hatte sich in Dresden niedergelassen und gab sich den

*) Friedrich von Gentz, geboren 1764 in Breslau, Schüler Kants in Königsberg, trat 1785 in Berlin in den Staatsdienst, brachte es nur bis zum Kriegsrat wurde aber der größte deutsche publizistische Stilmeister. In seinem „Historischen Journal" (1797—1800) bekämpfte er Frankreich und Bonaparte, empfahl England, geriet dadurch in Verdacht in englischem Solde zu stehen; er ging 1802 in österreichischen Dienst; mit unerbittlichem Haß gegen den Imperator arbeitete er in Wien stets für das feste Zusammengehen mit Preußen. Schrieb in diesem Sinne eine Reihe glänzender Flug- und Brandschriften; lebte als vertrauter Mitarbeiter Stadions 1806—7 in Prag; focht mit Männern wie Stein und Ludwig Ompteda in einer Linie; Napoleon hielt ihn mit Recht für einen seiner gefährlichsten Feinde. Seit 1809 war Gentz thätig in der Staatskanzlei; Freund und Vertrauter Metternichs; verfaßte die Kriegsmanifeste von 1809 und 1813. Er nahm das Hauptverdienst: Oesterreich zum Kriege gedrängt zu haben, für sich in Anspruch. Seit 1815 ward er immermehr bestimmender Vertrauter Metternichs, Apostel der „Ruhe um jeden Preis". Er starb 1832, in dem drückenden Gefühle der Vorkämpfer einer verlorenen Sache zu sein; er war zu seiner Zeit die größte Autorität in Volkswirtschafts- Geld- und Kreditfragen. Als Publizist ist er in Deutschland nie wieder erreicht. Durch das allgemeine Uebelwollen, das ihm seine spätere Erschlaffung und sein krampfhaftes Anklammern an das Bestehende eintrug, sind seine früheren großen Verdienste um Deutschlands Befreiung in der neueren Geschichtschreibung verdunkelt worden. Man darf dagegen wohl auf gleichzeitige Zeugnisse zurückgreifen:

Stein schrieb am 20 April 1809 an Gentz: „Seien Sie überzeugt, daß ich Sie wegen Ihrer richtigen Ansicht der europäischen Staatsverhältnisse, des Mutes, der Beharrlichkeit und des Geistes, womit Sie die Sache, erst der gesellschaftlichen

Schein ernstlicher Absichten und Hoffnungen auf Frieden. Er wollte damit nur Zeit für die Vollendung seiner Rüstungen gewinnen. Metternich wurde nach Dresden eingeladen. Dort hatte er stürmische Auftritte mit dem Imperator. Endlich einigte man sich dahin: am 5 Juli die französischen russischen und preußischen Bevollmächtigten in Prag zusammen treten zu lassen. Um ihnen Zeit zu gönnen wurde der Waffenstillstand bis zum 10 August verlängert.

Auch Narbonne war nach Dresden berufen. Damit versiegte des westphälischen Gesandten direkte Quelle und er konnte daher nur noch über Stimmungen und Zustände in Wien während des Waffenstillstandes berichten. Man gewinnt dabei das Bild ängstlicher Erwartung, auch einiger Verzagtheit der Bevölkerung der Hauptstadt die, von allen offiziellen Nachrichten abgeschnitten, im Angedenken früherer trauriger Erfahrungen und Enttäuschungen, das Schlimmste: einen Vorstoß Napoleons nach Süden fürchtete und einer Wiederholung der Katastrophen von 1805 und 1809 entgegen sah.

25 Juni. „Seit zwei Tagen deuten alle Maßregeln auf den festen Entschluß zum Kriege hin; die öffentliche Meinung geht ebendahin; die Wiener verlangen ihn mit lautem Geschrei."

30 Juni. „Die Rüstungen gehen fort, sie stehen aber im Gegensatze zur öffentlichen Stimmung; diese ist jetzt vollständig für den Frieden."

Ordnung, dann der aus dem Gleichgewichte der Kräfte entstehenden Freiheit der Nationen verteidigt haben, ehre und unendlich schätze." ...

Sein kaltgrimmiger Haß gegen Napoleon war so stark daß, als im Februar 1807 Johannes von Müller Westphälinger geworden war, Gentz ihm einen Absagebrief schrieb, der mit den Worten schloß: „Wenn Gott unsere Wünsche erfüllt und meine und anderer Gleichgesinnter Bemühungen krönt, so wartet Ihrer nur eine einzige Strafe, aber diese ist von allmächtigem Gewichte. Die Ordnung und die Gesetze werden zurückkehren, die Räuber und der Usurpator fallen." ...

Napoleon zeigte Gentz gegenüber: welch ein kleiner Mensch der große Feldherr war. Am Tage des Einzuges in Berlin, im 19 Bülletin, redete er von dem: „elenden Skribenten, Gentz genannt, einer der Menschen ohne Ehre die sich für Geld verkaufen."

Beim Ausbruche des Krieges 1809 zog Stadion Gentz nach Wien. Der „Westphälische Moniteur" meldete: daß der berüchtigte Ränkemacher Gentz in Wien angekommen sei.

3 Juli. „Wien ist gegenwärtig ohne Garnison; alle Regimenter der Monarchie sind in Bewegung. Oesterreich nutzt den Waffenstillstand mit Macht für die Vollendung seiner Rüstungen aus. Vielleicht will man durch die Unterhandlungen in Dresden Napoleon nur hinhalten; aber er dürfte sich wohl kaum täuschen lassen. Man erzählt, daß unserm Souverain die sächsische Krone nach dem Tode des Königs bestimmt ist."

Am 7 Juli: „Graf Metternich soll hierher geschrieben haben: daß er in Dresden einen moralischen Sieg über Napoleon davon getragen habe". — Fritz Ompteda war bei der Gräfin Metternich oft und gern gesehen.

10 Juli. „Der Kaiser von Oesterreich wollte dem General Prinzen Louis Liechtenstein einen Orden geben. Dieser hat gebeten: mit der Auszeichnung zu warten bis er Gelegenheit gehabt haben werde, sich dieselbe in Waffenbrüderschaft mit den Russen zu erkämpfen. Der Kaiser von Rußland hat auf seiner Fahrt von Reichenbach nach Opotschna, um dort seine Schwester die Großfürstin Kathrine zu sehen, wie auch auf dem Rückwege bei der Herzogin von Sagan in Ratiborschitz gespeist. Er hat dort gesprochen ganz wie ein junger Kriegsheld der sich nur nach Kampf und Ruhm sehnt. Er hat die Hausherrin und die ganze anwesende Gesellschaft durch die Versicherung seines festen Entschlusses: den Krieg fortzuführen, in Entzücken versetzt. Seine Worte sind hierher durch Herrn von Gentz berichtet der sich dort befand und eine Unterredung von mehreren Stunden mit dem Kaiser gehabt hat. Herr von Gentz ist bekannt durch seine Befähigung und noch mehr durch seine blinde Hingebung an die Interessen Englands. Dieser Mann hatte seit langer Zeit seinen ganzen Geist an das Kabinet von London verkauft. Bis jetzt hat sich kein Ueberbieter gefunden."

17 Juli. „Die öffentliche Stimmung ist umgeschlagen. Vor einigen Wochen wünschte man den Bruch mit Frankreich, jetzt fürchtet man ihn. Man möchte die Allianz von 1812 wieder aufleben sehen. Der Zustand der Finanzen erlaubt nicht, die bewaffnete Neutralität länger fortzusetzen. Der Zustand der Armee läßt viel zu wünschen übrig."

„Einige deutsche Zeitungen haben den Grafen (Ernst) Hardenberg, vormaligen hannoverschen Gesandten in Wien, auf die Liste der Teilnehmer des Kongresses zu Prag gesetzt. ‚Er werde dort das Interesse Englands vertreten.‘ Ich glaube dem widersprechen zu können. Graf Hardenberg, Bruder des Oberzeremonienmeisters in Kassel, scheint fortdauernd eine geheime Korrespondenz mit der alten hannoverschen Regierung in London zu führen; aber ich bezweifle daß man ihm eine ostensibele Verhandlung anvertrauen wird. In Wien lebt er sehr zurückgezogen, nur in der Gesellschaft des Grafen Rasumowsky; es ist die der Antifranzosen. Er war im Laufe dieses Sommers zweimal in Schlesien und ist von dort vor einigen Tagen mit seinem jüngeren Bruder Karl hieher zurückgekehrt. Von letzterem weiß ich — den älteren Bruder sehe ich nur wenig — daß man von englischer Seite keineswegs für den Frieden gestimmt ist. Man mißt den neuesten Ereignissen in Spanien“ (Schlacht bei Vittoria, 21 Juni) „große Wichtigkeit bei. Man vergißt daß, selbst wenn diese Nachrichten nicht übertrieben sein sollten, das schöpferische Genie des Kaisers Napoleon mehr als genügende Hülfsquellen bietet um solche Unglücksfälle auszugleichen; man glaubt, in Burgos bereits Danzig und Magdeburg erobert zu haben.“

26 Juli. „Alle Wahrscheinlichkeit ist für den Krieg. Wenn dieser unglückliche Krieg wieder ausbricht wird er furchtbar sein. Die Oesterreicher sagen: daß der Kaiser Napoleon jeder Verhandlung unzugänglich ist und daß man gezwungen sein wird ihn mit allen Kräften zu bekämpfen.“

So waren die Ereignisse dem Ablaufe des Waffenstillstandes entgegengereift. Die westphälische Quelle in Wien rinnt jetzt spärlich. Wir wollen deshalb hier zunächst die politische Entwickelung während der Spannung zwischen Furcht vor dem Frieden und Hoffnung auf gemeinsamen Angriff gegen den allgemeinen Bedrücker, vom Standpunkte des bewährten Patrioten Ludwig Ompteda und seines getreuen Genossen Hardenberg vorführen. Ohne daß deshalb den Berichterstatter auf der einen und anderen Seite ein nachträgliches Lob oder ein unverdienter Tadel trifft, wird man nicht verkennen: daß die Auffassung und Darstellung der Hannoveraner, ihr hin-

gebender Eifer für ihre heilige Sache, ihre patriotische Herzenswärme sich genau so zu dem gleichmütigen Westphälinger verhalten, wie der grimmige Ernst des seine Kette brechenden Norddeutschlands zum Königreiche „Morgen wieder lustick".

Ludwig Ompteda an den Minister Münster. Reichenbach 2 Juli 1813:

„Ich habe die Berichterstattung über die neuesten Verhandlungen zwischen dem österreichischen russischen und preußischen Kabinette dem Grafen Hardenberg zu überlassen gehabt, der sich im Vertrauen des Grafen Metternich befindet und dadurch in die Absichten des wiener Hofes weit besser als ich eingeweiht ist. Diese bilden jedenfalls diejenige Grundlage, auf die ein Urteil über die jetzige Lage zu stützen ist. Ich bitte daher Euer Exzellenz, Ihnen nur einige Betrachtungen über den Karakter jener Verhandlungen, über ihren Gang und über die daran beteiligten Personen vortragen zu dürfen. Ich lege denselben keinen weiteren Wert bei als daß sie Euer Exzellenz zur Beleuchtung anderer Nachrichten über den gegenwärtigen Stand der Dinge dienen könnten."

„Um die zukünftige Ruhe Europas zu sichern und den allgemeinen Frieden zu befestigen, hätte das hauptsächlichste und unerläßliche Ziel des gegenwärtigen Krieges sein müssen: den Thron Bonapartes und seiner gesamten sogenannten Dynastie zu stürzen. Wäre dieses Prinzip als unerschütterliche Grundlage der gemeinsamen Anstrengungen festgelegt auch ohne es öffentlich zu verkündigen, so hätten die gegen Frankreich bewaffneten Mächte Europa retten können. Die Durchführung dieses Prinzips wäre leicht gewesen wenn, in aufrichtiger Uebereinstimmung und durch vereinte Anstrengungen, die an der Herstellung des Gleichgewichtes in Europa arbeitenden Mächte ihre militärischen Operationen alsbald bis zur französischen Grenze vorgetrieben und dadurch den gemeinsamen Feind ausschließlich auf die Hülfsquellen Frankreichs beschränkt hätten. So eifersüchtig aber auch diese Mächte auf Bonapartes Uebergewicht in Europa zu sein scheinen, so klar ist es doch jetzt: daß sie niemals von der unausweichlichen Notwendigkeit jenes Prinzips durchdrungen waren und daß man darauf verzichten muß wenn nicht der Zufall uns zu Hülfe kommt."

„Was Oesterreich anbelangt so scheint es daß seine Absichten von ganz entgegengesetzten Interessen gelenkt werden. Ohne hier den Anteil zu berücksichtigen, den die persönlichen Neigungen des Kaisers Franz an dem politischen Systeme Oesterreichs haben mögen, so scheint es daß dieser Hof sich mit der, wohl sehr entfernten und dadurch sogar nichtigen Aussicht auf einen minderjährigen Nachfolger Bonapartes schmeichelt, wovon Oesterreich ohne große Anstrengungen und Opfer großen Vorteil gewinnen könnte, sei es durch Einfluß auf die Regentschaft wenn es dieser gelänge sich dauernd zu halten, sei es durch die Unordnungen, die in Frankreich vermöge der verschiedenen Parteiungen entstehen würden falls es der Regentschaft an Energie und Macht gebräche."

„Wenn man demnach auf jene erste Grundlage einer sicheren und dauernden Herstellung des Friedens verzichtete, so hätte die nächstliegende sein müssen: das Gleichgewicht in Europa wieder einzurichten indem man die verschiedenen Staaten befreite die sich jetzt in französischer Abhängigkeit befinden, und zwar zum großen Nachteile derjenigen Mächte die allein noch im Stande sind das Gegengewicht gegen Frankreich zu bilden. Es scheint daß Rußland in seinen ersten Plänen diese zweite Grundlage im Auge hatte, da es die Wiederherstellung Preußens verlangte; da es Oesterreich entsprechende Vergrößerungen zugestand; da es anstrebte: Polen dem direkten Einflusse Frankreichs zu entziehen; da es die Auflösung des Rheinbundes und Herausgabe der von Bonaparte und seiner Familie in Deutschland usurpirten Länder forderte; da es die Unabhängigkeit Hollands und die Erhaltung Spaniens unter seiner alten Dynastie wünschte. Solche waren die ersten Vorschläge Rußlands (bei den Verhandlungen in Wurschen vor der Schlacht bei Bautzen)."

„Ohne Zweifel ist in allen diesen Punkten Preußen mit Rußland einverstanden, und solange letzteres dabei beharrt: diese Zugeständnisse mit den Waffen von Frankreich zu erzwingen, wird Preußen aus allen Kräften dazu mitarbeiten."

„Oesterreich dagegen erscheint beschränkter in seinen Forderungen. Spanien und Holland betrachtet es als seinen eigenen Interessen fremd, zu entfernt für seinen Einfluß um sich direkt einzumischen,

mehr als Fragen die besonders Großbritannien angehen. Oesterreich nimmt Anteil an Preußen und wünscht dessen Wiederherstellung. Aber es findet hierin gleichzeitig einen Vorwand um selbst eine entsprechende Vergrößerung zu wünschen, die es allerdings auf die sogenannten illyrischen Provinzen beschränkt. Es verzichtet anscheinend auf Tyrol und es liegen nur schwache Anzeigen dafür vor daß es im Wege der Unterhandlung hofft: Venetien wieder zu gewinnen. Polen möchte Oesterreich dem direkten französischen Einflusse entziehen; ich weiß jedoch nicht: welche Pläne es über Polens künftiges Schicksal hegt?"

„Um so erstaunlicher ist es: mit welcher Mäßigung oder vielmehr Gleichgültigkeit der wiener Hof die Lage der Dinge in Deutschland betrachtet. Nach den Unterredungen die ich darüber mit Graf Hardenberg gehabt habe scheint es, als ob man der Auflösung des Rheinbundes nur geringe Wichtigkeit beimißt. Man glaubt ihn bestehen lassen zu können, wenn man nur den deutschen Fürsten die Freiheit sichert ihm beizutreten oder nicht, je nach ihrem Belieben. Die Folgen einer solchen Anordnung sind leicht zu berechnen. Die meisten Fürsten sind schon beigetreten; sie würden im Bunde bleiben, teils aus Furcht teils um den Schein von Souverainetät zu wahren, den Bonaparte*) ihnen gelassen hat, damit er desto bequemer aus ihren Ländern die Hülfsmittel erpressen könne deren er für seine feindlichen Pläne gegen die Gesamtheit bedarf."

„Wenn Oesterreich so geringen Eifer zeigt um Bonapartes Gewalt über Deutschland ein Ende zu machen so ist es nicht minder erstaunlich zu sehen: bis zu welchem Grade das wiener Kabinet die Abtretungen einschränken zu sollen glaubt, die es von Frankreich fordern will. Obgleich Oesterreich wünscht, Preußen die Ausdehnung wiederzugeben die es vor dem Kriege von 1806 hatte, soll es dennoch für Preußen auf dem rechten Elbufer nur das Herzogtum Magde-

---

*) Wenn die hannoversch-englischen Agenten stets von „Bonaparte" oder gar „Buonaparte" sprechen, so ist das nicht etwa eine gesucht patriotische Form sondern völlig korrekt, denn der König von England und Kurfürst von Hannover hatte niemals den „Kaiser" und das „Kaiserreich" anerkannt. Auch auf St. Helena hieß Napoleon nur: der General Buonaparte.

burg, das Fürstentum Halberstadt und die Stadt Halle gefordert haben. Dabei fühlt jedoch das wiener Kabinet vollständig die Unzuträglichkeiten und großen Gefahren, die es mit sich bringen würde wenn die Festung Magdeburg in den Händen Frankreichs oder eines der Bonaparteschen Präfekten bleibt."

„Wenn danach Oesterreich das sogenannte Königreich Westphalen bestehen lassen will so vernachlässigt es vollständig die Interessen des Hauses Hannover in dem Augenblicke wo es wünscht, das erlauchte Haupt dieses Hauses den Friedensverhandlungen zuzugesellen. Ich erfahre daß der wiener Hof, um nicht an die sogenannte 32 französische Militär-Division" (die französischen Departements der „Weser- und Ems-Mündungen") „zu rühren, nur Hamburg und Lübeck wiederfordert, nicht einmal die Stadt Bremen. Nur auf das ausdrückliche Verlangen der beiden Höfe die jetzt den Vertrag mit England über die Wiederherstellung der Staaten des Hauses Braunschweig geschlossen haben, ist diese Wiederherstellung von Oesterreich unter die an Frankreich zu stellenden Forderungen aufgenommen."

„Wie weit oder eng aber Oesterreichs Friedensbasis war, jedenfalls mußte es der Vermittelung, der es sich unterzog, den Karakter größter Energie verleihen indem es erklärte: daß es auf die Annahme seiner Grundlage mit den Waffen in der Hand bestehen werde. Ich fürchte nun aber: daß Oesterreich nur auf wenige Punkte derselben, durch Vereinigung seiner Streitkräfte mit denen der zwei alliirten Höfe, bestehen dürfte. In dieser Voraussetzung scheint es mir: daß Rußland und Preußen einen großen Fehler begangen haben, indem sie das Schicksal der ganzen Unterhandlung, und damit ihr eigenes Wohl und Wehe wie dasjenige ganz Europas, in die Hände einer Macht gelegt haben deren politische Ziele weit unter denjenigen liegen die Rußland und Preußen sich gesteckt hatten als sie zu den Waffen griffen. Es ist schon eine große und von vielen russischen Diplomaten getadelte Anomalie: daß Rußland Oesterreichs Vermittelung zugelassen hat ohne zuvor mit ihm Frieden geschlossen zu haben, da sie doch bis in die jüngste Zeit sich im Kriegszustande befanden. Aber es ist noch erstaunlicher: daß die beiden Mächte mit Oesterreich kein förmliches und feierliches Abkommen über dessen kriegerische Mit-

wirkung und über den Fall ihres Eintritts getroffen haben, sowie über den casus foederis."

„Da die Verhältnisse nun einmal so liegen, dürfte es wohl angezeigt sein, einen Blick auf die Persönlichkeiten in den drei Kabinetten zu werfen zwischen denen jetzt die Angelegenheiten des Kontinents verhandelt werden: Preußen Rußland und Oesterreich."

„Das preußische Kabinet besteht fast ausschließlich in der Person des Staatskanzlers. Der Baron Hardenberg fragt offiziell niemand um Rat, und nur mit sehr wenigen Personen benimmt er sich vertraulich über die wichtigsten Angelegenheiten. Selbst Herr von Gneisenau hat ihn verlassen um die schlesische Landwehr zu organisiren. Der Staatskanzler vereinigt in seiner Person fast sämtliche Zweige der Verwaltung." (Es war ihm die Oberaufsicht und Kontrolle über die Ministerien des Innern der Finanzen des Königlichen Hauses und des Auswärtigen übertragen.) „Er will fast alles selber machen; es ist daher unmöglich daß er jedem einzelnen Zweige die erforderliche Muße widmen, daß er den Gang der Geschäfte mit der nötigen Aufmerksamkeit verfolgen, daß er reiflich über die Entschlüsse nachdenken kann die er unter den jetzigen Umständen zu fassen hat: Umstände von solch hoher Wichtigkeit daß sie die ernstesten und anhaltendsten Erwägungen erfordern. Alles geschieht in Hast, und in letzterer Zeit haben wir nur zu viele nachteilige Wirkungen der Ueberstürzung gesehen in der die Geschäfte betrieben werden. Häusliche und persönliche Zerstreuungen nehmen dem Kanzler ebenfalls noch einen beträchtlichen Teil seiner kostbaren Zeit. Ich muß jedoch dem Baron Hardenberg die Gerechtigkeit widerfahren lassen: daß er stets vom besten Willen beseelt ist, daß er viel dazu beiträgt andere anzufeuern, daß er das Hauptziel des jetzigen Krieges nie aus dem Auge verliert und daß er auf keinen der ursprünglichen russischen Vorschläge verzichten würde wenn er sicher wäre: von den anderen Mächten unterstützt zu werden. Er wird nur um soviel nachgeben als die anderen Kabinette zurückweichen. Inzwischen versäumt er nichts um Preußens Streitkräfte auf den Achtung gebietendsten Fuß zu setzen und dazu alle Kräfte des Landes aufzuwenden, da er nicht verkennt daß wenn der Krieg fortgesetzt wird,

die Hauptlast auf Preußens Schultern fallen wird, welcher auch der Ausgang sein möge."

„In der jetzigen Lage ist der Tod des Generals Scharnhorst ein unersetzlicher Verlust; der General Gneisenau selbst bekennt daß er ihn nicht ersetzen kann, weder als Soldat noch weniger aber wegen des heilsamen Einflusses, den der General Scharnhorst auf den Geist des Königs gewonnen hatte. Jetzt ist Herr von Knesebeck, Generaladjutant des Königs, durch die große Leichtigkeit seinen Herrn regelmäßig zu sehen, in der Lage einen sehr gewichtigen Einfluß auf dessen politische Anschauung auszuüben. Ich vernehme daß Herr von Knesebeck, ebenso wie sein Freund Herr Ancillon, von neuem wiederum sehr zum Frieden geneigt sind; daß besonders Herr von Knesebeck der Meinung ist: der König würde den Frieden durch Verzicht auf die im tilsiter Frieden verlorenen Provinzen nicht zu teuer erkaufen wenn Preußen eine entsprechende Entschädigung nach Polen zu erhielte, und daß selbst der Verlust von Magdeburg nicht in dem Grade nachteilig für Preußen sein würde um unbedingt auf dessen Rückgabe zu bestehen."

„Diese friedlichen Anschauungen der Herren von Knesebeck und Ancillon würden weniger gefährlich sein wenn der König von Preußen mehr Zutrauen in seine eigenen Ansichten setzte; wenn nicht, trotz der gewaltigen und den anderen Alliirten wenigstens gleichwertigen Machtentfaltung Preußens, der König es vorzöge eine zweite Rolle zu spielen, und wenn ferner in seiner Umgebung Männer wären die dem Einflusse jener beiden Herren das Gegengewicht bieten könnten. Aber wie gut auch die Absichten des Baron Hardenberg sind, er sieht den König zu wenig um seine Ansichten bei ihm zur Geltung zu bringen, und er ist nicht hinreichend folgerichtig und beständig in Führung der Geschäfte um die Verhandlungen zu beherrschen und um Preußen die seinen Leistungen entsprechende Rolle spielen zu lassen. Durch den Tod seines Freundes Scharnhorst ist der Staatskanzler einer höchst notwendigen Stütze beraubt; denn dieser verlor niemals das Ziel das er sich gesteckt hatte, aus dem Auge; er beschäftigte sich mit allen Einzelheiten die ihn dahin führen konnten; er arbeitete daran stets mit unvergleich-

lichem Eifer und mit einer Ausdauer die kein Hindernis erschüttern konnte. Ganz hingenommen von den Angelegenheiten, deren Seele er war, widmete er ihnen seine ganze Zeit, seine ganze Sorge, so daß der Kanzler die Pläne nur zu genehmigen hatte, die im Arbeitszimmer des Generals Scharnhorst völlig ausgereift waren."

„In allen diesen Beziehungen kann der General Gneisenau den General Scharnhorst nicht ersetzen. Seinem weit lebhafteren Temperamente fehlt die biegsame Feinheit, durch die der General Scharnhorst seinen großen Einfluß auf den Staatskanzler und selbst auf den König gewonnen hatte. Gneisenau will häufig mit einem Rucke die Entscheidungen durchsetzen, die Scharnhorst dadurch erwirkte daß er viele Hindernisse durch die ruhigste Beharrlichkeit beseitigte. Seit einiger Zeit schwebt schon eine kleine Verstimmung und eine etwas spitzige Korrespondenz zwischen dem Kanzler und dem General Gneisenau, weil letzterer sich in seinem General-Gouvernement Schlesien verschiedene, allerdings einigermaßen willkürliche Verfügungen erlaubt hat um die Geldmittel für die Organisation der Landwehr herbeizuschaffen. Ich habe den General Gneisenau dringend gebeten: das gute Verhältnis mit dem Kanzler recht zu pflegen und ihn mit allen Mitteln zu unterstützen."

„An der Spitze des Kabinets, das zur Zeit den Kaiser von Rußland umgiebt, steht der Graf Nesselrode. Die meisten Personen, die in direkten Beziehungen zu ihm stehen, stimmen darin überein: daß weder sein Lebensalter noch seine geringe Erfahrung in den Geschäften noch selbst seine natürlichen Gaben ihn befähigen, die Stellung würdig auszufüllen in die ihn der Zufall gebracht hat. Diesen benutzend hat er sich der obersten Leitung der Geschäfte bemächtigt. Indem er dadurch sein Ansehen beim Kaiser befestigt hat, dem er sich unentbehrlich zu machen sucht, benutzt er diese Stellung um sich den Weg zu noch höheren Stellungen zu bahnen. Die Gräfin Nesselrode, eine intrigante und ehrgeizige Frau, arbeitet unter der Hand daran, die Stellung ihrer Familie in Rußland" (sie war eine Tochter des Finanzministers Grafen Gurjew) „durch den Einfluß ihres Mannes beim Kaiser zu erhöhen. Seit sie im Hauptquartier des Kaisers in Peterswaldau eingetroffen ist arbeitet sie daran, Herrn von An-

stetten*) zu entfernen, der die zweite Stelle im Kabinet einnimmt ohne indessen dem Grafen Nesselrode untergeordnet zu sein, und dessen Ueberlegenheit die Gräfin mit Recht fürchtet. Es scheint indessen, daß Herr von Anstetten bei aller Gewandtheit nicht verstanden hat sich das allerhöchste Vertrauen zu erwerben."

„Der Freiherr von Stein hat sich bis dahin immer noch den freien Zutritt zum Kaiser bewahrt; jedoch sieht er diesen weniger und obgleich der Kaiser dem Freiherrn immer noch viel Vertrauen schenkt, so kann man dennoch wohl wahrnehmen daß Herr von Stein nicht in alle Geheimnisse der hohen Politik eingeweiht ist, daß vielmehr seine Teilnahme an den Geschäften sich wesentlich auf die deutschen Angelegenheiten beschränkt. Herr von Stein selbst hat mehrfach bemerkt: daß der Graf Nesselrode sich unmerklich von ihm zu entfernen sucht soweit die Geschäfte es zulassen. In den Gesprächen, die ich während der letzten Tage mit dem Freiherrn von Stein hatte, habe ich ihn mehrfach dringend ersucht: dem Kaiser von Rußland verschiedene Memoires vorzulegen um demselben die Wichtigkeit mehrerer Punkte für die Friedensverhandlungen darzuthun, ohne die der Frieden mit Frankreich nur eine Spiegelfechterei wäre; vor allem sei auf die Auflösung des Rheinbundes zu bestehen als conditio sine qua non. Der Baron Stein hat meinem Andringen entsprochen."

„Unter allen Diplomaten die dem kaiserlichen Hauptquartier folgen, ist Herr von Alopeus der jüngere ohne Zweifel der gewandteste und verwendbarste Geschäftsmann. Bei verschiedenen Missionen hat er sich viele und tüchtige Erfahrung erworben; damit verbindet er eine ausgebreitete Kenntnis der fremden Höfe und eine große Leichtigkeit in der Arbeit. Er wäre würdig in den wichtigsten Sachen verwendet zu werden. Was ihm vielleicht fehlt ist eine genauere Kenntnis des inneren Rußlands, da er fast stets im Auslande war. Die deutschen Angelegenheiten liegen ihm besonders am Herzen und auch er sieht die Auflösung des Rheinbundes als notwendige Friedensbedingung an. Herr von Alopeus ist beim König

*) Anstetten war 1760 in Straßburg geboren, kam 1789 nach Rußland, wurde 1811 diplomatischer Kanzleidirektor des Fürsten Kutusow, war 1813 Friedensbevollmächtigter in Prag; er starb als Gesandter beim Bunde in Frankfurt a. M. 1835.

von Preußen akkreditirt, steht aber außerhalb der Geschäfte und erfährt nichts von den direkten Verhandlungen zwischen den beiden Kabinetten. Hierüber gekränkt und unzufrieden mit der Behandlung der Geschäfte im russischen Kabinet, hat er verschiedentlich um Urlaub nach Prag gebeten, wo seine Frau ihre Niederkunft erwartet. Der Kaiser, der ihm persönlich wohl will, verweigert den Urlaub ‚da er ihn nicht entbehren könne'. Man beschäftigt ihn indessen nur mit Nebensachen und der Graf Nesselrode weiß ihn stets fern vom Kaiser zu halten."

„Herr von Stein wünscht seit langer Zeit, im russischen Kabinet einen Mann zu sehen der mehr Gewicht und mehr Kenntnis der Geschäfte habe. Er hat deswegen versucht, den Fürsten Kotschubey dem Kaiser näher zu bringen. Dieser sollte außerdem in die Zentralverwaltung für Deutschland eintreten. Schon in Kalisch hat der Kaiser Herrn von Stein gesagt: er habe an Kotschubey schreiben und ihn berufen lassen. Diesen Brief hat letzterer nie erhalten. Er will nun nicht kommen mit dem Anscheine sich aufzudrängen."

„Nach allem Vorstehenden wird man sich in Beziehung auf den Anteil des russischen Kabinets bei der Beratung der Interessen Europas fast ausschließlich auf die Einsicht und Thatkraft des Grafen Nesselrode zu verlassen haben. Sie werden ihn vermutlich bei allen denjenigen Fragen richtig leiten, die Rußland im besonderen angehen. Was jedoch die anderen Artikel betrifft, so fürchte ich daß der Graf Nesselrode allzugroße Zuvorkommenheit für die Ansichten des Grafen Metternich haben wird."

„Auf diesen Staatsmann werden sich jetzt die Blicke ganz Europas zu richten haben. In seine Hand hat man das Dasein die Unabhängigkeit die Sicherheit und das Wohlsein des größten Teils des Kontinents gelegt; nicht allein vermöge des wohl oder übel begründeten Vertrauens das man dem wiener Hofe bewilligt hat; noch weit mehr indem man sogar die Initiative dieser so wichtigen Verhandlungen seinem Minister überlassen hat, so daß das Schicksal derselben von der Art abhangen wird wie er sie einleitet. Es ist Sache des Grafen Hardenberg: über die Grundsätze und die politische Haltung des Grafen Metternich zu berichten. Ich habe keine ge-

nügende Veranlassung, das Mistrauen zu teilen das man gegen die politischen und sittlichen Prinzipien des Grafen Metternich hat erregen wollen. Aber es erscheint doch gefährlich: solche Lebensfragen vorzugsweise einem Staatsmanne anzuvertrauen, der bei früheren Gelegenheiten das Heil Europas den besonderen Absichten des Hauses Oesterreich geopfert hat; einem Staatsmanne der, aus Sorglosigkeit oder Leichtfertigkeit oder aus anderen Ursachen, nicht immer diejenige Thatkraft und Würde erwiesen hat wodurch er hätte Frankreich imponiren können; einem Staatsmanne endlich, der in seinem eigenen Lande stets mit einer Partei zu ringen hat die mächtiger ist als er und die dem Kriege abgeneigt ist; der nicht genügendes Ansehen hat, um dort diejenige Politik zur allgemeinen Geltung zu bringen die er seinem Kaiser als die angemessenste für das Interesse des Hauses Oesterreich und für das Heil ganz Europas annehmbar gemacht hat. Die Art und Weise, wie der Graf Metternich die ihm in Dresden anvertraute Verhandlung führt, wird der Prüfstein dafür sein: was man von der Mitarbeit Oesterreichs erwarten oder nicht erwarten darf; zu letzterer scheint der Kaiser Franz keineswegs sehr geneigt zu sein."

„Man kann nicht genug die Festigkeit anerkennen, mit der der Kaiser von Rußland und der König von Preußen zur Fortsetzung des Krieges entschlossen sind, und den Fleiß mit dem sie die Mittel dafür vorbereiten. Was aber auch die Meinung einiger Eiferer sein mag die glauben: man könne den Krieg ohne Oesterreich weiter führen, so bezweifele ich doch daß die beiden Souveraine diese Gefahr werden laufen wollen ohne auf Oesterreich und ohne auf die thätige Mitwirkung des Kronprinzen von Schweden rechnen zu können."

Während Ludwig Ompteda seinen patriotischen Beklemmungen so warme Worte lieh, hatten die Verbündeten das zaudernde Oesterreich um einen Schritt auf dem Kriegspfade vorwärts gezogen. Um den 1 bis 4 Juli war zu Ratiborschitz ein Vertrag geschlossen worin Oesterreich sich verpflichtete, falls Napoleon die Friedensbedingungen nicht annehme, mit mindestens 150,000 Mann an dem neuen Feldzuge Teil zu nehmen. So war die Hofburg doch für einen Fall wenigstens gebunden.

Ernst Hardenberg schreibt darüber an Ludwig Ompteda, aus Ratiborschitz 5 Juli: Metternich habe Hardenberg und Nesselrode die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10 August abgedrungen, weil sonst zu befürchten sei: daß der Kaiser Franz sich sofort als neutral zurückziehen werde. Die Verbündeten erklärten dagegen: daß sie auch in diesem Falle den Krieg fortsetzen würden. „Diese Erklärung erfreut mich um so mehr, weil ich überzeugt bin daß alsdann auch das neutrale Oesterreich nicht auf die Länge ruhiger Zuschauer bleiben könne. Miserfolge der Verbündeten darf es nicht zur völligen Niederlage werden lassen; ihre Erfolge wird es für sich selbst ausnutzen wollen, was dann wiederum der allgemeinen Sache nützen wird. Uebrigens hat Graf Metternich offiziell erklärt: Oesterreich werde niemals seine Waffen gegen Rußland und Preußen kehren. Das ist nun, ich gebe es zu, nicht grade sehr großartig gedacht; indessen scheint es mir daß die Kriegsfurcht hier wieder gestiegen ist, während Metternichs Hoffnung: Napoleon werde nachgeben, seit seinem Aufenthalte in Dresden gesunken ist. Die glücklichste Wendung wäre wenn Napoleon vollständig störrisch würde, und man versichert mich daß das sehr wahrscheinlich sei. Bonaparte wünscht vor allem den allgemeinen Frieden, insbesondere zur See (mit England). Er hat dem Grafen Metternich gesagt: Sie würden erstaunt sein über die Opfer die ich dafür bringen würde."

Seit dem 11 Juli tagte der Friedenskongreß zu Prag. Die Befürchtungen über dessen Ausgang spiegeln sich in Ludwig Omptedas Bericht an Münster, aus Reichenbach 17 Juli, lebhaft wieder:

„Man hat hier noch keine Nachrichten aus Prag seit der russische und preußische Bevollmächtigte" (Anstetten und Humboldt) „dort eingetroffen sind. Caulaincourt scheint später kommen zu wollen; ihm voraus ist der Graf Narbonne erschienen, ein gefährlicher Intrigant der es verstanden hat sich mit der Friedenspartei in Oesterreich in genaue Beziehungen zu setzen." Es war also auf „Phrasen abgesehen".

„Man fürchtet hier ernstlich: die Verhandlungen in Prag könnten zum Frieden führen. Obgleich dieser Ausgang fast unmöglich erscheint wenn man die wahren Interessen und die jetzigen Streit-

kräfte der Kontinentalmächte erwägt, so muß ich mich doch jener allgemeinen Befürchtung anschließen wenn ich Oesterreichs krumme Wege, seine bisherige schwankende Haltung, die Art der Führung der Verhandlungen und namentlich die Schwäche der dort bestimmenden Persönlichkeiten in Betracht ziehe. Man bemüht sich daher hier, dem Grafen Nesselrode Unruhe über den Gang der Geschäfte einzuflößen, Mistrauen gegen den Karakter und die politischen Ziele des Grafen Metternich. Man zeigt ihm die Verantwortlichkeit die er sich aufbürden und den Schaden den er sich selbst in den Augen der russischen Nation zufügen würde, wenn an Stelle der großen Pläne und der großen Erfolge in dem letzten ruhmvollen Feldzuge" (von 1812) „weiter nichts herauskäme als ein wenig ehrenvoller, wenig vorteilhafter und die zukünftige Ruhe Europas wenig gewährleistender Friede. Hauptsächlich der Graf Tolstoy, Hofmarschall des Kaisers, führte derartige energische Worte die auf den Grafen Nesselrode großen Eindruck machen müssen."

Ernst Hardenberg an Ludwig Ompteda, Prag 30 Juli 1813: „Wir sind hier um nichts weitergekommen; Herr von Caulaincourt scheint den Befehl zu haben: Alles und Jedes ad referendum zu nehmen. Da Napoleon seine Rückkunft aus Mainz, von der Zusammenkunft mit der Regentin und den Ministern" (hauptsächlich wegen der Niederlage in Spanien: Schlacht bei Vittoria 21 Juni 1813) „sehr wohl bis zum 5 August hinaus ziehen kann, so bezweifle ich daß man vor Ablauf des Waffenstillstandes überhaupt wird viel verhandeln können. Man wird sich daher wohl darauf beschränken, falls die Abgesandten der Alliirten solches wagen, ein Ultimatum zu übergeben und anzunehmen. Metternich hat am 28 d. M. Caulaincourt darauf hingewiesen: daß der Waffenstillstand nur noch 13 Tage laufe. Caulaincourt hat das an Napoleon weitergegeben mit dem Ausdrucke seiner Ueberzeugung: daß Oesterreich am 10 August den Krieg erklären werde. — So stehen wir. Man bereitet die Eröffnung der Verhandlungen vor, aber jedermann ist auf den Krieg gefaßt wenn nicht Bonaparte, der Vorstellung nachgebend die man ihm von allen Seiten macht und noch stärker in Mainz machen wird, plötzlich zurückweicht; das ist der einzige Zeitpunkt den ich noch fürchte."

Auch später, auf St. Helena, hat Napoleon — wie selbst Thiers zugiebt — niemals einen auch nur einigermaßen „plausibelen" Grund für seine damalige Politik vorzubringen gewußt. Sein eigentliches Motiv war: daß Oesterreich ihn viel zu sehr fürchte um nochmals gegen ihn aufzutreten. Quem Deus vult perdere dementat.

Im preußischen Hauptquartier zu Reichenbach hatte sich eine zahlreiche Menge von Civilbeamten Diplomaten Agenten und Beobachtern angesammelt. Unter diesen stand Barthold Georg Niebuhr der Geschichtschreiber, damals beim Staatskanzler Hardenberg beschäftigt, Ludwig Ompteda schon aus Berlin nahe. Zu des letzteren englischen Beziehungen gehörte, neben dem General Sir Charles Stewart dem er beim Subsidienvertrag behülflich war, auch der Oberst Sir Robert Wilson, der als militärischer Beobachter den Alliirten folgte. „Er war im Hauptquartier wegen seines hellen Verstandes seiner vorzüglichen militärischen Kenntnisse und seiner ausgezeichneten persönlichen Tapferkeit sehr geachtet. Jedoch war er damals, ich weiß nicht aus welchen Gründen, sehr für den Frieden gestimmt, was ihm beinahe persönliche Händel mit einem der ausgezeichnetsten preußischen Generale zugezogen hätte. Vielleicht traute er, was ihm nicht ganz zu verdenken war, den Hülfsmitteln nicht die die preußische Nation und ihr Gouvernement so unerwartet und so energisch entwickelten. Auf jeden Fall hat ihm die bald darauf folgende übermütige Politik Buonapartes eine andere Ansicht abgenötigt; er schlug sich nachher wieder eben so brav wie er vorher vorsichtig den Frieden für ratsam hielt."

„Ich sah ihn täglich und jeden Morgen wenn wir uns begegneten war, statt des Morgengrußes, die erste Frage die er mir entgegenrief: ‚La paix ou la guerre?'"

„Eines Tages als ich, nebst dem Gesandten Grafen von Hardenberg, der mit seinem Bruder dem damaligen Ober-Appellationsrate" (in Celle) „nach Reichenbach gekommen war, zu einem großen Diner bei Lord Cathcart" (dem ersten englischen Vertreter) „eingeladen war, fuhren wir, da wir sämtlich keine eignen Pferde hatten, mit dem General Stewart in seiner viersitzigen Kutsche nach Ernsdorf. Sir Robert war auch in der Gesellschaft, hatte aber seine Reitpferde in

die Stadt zurückgeschickt. Als wir nach dem Diner wieder wegfahren wollten ersuchte Sir Robert, ihn mitzunehmen. Da die Brüder Hardenberg und ich schon im Wagen saßen so complimentirten sich die beiden englischen Militärs um den vierten Platz. General Stewart, um dem Höflichkeitsstreite ein Ende zu machen, stieg geschwind neben seinen Kutscher, der mit Vieren fuhr, auf den Bock. Sir Robert um ihm nichts nachzugeben, stieg von hinten auf die Decke der Kutsche die gewölbt war und auf der er sich nur mit Mühe sitzend erhalten konnte. So fuhren wir zur großen Verwunderung aller Menschen durch die damals sehr bevölkerte Stadt, einen stark mit Sternen decorirten englischen Husaren-General auf dem Bocke und einen gleichfalls sehr gestirnten englischen Obristen über uns oben auf der Decke der Kutsche hin- und herschwankend."*)

*) Sir Robert Wilson war eine der seltsamsten und excentrischsten Erscheinungen der damaligen Zeit; sein Lebensgang als Offizier und Politiker ein für uns Kontinentale so unbegreiflicher daß er wohl einige Worte lohnt. Geboren 1777 focht er schon 1794 als siebzehnjähriger Offizier in Flandern, rettete dort den Kaiser Franz II vor Gefangennahme und erhielt das Maria-Theresienkreuz. Im Jahre 1801 nahm er Teil an den Kämpfen in Aegypten dann in Brasilien und am Kap der guten Hoffnung; 1808 organisirte er die portugisische Legion, zeichnete sich in Spanien aus und führte von 1809 an eine spanische Brigade. Jedoch der Herzog von Wellington hatte Bedenken gegen Wilsons Neigungen zum Freischarenwesen und gegen seinen Mangel an militärischem Gehorsam. Er wurde daher 1812—14 als Beobachter im preußisch-russischen Hauptquartier verwendet was er dem Herzog niemals verzieh.

Den Alliirten folgte er 1814 nach Paris. Dort verleitete ihn sein leidenschaftlicher Widerspruchsgeist zu allerlei Seltsamkeiten. Als unberufener Beschützer des schwächeren Teils nahm er sich der verfolgten Bonapartisten thätig an. Einen Herrn von Lavalette, den seine Frau und Tochter aus der Conciergerie befreit hatten, steckte Wilson in englische Uniform und schaffte ihn so nach Belgien. In Frankreich arretirt wurde Wilson dort zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Sein Verhalten gestaltete sich nun fortschreitend maßloser. Im Jahre 1817 ward er eines Komplotts verdächtig, zum Zwecke: in England die Republik einzuführen. Seit 1820 machte er im Unterhause dem Tory-Ministerium Liverpool die schärfste Opposition, namentlich als Vertreter der Königin Karoline. In Folge davon erhielt er ein Schreiben des Herzogs von York als Höchstkommandirenden der Armee: „daß der König seiner Dienste nicht ferner bedürfe." Wilson ging 1823 nach Spanien, wo damals ein Aufstand gegen den König Ferdinand VII ausgebrochen war, und trat als Gemeiner in die Miliz von Vigo ein; alsbald erkannt wurde er dort General. Nach England zurückgekehrt erfuhr er: daß ihm inzwischen seine öster-

Von Ratiborschitz aus knüpfte Gentz die alten freundschaftlichen Beziehungen mit Ludwig Ompteda wieder an. Im Jahre 1807 und 1808 hatten sie, als Flüchtlinge, in Böhmen in engster Verbindung gelebt gelitten und gestrebt. Seitdem war diese durch die großen Zeitereignisse und die weiten Entfernungen, einzelne Grüße ausgenommen, völlig unterbrochen gewesen. Sie erwachte jetzt sofort wieder in der alten Vertraulichkeit und Uebereinstimmung. Hiefür zeugen die nachfolgenden Briefe:

Gentz an Ludwig Ompteda; Ratiborschitz bei Nachod 12 Juli 1813.

Im Eingange des Briefes wird von einem verirrten Postpackete gehandelt. „Ich hatte darin einen kleinen Brief an Sie geschrieben und mich erfreut, daß wir doch wieder einmal gemeinschaftlich an des Herrn Weinberge arbeiten. — Ich gehe diesen Abend nach Prag, wohin man dann wohl Couriere genug schicken wird. Hätte ich mein Projekt, auf ein paar Tage Reichenbach zu besuchen, ausführen können, so wäre es kein kleiner Genuß für mich gewesen, Sie dort nach so langer Trennung wieder zu sehen. Ich bin fest überzeugt, wir hätten uns vollkommen über alle großen Fragen verstanden, welches heute selbst unter Personen von gleichen Fundamental-Grundsätzen nicht häufig der Fall ist. Vielleicht führt mich der weitere Lauf der Begebenheiten doch noch zu Ihnen, oder Sie in meine Nähe. Unterdessen bitte ich Sie, mich in günstigem Andenken zu behalten und meiner unwandelbaren treuen Ergebenheit gewiß zu sein."

Ludwig Ompteda hatte darauf, in die Tagesfrage von seinem Standpunkte aus eingehend, geantwortet.

Gentz erwiedert, Prag 30 Juli 1813.

„Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen, redlichen und vertrauensvollen Brief. Wenn meine Meinung in irgend einer

---

reichischen und russischen Orden entzogen waren. Im Parlamente kämpfte er als überschneidiger Parteigänger weiter. Als 1831 die Whigs an's Ruder kamen wurde er ohne weiteres in seinen früheren militärischen Grad wieder eingesetzt; 1841 General-lieutenant; 1842—49 Gouverneur von Gibraltar.

Er litt an überspanntem Unabhängigkeitsbedürfnis das einen krankhaften Oppositionsdurst in ihm erregte. Ein tapferer Freischärler ohne Disziplin, ein kopfloser politischer Abenteurer, stand er grundsätzlich jeder bestehenden Autorität und Ordnung widerstrebend gegenüber.

Frage — denn an Modifizirung der Grundsätze werden Sie doch bei mir wohl nie gedacht haben — von der Ihrigen abgewichen wäre, so würde kein Argument in meinen Augen mehr Stärke gehabt haben, um mich zur Uebereinstimmung zurückzuführen, als das dessen Sie sich bedienen. Auch ich halte es mit der Maxime, die Sie den englischen Parteien zuschreiben. Die Wahrheit ist aber, daß ich in keiner wesentlichen Frage von Ihnen abwich, nur, da ich auf einem ganz anderen Terrain stand wie Sie, mit ganz anderen Waffen kämpfen mußte. Ich habe gesiegt. Die geheime und geheimste Geschichte der Politik des Wiener Hofes seit 1810, die Hardenberg" (der Gesandte) „nur unvollkommen kennt, ob er gleich unendlich mehr davon weiß als sehr viele Andere, wird Ihnen dereinst Data an die Hand geben um zu beurtheilen: ob irgend einer unsrer Sache besser gedient hat als ich? Mein Verdienst ist desto größer, weil nur Wenige es in seiner ganzen Fülle kennen, und weil ich im Voraus weiß, daß mir Undank zum Lohne werden wird. Exaltirte Weiber und Narren haben mich für einen Friedens-Advokaten gehalten, weil ich ihre Ausschweifungen theils nicht theilen durfte theils nicht theilen mogte; und dieser Ruf wird zeitig genug nach England wandern. Und doch — es ist ein starkes aber grundwahres Wort — gab es ohne mich keinen Oesterreichischen Krieg.

Genug davon. Zerreißen Sie dieses Blatt, weil es nach Prahlerei schmeckt. Ich danke Ihnen, mein würdiger, treuer und vortrefflicher Freund, daß Sie wenigstens nie an mir verzweifelten."

Und am Abend des verhängnisschweren 10 August schreibt Gentz:

„Prag, den 10 August 1813."

„Der 10 August ist gekommen. Es ist jetzt 9 Uhr Abends und gleich nach Mitternacht wird den Franzosen der Krieg erklärt.

Es-tu content, Coucy?

Möge jetzt der Himmel Alles so lenken, daß dieser 10 August einst als ein Tag des Heils und der Wiedergeburt in den Annalen von Europa prange!"

„Nun sind wir also ganz einig! Und wenn wir uns wieder-

sehen werden, sollen Sie mir, das weiß ich gewiß, auch über alles Vergangene die vollständigste Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Nehmen Sie die Versicherung meiner innigsten Ergebenheit und Hochachtung an. Gentz."

Angesichts dieser warmen spontanen vertraulichen Ergießungen ist es doch kaum angängig, in Treitschkes herbe Verurteilung des damaligen Gentz einzustimmen. Band I, S. 465 der Deutschen Geschichte lesen wir: „Auch unter den" (österreichischen) „Staatsmännern war die Friedenspartei noch stark vertreten. Ihr eifrigster Wortführer war der jetzt" (? — erst weit später; in Wien galt er jedenfalls damals nicht dafür) „ganz in blasirte Stumpfheit versunkene Gentz; als nachher die Kriegspartei siegte, behauptete er freilich mit erstaunlicher Dreistigkeit, daß er selber den rettenden Entschluß herbeigeführt habe."

Bei der Beratung Stadions Humboldts Nesselrodes und Lebzelterns zu Opotschna am 21 Juni 1813, woraus der Vertrag von Reichenbach vom 27 Juni, hervorging, hatte Gentz das Protokoll geführt. Daß er maßgebend mitgewirkt, ja! auf Metternich eingewirkt habe, (wie er in dem vorstehenden Briefe behauptet) erklärt Oncken als „dreiste Prahlerei".

Diese kurze Abfertigung ist wohl zu schroff. Eher möchte man es gelten lassen, wenn Fritz Ompteda als offizieller Westphälinger aus gleichzeitiger Beobachtung Gentz einen englischen Parteigänger nennt. Jedoch wird ihn daraus, unter den damaligen Verhältnissen, kein patriotischer Vorwurf treffen können.

Kehren wir jetzt zu dem bedauernswerten Rheinbund-Diplomaten in Wien zurück und begleiten ihn auf seinen letzten Wegen.

Am 31 Juli schreibt Fritz Ompteda an Fürstenstein:

„Unsere hiesige Lage wird täglich peinlicher; schon giebt sich die allgemeine Gährung in den Theatern und auf den öffentlichen Plätzen kund. Wenn ein gewisser Fall eintritt wollen Euer Exzellenz nicht vergessen: daß ich Ihrer Instruktionen bedarf. Ich habe Grund anzunehmen, daß die Regierung nichts dagegen hätte mich als Privatmann noch ferner in Wien zu dulden. Ich bemerke jedoch: daß die Mehrheit meiner verbündeten Kollegen sich darauf einrichtet, ihren

Posten zu verlassen sobald Oesterreich sich als Verbündeter Rußlands erklärt. Tritt dieser unglückliche Fall ein so bitte ich Euer Exzellenz, Herrn Jordis" (Hofbankier) „Anweisung zu erteilen, da ich ohne Zweifel seiner guten Dienste für meine Reise bedürfen werde."

4 August 1813. „Man ist nicht ohne Sorge für die Sicherheit der Stadt Wien. Regierung und Privatleute packen ein. Man will Wien nicht halten. Die reichen Leute haben die Donauschiffe belegt um ihr Hab und Gut zu sichern. Man scheint nicht daran zu zweifeln daß im Kriegsfalle die siegreichen Armeen des Kaisers" (Napoleon) „zum dritten male nach Wien kommen werden. — Falls auch Oesterreich sich gegen Frankreich erklärt so habe ich doch Gründe anzunehmen: daß man nicht die Absicht hat die rheinbündischen Gesandten fortzuschicken. Was mich persönlich anbetrifft so weiß ich bestimmt daß man wünscht: ich bleibe in Wien. Diese Mitteilung ist mir unter der Hand aus dem Hause des Grafen Metternich geworden."

14 August. Die Nachricht über die Kriegserklärung war in Wien eingetroffen. Der Botschafter Narbonne hatte schon am 11 August zu Prag von Metternich seine Pässe erhalten. „Man packt die Archive der französischen Botschaft. Ich bitte Euer Exzellenz: das Schweigen das ich in nächster Zeit zu beobachten gezwungen sein werde, den Umständen des Augenblickes zuzurechnen und der peinlichen Lage die mir zu drohen scheint."

19 August. „Der französische Geschäftsträger" (La Blanche) „hat gestern seine Pässe gefordert die auf der Staatskanzlei schon für ihn bereit lagen. Wir müssen uns daher als mit Oesterreich im Kriegszustande befindlich betrachten. Mit den Absichten der Staatskanzlei in Beziehung auf die Gesandten der Rheinbundfürsten sind wir noch unbekannt und warten andrerseits auf die Befehle unserer Regierungen. Der französische Geschäftsträger meint: wir sollten nicht länger hier bleiben als er selbst. Mein württembergscher Kollege hat Befehl: dem bayerischen, dieser: dem französischen zu folgen. Ich werde, da ich wegen Unterbrechung der Posten keine Instruktionen mehr erwarten darf, weder der erste noch der letzte Reisende sein. In München" (beim westphälischen Gesandten Münchhausen) „erwarte ich Euer Ex-

zellenz weitere Befehle. Allerdings ist unsere Lage hier nicht angenehm, indessen ist der hier herrschende Ton durchaus anständig: wenig Enthusiasmus, große Thätigkeit. Man ist bereit Opfer zu bringen und seine Pflicht zu thun, jedoch ist der Krieg nicht populär."

„Der Kaiser von Oesterreich ist, wie man versichert, in der besten Laune. Er bereitet sich auf das Kriegsleben vor indem er raucht und flucht wie ein Grenadier und zweimal täglich zu Pferde steigt."

„Bis jetzt war er der einzige in seiner Armee der noch Puder und Zopf trug. Da Seine Majestät auf diesen Schmuck verzichteten, so unterstanden sich die Wiener zu sagen: der Kaiser habe sich den Zopf abgeschnitten um nicht beim Laufen daran erwischt zu werden. Man hat jedoch die Urheber dieses höchst unschicklichen Scherzes, wie sie es verdienten, festgesetzt."

Den Sinn für Scherz hatte offenbar Fritz Ompteda auch noch am Rande des politischen Abgrundes bewahrt.

„Herr von Hormayr, der vor 4 Monaten auf die Festung gesetzt wurde, befindet sich im Gefolge des Kaisers. Alle Erzherzoge sind zur Unthätigkeit verurteilt."

Die Erzherzoge Karl und Johann hatten sich große Verdienste um die Reorganisation der Armee, zwischen 1805 und 1809, erworben; Karl schuf damals die Landwehr. Im Jahre 1809 waren sie unglücklich gewesen. Der Verlauf ihrer beiderseitigen Strategie dürfte bekannt sein. Der Erzherzog Karl war kein unbedeutender Mann. Niebuhr sagt von ihm: „Persönlichen Muth und soldatische Entschlossenheit besaß er in hohem Grade; er eilte stets dorthin wo die Gefahr am größten war und griff unmittelbar in die Ausführung ein; — — man mußte ihn stets im Getümmel der Schlacht suchen, wo er mit größter Kaltblütigkeit und Zuversicht den Muthlosen Muth einflößte. Er ergriff selbst die Fahne und riß die Wankenden mit sich vorwärts."

„Damit war aber bei ihm die Geisteskraft nicht verbunden, die den Feldherrn zu großen strategischen Entscheidungen schnell und sicher führt. Eigentliche Freude am Kriege kannte er nicht."

Aehnlich urteilt Clausewitz: „Den frischen Muth des Sol-

baten: loszuschlagen, hat er nicht; es fehlt ihm an Unternehmungsgeist und Siegesdurst. — — Am Tage der Schlacht fehlt ihm die rechte Lust, obgleich er persönlichen Muth genug hat. Er ist ein zaghafter Feldherr. Er liebt mehr zu manövriren als zu schlagen. Sein Bestreben ist, die Schlacht zu gewinnen wie man ein schweres Problem löst. Seiner Natur ist es zuwider, den Sieg aus allen Kräften zu verfolgen. Er ist ein geographischer Feldherr; er nimmt strategisch das Mittel für den Zweck, den Zweck für das Mittel. Die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte, für die im Kriege Alles geschehen soll, existirt in seiner Vorstellung als eigenthümlicher Gegenstand" (Selbstzweck?) „gar nicht; er achtet sie insoweit sie auch Mittel ist, den Feind von diesem oder jenem Punkte zu vertreiben; er sieht den Erfolg nur in der Gewinnung gewisser Linien und Gegenden; die doch nie etwas Anderes sein kann als ein Mittel zum Siege, d. h. zur Vernichtung der feindlichen physischen und moralischen Kraft."

Somit gehörte der Erzherzog in die Reihe derjenigen Feldherrn, die unmittelbar auf die ersten folgen. Deshalb war er dem Ersten im Jahre 1809 nicht gewachsen.

Setzte man ihn beiseite so knüpfte sich daran ein Gleiches für seinen Bruder Johann; beide waren noch von 1809 her verfeindet.

Der westphälische Bericht fährt fort:

„Man sagt daß Graf Razumowsky, der als Privatmann hier lebte, als russischer Botschafter beglaubigt werden wird. Ein Oberkriegsrat soll von den Mächten der nordischen Lige eingesetzt werden. Auch der General Moreau soll dazu gezogen werden."

Dieses letztere Gerücht war wohl dadurch entstanden, daß Moreau in Böhmen aufgetreten und von dort in das Lager der Verbündeten gereist war. Auf diesem Wege kam Ludwig Ompteda, der von Reichenbach nach Prag ging, mit dem General in Berührung. Seine Lebenserinnerungen berichten darüber:

„Ungefähr um die Mittagszeit kam ich am 15 August in Königingrätz an. Die Stadt war überfüllt mit durchmarschirenden Truppen. Ich fuhr von einem Gasthofe zum andern und konnte kein Unterkommen finden. Endlich erbot sich die Wirtin eines an einem freien

Platze gelegenen Gasthofes, zwar meine Pferde sogleich aufnehmen zu wollen, ich selbst müsse mich jedoch ein paar Stunden gedulden; es würde alsdann ein Zimmer frei werden welches noch vom General Moreau bewohnt werde. Dieser warte nur darauf, daß sein zerbrochener Wagen beim Schmiede reparirt sei um seine Reise fortzusetzen. Er war eben aus Nordamerika angekommen wohin er bekanntlich im Jahre 1804 von Bonaparte verbannt war, um in das Hauptquartier der Verbündeten zu gehen. Ich nahm den Vorschlag an um vor allem meinen Pferden Ruhe zu geben und ging einstweilen auf dem freien Platze vor dem Wirtshause spazieren. Auf allen diesen Reisen trug ich gewöhnlich die hoyasche ständische" (rothe) „Uniform, das einzige Mittel um mich auf den Heerstraßen durch die Truppenzüge, Artillerie-Parks, Fuhrwesen-Trains durchzuarbeiten. Außerdem gaben mir die goldenen Epauletten auf meiner Uniform bei den meisten Truppen das Aussehen und Ansehen eines Generals."

„Nach einiger Zeit trat ein wohlbeleibter österreichischer Offizier, der Platzmajor der Festung, an mich heran und frug: ob ich französisch spräche? Auf meine Antwort: daß ich mich in dieser Sprache allenfalls verständlich machen könne, trat er mit folgender Bitte hervor: Mehrere Honoratioren von Königingrätz, die vor dem Wirtshause versammelt standen, hätten den sehnlichsten Wunsch: den General Moreau zu sehen, wenn es auch nur am Fenster wäre. Da er selbst nicht französisch spreche so ersuche er mich, diese Bitte zu vermitteln."

„Nach verschiedenen Einwendungen mußte ich nachgeben und übernahm den Auftrag, der mich allerdings in einige Verlegenheit setzte."

„Die Treppe des Hauses, die in das obere Stockwerk führte, stieß grade auf das vom General Moreau bewohnte Zimmer; dessen Thür stand offen und er ging darin auf und nieder. So wie er mich sah, trat er mir rasch entgegen und fragte nach meinem Begehr."

„Ich setzte ihm mit Verbindlichkeit, jedoch ohne seine Bescheidenheit zu sehr zu verletzen, meinen Auftrag auseinander. Er geriet dadurch in sichtbare Verlegenheit obgleich die Aufmerksamkeit, die er auf sich gezogen, ihn zu schmeicheln schien. ‚Mais, Monsieur,' antwortete er, ‚c'est impossible; j'aurais l'air de vouloir moi-même me présenter aux yeux du public'."

„Als ich jedoch weiter in ihn drang sagte er: er sei eben im Begriff gewesen zur Schmiede zu gehen um seine Abreise zu beschleunigen; er bat mich, ihn zu begleiten."

„Sobald wir aus der Hausthür traten nahmen alle anwesenden Männer unwillkürlich und ehrerbietig die Hüte ab. Der General dankte verbindlich und mit edlem Anstande; er trug damals noch einen Civil-Frack und sein ganzes Aeußere gab ihm mehr das Ansehen eines Engländers als eines Franzosen."

„Auf dem ziemlich langen Wege nach der Schmiede, auf dem die neugierige Menge uns mit entblößtem Haupte begleitete, erkundigte sich der General Moreau nach meinen persönlichen Verhältnissen. Durch meine Antworten schien sein Vertrauen noch gewonnen zu haben, und da der Wagen noch nicht ganz fertig war so entspann sich unter uns ein ferneres Gespräch, worin der General sich nach dem neuesten Stande der Sachen, nach Stärke Stellung und Bewegungen der beiderseitigen Armeen erkundigte. Er sprach mit großer Zuversicht von der Wahrscheinlichkeit der Erfolge des wieder beginnenden Feldzuges, von dem unverkennbaren Herabsinken des bisherigen Uebergewichtes Bonapartes u. s. w. Ein vorzügliches Gewicht schien jedoch General Moreau auf den Anhang zu legen, den er und Bernadotte — so nannte er noch immer den Kronprinzen von Schweden — in der französischen Armee hätten, und von dem Einflusse, den sie dadurch auf dieselbe erlangen würden. Er fügte die Aeußerung hinzu: daß es hauptsächlich ihre beiderseitige Aufgabe sein würde, die französischen Heere gewissermaßen zu demoralisiren und von ihrem bisherigen Oberhaupte abwendig zu machen."

„Mit großem Bedauern sah ich, daß General Moreau den damaligen Geist des französischen Heeres so wenig kannte und daß er sich Täuschungen machte von deren Nichtigkeit der Kronprinz von Schweden, nach der Schlacht bei Leipzig in der Mitte der kriegsgefangenen französischen Offiziere nur zu sehr Gelegenheit gehabt hat sich zu überzeugen."

„Der Wagen war endlich fertig, wir trennten uns sehr cordial und ich ahnte nicht: wie ich den interessanten Mann bald wieder sehen sollte."

Ludwig Ompteda sah Moreau nach wenigen Wochen als Leiche auf dem Paradebette im erzbischöflichen Palaste zu Prag wieder. Er hatte am 27 August 1813 bei Dresden durch eine französische Kanonenkugel beide Beine verloren und starb am 2 September zu Laun in Böhmen, 52 Jahre alt. —

Der letzte Bericht Fritz Omptedas aus Wien ist vom 19 August Abends. „Das österreichische Kriegsmanifest ist erschienen und mir zugestellt. Ich schließe es nebst dem Begleitschreiben des auswärtigen Ministeriums an. Man erklärt danach Westphalen nicht den Krieg; es scheint: man will den Mitgliedern des Rheinbundes die Unannehmlichkeit des ersten Schrittes überlassen."

Man hoffte in Wien, durch dieses stillschweigende Uebergehen Bayern zur Neutralität zu vermögen, was auch unter Mitwirkung des Generals Wrede durch den Vertrag von Ried gelang.

„In dieser seltsamen Lage bedauere ich doppelt den Mangel an Instruktionen; ich werde daher nach meinen eigenen Eingebungen handeln müssen." —

Damit schließt die offizielle Thätigkeit der westphälischen Gesandtschaft in Wien. Nach dem Tagebuche schied Ompteda von Wien — wie man annehmen darf: sehr ungern — am 28 August. Ueber München und Darmstadt traf er am 13 September in Kassel ein.

Wir verließen diese Haupt- und Residenzstadt im Dezember 1812 unter dem Eindrucke des 29sten Armee-Bulletins vom 3 Dezember. Seitdem hatte die Bewegung des Herabsinkens sich in dieser Bonaparte'schen Sekundogenitur in geometrischer Steigerung fortgesetzt. Das Finanzjahr 1812 hatte mit einem Defizit von 24 Millionen Mark abgeschlossen; alle Zinszahlungen auf die Staatsschuld, von 120 Millionen Mark, waren eingestellt. Die Armeebedürfnisse wurden auf Rechnung zu 6 % Zinsen entnommen. Der Verkauf der zu 60 Millionen Mark angeschlagenen Domainen versprach deren etwa 28 zu geben. Die Hälfte dieser Einnahme war bereits in Staatsbons angewiesen und verausgabt. Bald darauf wurden sämtliche rückständige Zinsen abermals kapitalisirt und gleichzeitig die gesamten Staatsschulden auf ein Drittel heruntergesetzt, vermutlich ihrem damaligen Kurse

entsprechend. Also der einfache offene Staatsbankerott. Jerome hatte hie und da Anwandlungen des Wankens, wie sie der Schwindel erzeugt. Er glaubte eine Anlehnung bei der katholischen Kirche zu finden und legte seinem Oberherrn den Plan der Errichtung eines Erzbistums Kassel vor; sein Großalmosenier Wendt solle dort inthronisirt werden, mit einem Apparate von Domherren und der Martinskirche als Kathedrale. Napoleon erwiderte ihm, aus eigener böser Erfahrung: „Derartige Maßregeln darf man nicht einmal in gewöhnlichen Zeiten ergreifen ohne sie vorher lange und reiflich überlegt zu haben; stets ist es sehr gefährlich: religiöse Fragen anzurühren."

Auch wurde, am 12 November 1812, eine schöne Marmorstatue des Protektors auf dem Königsplatze vor dem Springbrunnen aufgestellt. Der Minister Wolfradt hielt dabei die Festrede: „Welch glänzende Hoffnungen knüpfen sich an diese erhabenen Züge. Um sein Werk zu vollenden und zu befestigen hat er uns ein anderes Selbst, seinen geliebten Bruder, unsern tiefverehrten Monarchen gegeben. — — Noch ist freilich die Zeit der Ernte nicht gekommen, aber Jerome wurde zum Heile Westphalens geboren; ihm werden Ordnung Einigung Ruhe verdankt." —

Das französische Phrasentum stand den schwerfälligen Deutschen offenbar übel zu Munde. Es klang allzu massiv in unserer ehrlichen derben Sprache. Es erinnerte an die Bedienten, die in ihres feinen Herrn Kleidung auf den Ball gehen.

Uebrigens war schon im Jahre 1811 als Jerome den früher mitgeteilten Brief an Napoleon schrieb, das Gefühl persönlicher Unsicherheit oder: das schlechte Gewissen bei ihm so lebhaft erwacht, daß jede Nacht 3 fertig gesattelte Pferde für Se. Majestät und 6 aufgeschirrte Wagenpferde für die Königin bereit standen; daneben ein starkes Piket der Garden zum Schutze des Schlosses und zu etwa gewünschter Begleitung der allerhöchsten Reisenden.

Desertionen von Westphalen nach Preußen fanden massenhaft statt; ein Kartellvertrag wurde in Berlin standhaft abgelehnt. Nun verfiel man in Kassel auf folgenden kläglichen und ungeschickten Bubenstreich. Im Januar 1812 wurden von der dortigen Polizei Briefe

an westphälische Soldaten in Kassel fabrizirt, der Gesandte Linden mußte sie in Berlin auf die Post geben; in diesen wurden die Empfänger zur Desertion aufgefordert. Diese jedoch merkten die Falle und lieferten die Briefe ihren Offizieren aus. Linden besaß noch die Unverschämtheit, wegen dieser Briefe beim Staatskanzler Hardenberg Vorstellungen zu erheben. Der König Friedrich Wilhelm III war mit Recht entrüstet und ließ einfach die Vorzeigung der Originalbriefe fordern. Fürstenstein hatte alsdann die Stirn, dem französischen Oberaufseher in Kassel, Reinhard, zu sagen: Diese Aktenstücke seien wirklich nach Berlin abgeschickt. Hinterher redete man sich damit heraus: Jerome selbst (der sich wohl kaum die Zeit mit dem Lesen deutscher Soldatenbriefe vertrieb) sei durch den Betrug getäuscht worden. Uebrigens kann mit Befriedigung berichtet werden, daß Linden persönlich von der gerechten Strafe für seinen boshaften Diensteifer erreicht wurde. Bei der ersten Ueberraschung Berlins durch die Russen, am 27 Februar 1813, war er geflohen; er wurde bei Baumgartenbrück von den Kosacken erwischt und mit dem, ebenfalls des Hetzens und Spionirens schuldigen französischen Legationssekretär Lefevre als Gefangener ostwärts geschleppt. Man wollte beiden anfangs die Bekanntschaft mit Sibirien gönnen. Linden erreichte es, in Königsberg eingesperrt zu werden. Dort von allen Mitteln entblößt schrieb er klägliche Briefe an seinen Kollegen Ompteda in Wien, der es alsdann zu Stande brachte daß Linden wenigstens mit einigen Geldmitteln zu seinem Unterhalte versehen wurde.

Im öffentlichen Dienste wurde diese widerwärtige Persönlichkeit nirgendwo weiter verwendet; dagegen war er noch längere Zeit Agent Jeromes in Deutschland. Er lebte später in München und starb dort unbeachtet. Als Geisel für Linden war der preußische Geschäftsträger von Metting in Kassel festgehalten worden.

Als das Frühjahr 1813 hereinbrach konnte selbstverständlich im Rücken der französischen Armee die nationale Begeisterung und Erhebung nicht offen an's Licht treten. Wo im Nordwesten Deutschlands durch fliegende Streifkorps der Feind vorübergehend vertrieben wurde, wie in Lüneburg und vor allem in Hamburg durch Tetten-

born Dörnberg und Wallmoden, da brachte dieser flüchtige Sonnenblick den patriotischen Bewohnern nur Elend und Verderben. Althessen blieb zu seinem Glücke von diesen auch dort ersehnten Befreiern während des Frühjahrs und Sommers verschont. Bei Hofe in Kassel jedoch war man weitsichtiger; schon seit dem Januar hatte man begonnen, die wertvollste Beute zum Versand zu verpacken; im Frühjahre wurde sie nach Frankreich geschafft. Die Königin reiste schon am 9 März von Kassel nach Paris ab, wo der kaiserliche Schwager sie, als ersten Flüchtling, keineswegs willkommen hieß.

Im April nahm der westphälische General Hammerstein der ältere, mit einem Korps Stellung bei Heiligenstadt. Aber je näher der Feind heranrückte, desto schlechter wurde die Haltung der jungen westphälischen Truppen. Eine große Anzahl desertirte zum Feinde oder riß einfach aus. Binnen acht Tagen waren ihm 2000 Mann abhanden gekommen. Ebenso liefen aus dem Uebungslager auf dem Forste bei Kassel die jungen Konskribirten bei Hunderten fort. Nun begann Jerome für seine persönliche Rückzugslinie über Marburg nach Mainz besorgt zu werden. Viele französische Familien reisten bereits ab. Als die Gefahr drohenden Streifkorps verschwunden waren faßte Jerome neuen Mut. Er bat den Kaiser: an einer Schlacht Teil nehmen zu dürfen. Dieser fand jedoch: der König sei in Kassel mehr an seinem Platze.

Während des Waffenstillstandes bereiste Jerome sein Oker-Elbe- und Saale-Departement. Von dort aus schrieb er dem Kaiser: „Ich bin genötigt, auf die Beitreibung der Kontributionen von den Unterthanen zu verzichten. Diese verlassen ihre Wohnungen und töten sich selbst (?), da sie außer Stande sind für ihre eigenen notwendigsten Bedürfnisse zu sorgen."

Große Bestürzung und Entrüstung erregte die Treulosigkeit des jüngeren Bruders Hammerstein. Dieser stand mit zwei westphälischen Husarenregimentern bei Zittau auf dem rechten Elbufer. Am 23 August führten er und der Major von Pentz ihre Truppe ohne weiteres zu den Oesterreichern hinüber. Der ältere Bruder wurde in Folge davon entlassen. Napoleon ließ wegen dieser Desertion die ganze westphälische Kavallerie absitzen und verteilte die Pferde in französische Regimenter.

Uebrigens verfloß der Sommer 1813 in Kassel wenn auch bewegt dennoch still. Selbst Reinhard bekam den König, der in Napoleonshöhe saß, während drei Monaten nicht zu sehen. Wie der Gesandte schreibt, „suchte Jerome Zerstreuung von seinen Sorgen in Vergnügungen, deren Geheimnis nicht derart gewahrt wird daß sie nicht einen unangenehmen Eindruck in der Oeffentlichkeit hervorrufen." Es hatten nämlich gewisse bevorzugte Damen der Königin immer noch in Napoleonshöhe Dienst trotzdem Katharina in Frankreich weilte. — Am 22 September berichtet Reinhard an Bassano über eine merkwürdige Unterredung mit dem Könige. Dieser fragte ihn um Rat: was zu thun, wenn die Feinde seine Residenz bedroheten? — Reinhard war natürlich für Rückzug. — „Aber wenn ich nun bliebe? — Meine Absicht ist: zu bleiben!" — Reinhard: „Eure Majestät würden sich alsdann einer akuten Gefahr aussetzen." — Jerome: „Ohne Zweifel würde es nötig sein, daß der Feind mit meinem Bleiben einverstanden wäre."

Schon damals also wünschte er: sich durch Anschluß an die Verbündeten zu halten. Später hat er allerdings behauptet: Czernitscheff habe ihn zum Bleiben aufgefordert; er jedoch habe das abgelehnt.

Fritz Ompteda war am 13 September wieder in Kassel eingetroffen. Vom 19 bis 26 war er, als Zeichen allerhöchster Zufriedenheit mit seinem Verhalten in Wien, zum Kammerherrendienst nach Napoleonshöhe befohlen. Besondere Hoflustbarkeiten sind während dieser Woche im Tagebuche nicht eingetragen; man war auf das Theater beschränkt. Die Titel der aufgeführten Stücke klingen fast bezüglich: Figaro (von Beaumarchais), Tartüffe, Jean de Paris, L'école des femmes, Misanthrope. Zuletzt der Tambour nocturne. Dieser trommelte den lustigen Hof endlich aus seiner Ruhe, denn am nächsten Tage ist eingetragen: Die Russen vor Kassel! Schon am Morgen des 28 September hatte Jerome seine Residenz verlassen. Sein General Bastineller, der an der Werra mit 1500 Mann den Rückzug auf Frankfurt decken sollte, wich ebenfalls dorthin zurück. Als er in Friedberg einzog bestand sein Korps noch aus vierzig Köpfen, einschließlich der Offiziere. Jerome erreichte Marburg mit 180 Mann seiner Garde dü Corps; alles andere war de-

sertirt. Er selbst folgte diesem edlen Beispiel und eilte weiter bis nach Koblenz; dort sammelten sich seine Minister um ihn.

Die Russen waren in Kassel gut aufgenommen; sie konnten sich jedoch nur bis zum 3 September dort halten, da Kellermann französische Truppen aus Frankfurt gegen sie heranschob. Die hauptsächliche Wirkung des Handstreiches war, daß viele Bewohner der Residenz sich durch freundliches Entgegenkommen kompromittirt hatten. Die Russen machten reiche Beute im Zeughause und nahmen aus den öffentlichen Kassen etwa 240,000 Mark mit fort.

Am 8 Oktober rückte der Gouverneur General Allix mit Truppen wieder ein. „Todesstille", so berichtet ein Augenzeuge, „herrschte beim Einzuge in der Stadt, kein Zuruf erschallte dem Anführer; nur die frohen Gesichter der Frauen in den Fenstern und ihre freundlichen Grüße verrieten die Freude der von Furcht befreiten Herzen! Wie die Frühlingssonne nach dem starren Winter die Insekten aus ihren Schlupfwinkeln hervorlockt, so rief die französische Trompete Männer und Weiber aus den Häusern nach dem Platze, wo sich die ersehnten Beschützer aufstellten. Mit offenen Armen wurden sie empfangen, mit Kuß und Händedruck bewillkommnet. Welch ein Anblick für alle Redlichen, welch ein schrecklicher Rückfall."

Der Befreier Kassels bekam den Titel „Graf von Höhne" und am Abend seines Einzugs wurde ihm zu Ehren, wie das Tagebuch verzeichnet, ein feierliches Festmahl gegeben. Allix ging mit größter Härte und Willkür gegen zahlreiche ruhige Bürger vor; sie wurden verhaftet und von der erbitterten Gewalt abscheulich mishandelt. Selbst höhere Hofbeamte die Deutsche waren, wurden kurzer Hand entlassen: der Großkammerherr Jeromes, Prinz Ernst von Hessen-Philippsthal; der Großceremonienmeister Hardenberg und der Staatsrath Schulte. Bald füllte sich das Kastell der Hauptstadt auch noch mit Beamten und Geistlichen vom Lande.

Am 16 Oktober zog Jerome, von Truppen umgeben, wieder ein. Vergebens erwartete man jetzt mildere Tage. Neben dem Wunsche Rache zu nehmen trat bald ein anderes Bestreben zu Tage: das was man früher zurückgelassen und was Czernitscheff nicht genommen, jetzt schleunigst zu sammeln, einzupacken, fortzuschleppen. „Allent-

halben" — so berichtet der damalige Vorstand der Bibliothek und des Museums, Ludwig Völkel — „raffte man zusammen, anfangs heimlich und nächtlich, nachher unverhohlen. In den Straßen thürmte man Kisten auf Kisten und die Häuser der Großen, das Schloß vor allen, glichen Magazinen aus denen Waaren versendet werden. — Was am Tage zum Transporte befördert war, wanderte in der Nacht gegen den Rhein zu, bis zuletzt eine üble Botschaft nach der anderen die Emsigkeit verdoppelte und alle Scheu verdrängte. Jede Post schleppte in Beiwagen einen Theil des geraubten Gutes fort und die Eigenthümer (?) folgten in Kutschen nach. Für Rechnung der Hofhaltung gingen nach und nach einhundert und funfzig Lastwagen ab."

Am 20 Oktober traf den treuen Völkel selbst der tiefste Schmerz. „Der Minister des Innern und der Finanzen, ein gewisser Malchus, der wegen seiner Verdienste um den Schatz zum Grafen von Marienrode erhoben war (wenn das Land ihn hätte dafür lohnen dürfen und können, so wäre er auf eine andere Weise erhoben worden!), verlangte am 20 auch die geschnittenen Steine auf ausdrücklichen Befehl des Königs. — Ewige Schande über diesen Acratus des neuen Nero!"

Acratus war ein Freigelassener Neros, den dieser in die Provinzen schickte um sie ihrer Kunstwerke zu berauben; diese wurden nach Rom geschleppt.

„Uebrigens", erzählt Völkel, „waren diese Schätze schon früher in Angriff genommen gewesen. Im Jahre 1810 erschien Madame Lätitia von Aachen aus in Kassel. Sie hatte ihrer Schwiegertochter reiche Geschenke gebracht. Zu den Gegengeschenken mußte das Museum herhalten. Man besuchte es und die Königin Katharine war so entzückt daß sie in die Worte ausbrach: ‚Ici il faut voler.' Dieser Anleitung entsprechend entwendete Jerome eine kostbare silberne getriebene Dose, die er seiner Mutter schenkte, und einen goldenen Ring mit einer Camee. Letzterer blieb am Finger einer — Hofdame hangen."

Am 24 Oktober trafen die ersten Nachrichten von der Schlacht bei Leipzig ein. Folgenden Tags wurde die Größe der Niederlage näher bekannt; der Hof zögerte nicht länger das Königreich zu verlassen. Das Theater war bereits am 22 geschlossen, vermutlich wegen

eingetretenen Mangels an französischen Künstlern. Am 26 Oktober ritt Jerome ab; auf Nimmerwiedersehen; über Arnsberg und Elberfeld der Heimat zu. Angeblich hatte er 10 Millionen Francs (etwa 13 Millionen Mark) „Ersparnisse" dorthin vorausgesandt.

Noch am 8 Dezember schrieb er aus Paris an seinen Schwiegervater, den König von Württemberg, einen unglaublich naiven Brief, worin er sich für seinen Rechtstitel als König von Westphalen auf den tilsiter Frieden berief, jedoch sich zu Abtretungen von Gebiet bereit erklärte. König Friedrich, ein echter Rheinbundfürst, hatte an derartige Verträge wenig Glauben. Er antwortete mit dem Befehle an seine Tochter: sich scheiden zu lassen. Das verweigerte sie in sehr achtbarer Weise, die allerdings nicht für ihre Kenntnis ihres Herrn Gemahls zeugte.

Mit Jerome waren seine letzten Truppen verschwunden. Dagegen fanden sich bereits Flüchtlinge von Leipzig an. Am 29 Oktober zogen endlich die lang ersehnten Befreier ein, geführt vom russischen General Saint Priest. Ihm folgte am 30 Oktober der Kurprinz. Die Proklamation, mit der er sich einführte, begann: „Hessen! Mit Eurem Namen nenne ich Euch wieder." — —

Fritz Ompteda betrachtete sich mit Jeromes Abreise seiner Pflichten entledigt; er wandte sich wieder seiner alten Heimat Hannover zu. Der heitere Lebensphilosoph, der jeden freien Abend im Theater zubrachte, sagte sich wohl, als er den Postwagen nordwärts bestieg, mit gleichmütigem Achselzucken: „Finita la comedia." Am 28 Oktober meldet das Tagebuch: „Abreise von Kassel," am 30: „Hannover."

Das siebenjährige westphälische Intermezzo schloß wie der Walpurgisnachttraum im Faust:

Orchester.

Pianissimo.

Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen sich von oben.
Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und alles ist zerstoben.

Der berechtigte Unmut über die „westphälische Wirtschaft" und die wahrlich teuer erkaufte Schadenfreude über deren erbärmlichen feigen Ausgang rief damals zahlreiche Spottgedichte in's Leben. Das bedeutendste unter ihnen ist ursprünglich in französischer Sprache verfaßt, dann übersetzt verändert und erweitert. Deutsch erschien es unter dem Titel: „Der Abschied aus Cassel, ein rührendes Singspiel von Friedrich Germanus. Moskau bei Hans van Damme."

Als den Verfasser bezeichnete schon in früheren Jahren das Gerücht den westphälischen später preußischen Finanzminister von Bülow, dessen früher in diesen Blättern gedacht ist. Paul Zimmermann hat in der „Zeitschrift des Harzvereins" Jahrgang XXIV jene Annahme durch eine auf archivalische Quellen gestützte Untersuchung bestätigt.

Das französische Original lautet (mit einigen unvermeidlichen Auslassungen):

Le départ de Cassel.
Vaudeville.

Le Roi (en s'adressant à la Cour assemblée).
Adieu Mesdames, Adieu Messieurs!
D'un Roi, qui part en diligence,
Recevez les tristes Adieux!
Le moment devient dangereux,
Mais tenez bonne contenance!
Les souverains de ma naissance
De leur antique résidence
Ne quittent les augustes lieux,
Ne quittent jamais leurs sujets
Que pour voler à leur défense.

(Beim Dörnberg'schen Aufstande hatte der westphälische Moniteur einen Artikel mit folgendem Schlusse gebracht: Les ennemis du repos public devraient savoir que les Rois de la dynastie de Sa Majesté ne quittent leurs peuples que pour voler à leur défense.)

Seul.

Je reprends mon premier métier.
Pourquoi me mit-il sur le trône
Ce frère terrible et guerrier? —

J'étais plus juste, quand à l'aune
Je mesurais le drap Louvier.
J'étais plus grand lorsqu' à la foire
De Baltimore, dans mon jeune âge
De ma maison je fis la gloire.
J'étais plus fin, j'étais plus sage
Et plus vaillant dans les combats.
Pourquoi me mit-on sur le trône?
Quittons le sceptre, prenons l'aune,
Laissons le trône à qui voudra!

Im deutschen Texte sind die feinen Spitzen und Anspielungen so ziemlich verloren gegangen:

(Große Versammlung bei Hofe.)
Der König (vom Throne steigend):

Adieu meine Damen! Adieu meine Herr'n!
Ich geh' nach Corsika!
Man sah mich hier doch niemals gern,
Jetzt ist der Teufel nah'!
Man hegt nach alten Herr'n Verlangen,
Und wär' capabel mich aufzuhangen.
Adieu, meine Damen! Adieu, meine Herr'n!
Ich geh' nach Corsika!

(Für sich im Abgehen:)

Ich geh' nun wieder in den Laden,
Was setzt mich auch der Tollbrecht auf den Thron?
Trotz allem Räuchern, allem Baden
War ich darauf ein trauriger Patron;
Verlor — ach Gott! — die schönen Waden
Und meine süßeste Miß Patterson.
Ach, welch ein wackerer Geselle
War ich vordem in Baltimor!
Nein! nein! ich ziehe doch die Elle
Den Kronen und den Sceptern vor.
(ab.)

(Die unbegründete Legende: Jerome sei in Baltimore „Ladendiener" oder „Tuchhändler" gewesen, tritt in der Literatur jener Zeit häufig auf. Vermutlich war sie dadurch entstanden, daß Elisabeth Patterson aus einem Kaufmannshause stammte.)

Les Dames du Palais.

Partons, partons en diligence!
Sauvons nos shawls, nos diamans.
Jérôme se retire en France,
Sauvons le reste, il en est temps!
Le voilà bien dans la misère
Ce pauvre Sire! il y a longtemps
Qu'il — — — — — — — —.

Le Ministre de la justice (Siméon).

Dois-je rester ou fuir? ma foi
J'ai tenu bonne contenance.
Le Français fit ici la loi,
Au moins il la fera en France.
Mais tout change et c'est, ma foi
Du Sort un singulier caprice:
Si nous ne nous dépêchons pas,
Le Cosaque nous fait la loi
Et le kantschou nous rend justice.

Le Ministre des Affaires étrangères (Lecamus).

Né pour la médiocrité
J'ai travaillé pour ma famille.
Je vais en France avec gaîté
Et à Paris je cours les filles.
Gaîment je quitte un Ministère
Dont les fonctions comme les affaires
Me furent toujours étrangères.

Le Directeur général des Postes.

Que de ballots, que de paquets!
Oh jour de gloire et de bonheur.
Voilà ma belle diligence
Qui malgré mes plus beaux décrets
Longtemps de Cassel à Mayence
Ne portait que le Conducteur,
Qui seul y faisait résidence;
La voilà, chargée pour la France,
Chargée pour la première fois!
Si l'on chassait souvent les Rois,
Quel gros profit pour ma finance!

Der Großceremonienmeister (Hardenberg) (mit dem Ceremonienstabe in der Hand; dieser war mit dunkelblauem Sammt überzogen, in den goldene Bienen gestickt waren).

Diesen Stab hab' ich behalten,
Den ich wie ein Tanzbär trug.
Doch mein Amt hier zu verwalten
Finden Hände sich genug.
Schlechter paßt zum Lautenschlagen
Wohl der dümmste Esel nie
Wie ich an den Gallatagen
Zu der Hofzeremonie.
Da's nicht mehr zu ändern ist,
Setz ich mich auf meinen Mist,
Wehre mit dem Bienenstab
Mir die Creditoren ab.

Der versammelte Staatsrath (dekretirend).

Considérant que du kantschou
Le Cosaque fait fréquent usage,
Que de s'exposer à ses coups
Déconvient à tout prince sage,
Considérant que tout l'État
Du vainqueur devient la conquête,
Considérant que l'embarras
Et la peur font perdre la tête:
A ces causes le Conseil d'État
Est d'avis de battre retraite.

Am schlimmsten fährt der Finanzminister Malchus ab:

Der Finanzminister (in sichtbarer Angst).

Vox populi, vox dei! Wehe!
Jetzt muß ich beichten. Ich gestehe
Es grad' heraus: ich bin ein Schuft!
Ich hab euch alle ruinirt,
Und wird Justiz hier exercirt,
So hang' ich heut' in freier Luft.
Laßt mich leben, ihr Soldaten!
Alles will ich gern — verrathen.
(schleicht sich davon)

Der Minister des Innern (Wolfradt)
(jenen von der Seite betrachtend).

Bin ich gleich ein grober Flegel,
Gröber noch als Ficht' und Schlegel,
Stahl ich doch nicht so wie der!
Prügelt ihm den Steiß nur wacker!
Mag er bummeln! Mit dem Racker*)
Rauch ich keine Pfeife mehr. —

Schluß-Chor.

Die Bürger von Kassel.

Tretet ein, o ihr Befreyer!
Fort ist alles Lumpenpack.
Seid willkommen, seid uns theuer
Preuße, Russe und Kosack!

---

*) Ein Titel, womit der Herr Minister seine Herren Collegen oft beehrte.

Fünfter Abschnitt.

1814 bis zu Ende 1816.

Neu-Hannover. — Italien. — Prinzessin von Wales.

Nach dreitägiger Fahrt traf Fritz Ompteda am 30 Oktober 1813 in dem soeben wieder auflebenden Alt-Hannover ein. Dort hatten die früheren Minister die während der Fremdherrschaft jenseit der Elbe, in Altona und Schwerin, ihr harmloses beschauliches Dasein mit dem Scheine korrespondirender Thätigkeit ausgefüllt hatten, die Zügel des Regimentes abermals ergriffen. Es war die Vorschrift ergangen: daß jeder ehemalige hannoversche Beamte, der inzwischen der Fremdherrschaft gedient, sich in seiner früheren niederern Eigenschaft wiederum zu melden habe. Dann erfolgte fast stets Begnadigung, oft vielleicht ohne Reue des Uebelthäters. Vermutlich war es dieser loyale Akt der Unterwerfung, der dem heimkehrenden Westphälinger eine ähnliche Prüfung, wie sein früherer Kollege Linden sie in Königsberg während eines vollen Jahres zu bestehen hatte, auf wenige Stunden abkürzte. Denn im Tagebuche heißt es am 1 November: „Böttcher Schenke. — Arrestat. — Abreise nach Celle." Die Freiheitsentziehung hatte sich demnach zwischen Morgen und Abend abgespielt. Sie stand also im richtigen Verhältnisse zu der beiden westphälischen Diplomaten patriotischer Verschuldung. Uebrigens befand man sich noch in vollem Kriegszustande. Es war derselbe Tag an dem der große Meister Napoleon den von ihm selbst erfundenen bayrischen Strategen Wrede bei Hanau in die Lehre nahm. Nachdem Fritz Ompteda der freien Bewegung zurückgegeben war ging er zum Bruder, dem Oberappellationsrathe Karl, nach Celle.

Diesen fand er in halbmilitärischer Thätigkeit, als Kommandeur der von ihm errichteten Bürgergarde. Es war dieses Institut eine notwendige Abwehr gegen den französischen Feind wie gegen den deutsch-russischen Freund; um so notwendiger als bereits im Frühjahre 1813 die hannoverschen Unterthanen Jeromes der Hoffnung thatsächlichen Ausdruck gegeben hatten: daß ihr Souverain sie und sich selbst nicht mehr lange Zeit gegen die andringenden Verbündeten werde schützen können.

Schon im März 1813 hatte man in Berlin den Plan gefaßt: das nördliche Deutschland von der Elbe bis zur Ems, unter Benutzung der dort aufflammenden patriotischen Stimmung zu besetzen, dessen Hilfsquellen dem Feinde abzuschneiden und ihn durch eine solche Flankenstellung zu bedrohen. Leider wurde dieser gute Gedanke mit völlig unzureichenden Mitteln ausgeführt. Die dafür aufgestellten Truppenkräfte waren an Zahl und innerem Gehalte viel zu schwach für ihre Aufgabe. Und das hatten diese Landstriche schwer zu büßen. Nach einigen unerheblichen vorübergehenden Erfolgen gab man die wieder geräumten und schutzlosen Gebiete der brutalsten Rache Bonapartes und seiner Generale preis.

Der richtige Mann um derartige flüchtige militärische Bewegungen als glänzende und leichtsinnige Parteigängerstreiche zu begehen war der damals russische Oberst von Tettenborn; ein Badenser in der Grafschaft Sponheim 1778 geboren. Schon mit 13 Jahren war er Page am kurfürstlichen Hofe zu Mainz; 1793 wurde er als Student der Forstwissenschaft in Göttingen relegirt. Seit seinem 17 Jahre hatte er in Oesterreich beim Regimente Kinsky-Chevauxlegers gedient; dort hatte er sich als wagehalsiger Reiteroffizier einen Ruf erworben. Im Jahre 1804 erschien er in Berlin um eine Erbschaft zu heben. Als man von dem Ausländer Abzugsgeld verlangte wies er nach: daß er inmittelst das ganze Erbteil bereits im Inlande vollständig durchgebracht habe. Im Jahre 1805 hatte er sich auf dem Rückzuge der Kavallerie von Ulm nach Böhmen so ausgezeichnet daß er das Theresienkreuz erhielt. Der Fürst Schwarzenberg sagte damals von ihm: „rastlose Thätigkeit, Klugheit, Echtheit der Rapporte, Entschlossenheit und Mut vereinigte der Rittmeister

Tettenborn in so hohem Grade, daß ich in ihm einen der ausgezeichnetsten Offiziere erkenne." Zu Wien hatte ihn, in den Jahren 1808—1809, in einem Kreise von Lebemännern Fritz Ompteda als lustigen Kameraden und eifrigen Leser des „Buches der vier Könige" kennen gelernt. Im Jahre 1810 war er dem Botschafter Fürsten Schwarzenberg nach Paris beigegeben. Nach dem Brande in der Botschaft während des Festes für die neue Kaiserin Marie Luise erhielt Tettenborn von Napoleon die Ehrenlegion wegen seiner opfervollen Tätigkeit beim Retten.

Damals hatte Napoleon, der die fremden Uniformen nicht in den Tuilerien sehen wollte, für alle Erscheinenden ein französisches Hofkleid vorgeschrieben. Darin trat auch der Major Tettenborn auf, aber mit seinem unverkürzten Husarenschnurrbart. Der Kaiser bemerkte im Vorbeigehen: „solcher sei doch recht lächerlich bei solchem Kleide." Tettenborn erwiderte kurz: „oder vielmehr solches Kleid für einen Schnurrbart." — Der kleine Donnerer steckte die Antwort ein. Im Jahre 1812 war Tettenborn in russische Dienste übergetreten und nun General. Ein Mann vielseitig begabt, voll Lebenslust, Kraft und Kühnheit, aber nicht zureichend für ein Unternehmen von ernsthafter politischer Tragweite. Den einzigen beständigen Zug seines Lebens machten seine finanziellen Bedrängnisse aus. So gestaltete sich auch sein Vorstoß nach Hamburg und dessen Einnahme am 18 März mehr als eine Razzia denn als ein Schritt um Norddeutschland dauernd zu befreien. Unter ihm kommandirte Dörnberg, bekannt durch seinen verfehlten hessischen Aufstand im Jahre 1809.

Ueber Tettenborns Auftreten in Hamburg findet sich folgende, eigene Anschauungen wiedergebende Erinnerung Ludwig Omptedas. Dieser hatte zu Ende des Monats März 1813 das Hauptquartier in Breslau verlassen um bei der zu erwartenden Säuberung Nordhannovers als Besitznahme-Kommissär dem General Ludwig Wallmoden*), der mit dem Oberbefehl über Tettenborns und Dörnbergs Abteilungen betraut wurde, leitend und vermittelnd zur Seite zu stehen.

*) Graf Ludwig Wallmoden-Gimborn war der Sohn des Feldmarschalls Wallmoden, eines Sohnes des Königs Georg II von England. Im Jahre 1769 in Wien geboren wurde er auf der Karlsschule in Stuttgart erzogen und war

Ludwig Ompteda traf am 12 April in Hamburg ein. Inzwischen hatte Dörnberg am 2 April Lüneburg erstürmt und zwölf Bürgern das Leben gerettet, die der General Morand füsilieren lassen wollte, indem er drohte: ebenso viele gefangene französische Offiziere erschießen zu lassen. Jedoch schon am nächsten Tage wurde er durch Marschall Davoust, der bereits in Celle stand, wieder hinausgedrängt. Vandamme wütete inzwischen von Bremen aus; er ließ zwei angesehene oldenburgische Bürger und bei Bremerlehe über hundert Bauern wegen „Aufstandes" ermorden.

Inzwischen saß Tettenborn in Hamburg, mit seinen halbasiatischen Reitern ein lästiger und kostspieliger Gast der Stadt; kein französisches Hauptquartier war je so teuer gewesen als dieses russische. Dabei rückte die Befreiung des Landes zwischen Elbe und Weser eher rück- als vorwärts. Ludwig Ompteda erzählt:

„Die für meine Thätigkeit günstigen Ereignisse wartete ich in Hamburg ab. Das dortige Hauptquartier des Generals von Tettenborn war sehr zahlreich und zählte viele Uniformen, aber wenige Militärs. Der General lebte mit erheblichem Aufwande. Täglich war ein Gabelfrühstück für 30—40 Personen in Bereitschaft, wobei es an Austern und Champagner nicht fehlte. Mittags 4 Uhr war die Tafel für ebensoviel Personen splendide gedeckt. Täglich wechselten dabei die Musik der russischen Regimenter und das zahlreiche Janitscharen-Korps des Meklenburg-Schwerinschen Bataillons miteinander ab, welches letztere ein Herr von Hahn in einer Art von Kosaken-Uniform organisirt hatte."

---

bei deren Auflösung ihr letzter Schüler. Er diente darauf kurze Zeit in Hannover und Preußen. Hier erwarb er sich in den Niederlanden 1794 den Orden pour le mérite. Im nächsten Jahre, nach dem Basler Frieden, ging er nach Oesterreich. Bei Wagram 1809 erhielt er als Generalmajor das Maria Theresia-Kreuz; er hatte mit seiner Kavallerie 1500 Mann Infanterie gefangen; 1812 trat er in russische Dienste, wurde 1813 Kommandeur der englisch-russischen Legion und englischer General; er erfocht am 16 September 1813 den glänzenden Sieg bei der Göhrde über den französischen General Pecheux. Im Jahre 1815 kehrte Wallmoden in die österreichische Armee zurück, kommandirte später in Neapel, stand bis 1827 in Sicilien, wurde 1838 General der Kavallerie und fungirte im Jahre 1848, 79 Jahre alt, als Ablatus des Feldmarschalls Radetzky. Er starb unvermählt.

„Da ich den General von Tettenborn in der früheren Zeit, als er noch in österreichischen Diensten war, viel in Böhmen gesehen hatte (wo seine Finanzzustände allerdings sehr geklemmt waren) so war ich ein für alle Male eingeladen und ließ es mir während meines achttägigen Aufenthalts in Hamburg, auf Kosten der Stadt gut schmecken."

„Die finanzielle Parthie schien ein gewisser ehemaliger preußischer Kriegsrath Oswald, gleichfalls in einer Art von Cosacken-Uniform und mit einem starken Barte der bis auf den Gürtel herabhing, übernommen zu haben. Seine organisatorischen Anordnungen waren aber zuweilen so scharf, namentlich in Bezug auf die soeben erst wieder befreiten hannoverschen Aemter, daß ich mich genötigt sah: Vorstellungen dagegen bei dem Grafen von Wallmoden zu machen, der in die ‚Russische Legion' eingetreten war und am 17 April in Hamburg eintraf um das gemeinschaftliche Kommando über die verschiedenen Streifkorps zu übernehmen."

Als Ludwig Ompteda im Begriff war mit Wallmoden zur Ausführung seines ehrenvollen Auftrages aufzubrechen, traf der englische General Sir Charles Stewart aus London in Hamburg ein, mit dem Befehle des Prinz-Regenten an Ompteda: jenen in's große Hauptquartier zu begleiten um ihn dort bei Abschluß des Subsidien-Vertrages zu beraten und zu unterstützen.

Der kleine, lau geführte Krieg an der Elbe kam bald darauf durch den Waffenstillstand (4 Juni bis 10 August) zum Stehen. Hernach war Wallmoden mit 18,000 Mann viel zu schwach um Davoust anzugreifen der, bis zur doppelten Macht verstärkt, sich in einer festen Defensivstellung hielt; jedoch schwärmten die Patrouillen der Verbündeten bis Celle. Am 16 September gelang Wallmoden ein bedeutenderer Schlag. Er zersprengte an der Göhrde die französische Division Pecheux und schnitt dadurch Davousts Verbindungen mit Napoleons Armee in Sachsen ab. Der kleine Krieg schleppte sich ereignislos weiter. Im Oktober brach Tettenborn nach der Weser auf und besetzte am 15 Bremen. Nach dem 18 Oktober zog sich Davoust eng auf Hamburg zusammen. Wallmoden nahm nun die Stadt Hannover in Besitz. Tettenborn bewegte sich an der Weser aufwärts und gewann Minden.

Die Stadt Celle war danach im Laufe dieses Kriegsspiels vielfach heimgesucht worden. Die Bürgergarde hatte jedoch verhindert: daß weder Feind noch Freund irgend etwas zu strafen oder zu rächen fanden.

Von Celle aus erneuerte Fritz Ompteda mit den beiden ehemaligen wiener Gefährten die alten Beziehungen durch Briefwechsel; dann überstand er in Hannover einen Anfall seines unversöhnlichen Feindes Podagra und langte zu Ende des Jahres wieder in Darmstadt bei der Schwester Riedesel an. Am 27 Dezember stellte sich dort der Vetter Ludwig Ompteda ein, der als wieder ernannter hannoverscher Gesandter dem Könige von Preußen nach Basel folgte. Die Vettern pflogen hier, nachdem die dienstliche Schranke zwischen ihnen gefallen war, eine vertrauliche Beratung über des westphälischen Exdiplomaten ferneres Schicksal. Ludwig gewann daraus die Anschauung: daß er mit gutem Gewissen für dessen Wiederanstellung eintreten könne. Ueberhaupt hatte der westphälische Dienst bei der alten Regierung nur gegen diejenigen Personen Verstimmung erregt und wurde ihnen zur Schuld geschrieben, die dem Zwange der neuen Verhältnisse nicht nur einfach gefolgt waren, sondern in ihnen eine führende oder feindselige Stellung eingenommen hatten. Bei allen übrigen betrachtete man in billiger und vernünftiger Erwägung ihrer persönlichen Verhältnisse, ihrer Schutzlosigkeit seit 1803, sowie des Umstandes daß, wo ein ehrlicher Mann und ein Landsmann gestanden kein fremder Abenteurer hatte Fuß fassen können, ihren Zwangsdienst nicht als Gegenstand des Vorwurfes. Jedoch mußten alle, Staatsräte und Gesandte, zunächst wieder in das kleine hannoversche Dienstverhältnis von 1807 eintreten. Ebenso wurden zahlreiche bis dahin westphälische Offiziere in die neuen Truppenbildungen aufgenommen; sie fochten dann am 18 Juni 1815 ehrenvoll bei Waterloo. Allerdings erhielt in ihnen die hannoversche Armee einen weit anders gearteten Ersatz als der althannoversch-englische Bestand der Königlich Deutschen Legion sich ausgebildet hatte; sowohl in der militärischen Schulung als im gesellschaftlichen Ton.

In Ludwig Omptedas Lebenserinnerungen heißt es:

„Ich erwartete den Minister Grafen von Münster in Basel

und blieb noch einen Tag mit ihm zusammen. Wir aßen zu Mittag mit seinen beiden Neffen, dem Obersten William Hammerstein und einem jungen Grafen Münster, die mit den beiden zu den Oesterreichern übergegangenen westphälischen Husaren-Regimentern gerade durch Basel marschirten um zur großen österreichischen Armee in Frankreich zu stoßen. Der Onkel wußte sich gar nicht in die Sprechweise und in die Ausdrücke zu finden, die den beiden Neffen bei ihrem mehrjährigen Dienste in den Truppen und am Hofe Jerome Buonapartes zur anderen Gewohnheit geworden waren."

Fritz Ompteda konnte im Januar 1814 zu Frankfurt seine Angelegenheiten mit dem Minister Münster persönlich besprechen, als dieser nach Basel durchreiste. Der Erfolg war ein günstiger, denn unmittelbar nachher ließ Ompteda sein offizielles Gesuch um Wiederanstellung an den Statthalter Herzog von Cambridge nach Hannover abgehen.

Ludwig hatte inzwischen im großen Hauptquartier Langres dem Vetter ebenfalls die Wege geebnet; im März sahen sie sich mit dem Freunde Wallmoden in Frankfurt wieder, wo Ludwig wegen eines wichtigen Geldgeschäftes der Regierung mit dem Hause Bethmann längere Zeit verweilte. Im Mai hatte Fritz Ompteda eine seltsame Veranlassung zu einem Ausfluge nach Weinheim an der Bergstraße. Sein Tagebuch und Ludwigs Erinnerungen geben davon Nachricht. In letzteren heißt es:

„In meinem Gasthofe zu Frankfurt lebte damals auch der unglückliche König von Schweden, Gustav IV, ganz zurückgezogen und als Privatmann, nur von einem einzigen Jäger begleitet. Ich wohnte mit ihm Stube an Stube und ward oft durch sein schwermütiges Phantasiren auf dem Klavier traurig gestört. Kurz darauf ging er nach Weinheim, auf seinen dringenden Wunsch von meinem damals in Frankfurt anwesenden Vetter dem Kammerherrn Fritz Ompteda begleitet, den er aus früheren Zeiten kannte und dem er Vertrauen schenkte. Gustav IV hatte dort eine Zusammenkunft mit seinem Sohn, dem Prinzen von Wasa, der von Karlsruhe aus, von einem Minister begleitet, ihm dorthin entgegenkam um Familienangelegenheiten zu bereden. Beide waren in verschiedenen Gasthöfen

abgetreten." (Der König wohnte am 8 und 9 Mai zu Weinheim im Gutshause des Freiherrn zu Berkheim; Ompteda hatte dessen Erlaubniß dazu vermittelt.) „In einem dritten Hause war auf Kosten des Sohnes ein Diner bereitet. Das Wiedersehen soll den Vater sehr bewegt haben; vorzüglich aber war er erschüttert, als er die bei Tische aufwartende Dienerschaft seines Sohnes in der vormaligen schwedischen Hoflivree erblickte."*)

Die Sommermonate widmete Fritz Ompteda der Pflege seines unerbittlich wiederkehrenden Podagras in Baden. Dort und während des Septembers in Frankfurt lebte er in täglichem, vermutlich recht heiterem Verkehre mit seinem Freunde Tettenborn, der sich damals von seinen Kriegsstrapazen erholte und seine Siegerrolle in die vornehme Frauenwelt der alten Kaiserstadt verlegt hatte.

Inzwischen war der Minister Münster zu Anfang des Monats September in Wien eingetroffen, wo die Eröffnung des Kongresses

*) Gustav IV, 1778 geboren, war 14 Jahre alt als sein Vater Gustav III im Jahre 1792 ermordet wurde. Sein Onkel der Herzog Karl von Südermanland regierte als Vormund bis der König volljährig geworden. Er war nicht ohne Gaben, dazu streng sittlich treu und zuverlässig, aber von krankhaftem fürstlichen Bewußtsein und einer Karakterfestigkeit die in Starrsinn ausartete. Als König bekämpfte er im Innern jede Beschränkung seines Absolutismus und in der äußeren Politik das ihm in Napoleon verkörperte revolutionäre Prinzip; leider focht er gegen diesen stets mit ungenügenden Mitteln, am unrichtigen Orte und zu schlecht gewählter Zeit. Nach der Reihe überwarf er sich dadurch mit seinen Bundesgenossen, endlich noch 1807 mit den Russen an die er Finnland verlor. Im Jahre 1809 ward er in Stockholm gefangen genommen und von den Reichsständen mit seinen Nachkommen des Throns verlustig erklärt. Er siedelte nach Baden-Baden über, lebte in Basel als Graf von Gottorp, lehnte die ihm in Schweden ausgesetzte Rente ab, zog in dürftigen Verhältnissen umher, erschien 1814 in Wien beim Kongresse um unter der von Talleyrand frisch aufgezogenen Legitimitätsfahne sein Recht geltend zu machen. Damals sprach man in Wien von Gerechtigkeit Wiederherstellung und Legitimität wie von religiösen Grundsätzen. Bekanntlich geht aber daneben die praktische Politik häufig ihren eigenen Weg. So war Bonapartes hartnäckigster Feind der einzige Legitime der kein Gehör fand; er wurde von Bernadotte geschlagen. Er starb im Jahre 1837 in St. Gallen. Vermählt war er mit der Prinzessin Friederike von Baden einer vortrefflichen Frau; er ließ sich von ihr scheiden. Sein einziger Sohn, Gustav Prinz Wasa, geboren 1799, war österreichischer Feldmarschallieutenant; er starb ohne Sohn. Dessen Tochter ist die jetzige Königin Karola von Sachsen. Gustavs IV Tochter war die Großherzogin Leopold von Baden, die Mutter des jetzigen Großherzogs Friedrich.

beabsichtigt wurde. Dort erst entschied sich Omptedas künftiges Schicksal. Sein Vetter Ludwig berichtet darüber:

„Nach der Auflösung des Königreichs Westphalen suchte der Kammerherr Ompteda wieder in den hannoverschen Dienst zu treten. Dieses glaubte man jedoch nicht ohne Weiteres bewilligen zu können, bevor man nicht sein ganzes Benehmen in der Zwischenzeit würde haben untersuchen können. Dies war nun wiederum nicht thunlich, bevor nicht der österreichische Hof im Jahre 1814 wieder nach Wien zurückgekehrt war."

„Die" (von Münster) „angestellten Untersuchungen" (beim hannoverschen Gesandten Ernst Hardenberg und beim Staatskanzler Metternich) „fielen vollkommen günstig für den Kammerherrn Ompteda aus und er ward wieder in den hannoverschen Dienst aufgenommen. Er wurde zu einer diplomatischen Anstellung bestimmt, erhielt aber vorläufig den Auftrag: ohne einen öffentlichen Charakter eine Reise nach Italien zu machen, um sich von den dortigen politischen Zuständen, insbesondere auch im wiederum päpstlich gewordenen Rom, nähere Kenntnis zu verschaffen."

Fritz Ompteda langte am 11 Oktober mit Freund Tettenborn in Wien ein. Dort traf er mit einer Reihe früherer Freunde und Bekannter aus den Jahren 1809 und 1813 zusammen, denen mehr oder weniger der Salon der Gräfin Fuchs, geb. Gallenberg als Vereinigungspunkt diente: Wallmoden Gentz Varnhagen, die drei Schwestern Prinzessinnen von Kurland, Prinz Philipp von Hessen-Homburg (regierender Landgraf von 1839 bis 1846) und der Franzose Graf de La Garde. Dieser hat im Jahre 1843 ein damals viel gelesenes Buch veröffentlicht: „Fêtes et Souvenirs du Congrès de Vienne". Er preist die „schöne Gräfin Lori Fuchs" als eine der ausgezeichnetsten Frauen der damaligen hohen Wiener Gesellschaft. Alle Habitués nannten sie: „notre reine". Fritz Ompteda erwähnt er als alten Bekannten, „ehemals westphälischen Gesandten in Wien, der dort wieder als Amateur erschien". Der Exwestphälinger zeichnete sich durch treffende beißende Bemerkungen aus. „Mit dem Ernste eines Auguren verband er einen selten originellen Verstand. Niemand wußte so wie er, mit wenigen Worten ein Portrait zu skiz-

ziren. Seine Zunge war nicht minder gefürchtet als diese Skizzen. Da er aber im Grunde ein guter Kerl (bon ami) war, so blieben seine Epigramme mehr Einfälle seines Kopfes als daß sie aus schlechtem Herzen kamen." Am 13 verzeichnet das Tagebuch: „Von Münster Kommission für Italien." Am 26 reiste der geheime Agent ab.

Fritz Omptedas Sendung betraf zunächst: Beobachtung der allgemeinen Zustände in Italien. Hannover hielt dort keine ständige Gesandtschaft. Die Halbinsel befand sich noch in völliger chaotischer Gährung. Denn während alle anderen Herrscher sich möglichst wieder auf ihren Thronen und Thrönchen eingerichtet hatten, saß in Neapel noch der König Mürat; die dortigen Bourbonen, auf Sizilien beschränkt, erharrten ungeduldig den Sturz dieses letzten napoleonischen Usurpators.

Der Papst Pius VII hatte, nach langjähriger französischer Gefangenschaft, abermals den Stuhl Petri bestiegen und dessen weltliches Patrimonium in Besitz genommen. Die, wiederum oder neu aufgerichteten Staaten Europas, insbesondere die protestantischen Regierungen, empfanden das Bedürfnis: die kirchlichen Verhältnisse ihrer katholischen Unterthanen zu regeln. Für diplomatische Verhandlungen war es allerdings noch zu früh; jedoch erschien es zweckmäßig, das fast unbekannte Terrain einstweilen aufzuklären.

Gleichzeitig hatte die hannoversche Regierung dort noch einen anderen Gegenstand sorgenvoller Beobachtung: die Gemahlin des Prinzen Regenten, die Prinzessin Karoline von Wales. Diese hohe Dame hatte seit einigen Monaten England verlassen und bewegte sich durch Italien mit einem wechselnden Gefolge dessen Elemente mehr und mehr zweifelhaft und bedenklich wurden. Selbstverständlich fühlte die hannoversche Regierung das Recht und die ernste Pflicht: das Leben und Treiben ihrer künftigen Königin nicht unbeobachtet zu lassen. Mit diesem heiklen Auftrage wurde Fritz Ompteda von Münster betraut, der dessen Welterfahrung gesellige Gewandtheit Kaltblütigkeit und Verschwiegenheit aus ihrer gemeinsamen heiteren Jugendzeit in Hannover kannte.

Münsters Instruktion lautete:

„Nachdem Baron Ompteda gebeten ihn wieder anzustellen, hat Graf Münster ihm dieses im Namen S. K. H. des Prinz-Regenten versprochen unter der Bedingung, daß er S. K. H. einen Beweis seines Eifers und seiner Ergebenheit gebe indem er eine Sendung nach Italien übernehme, um

1. die Regierung über die politischen Zustände Italiens aufzuklären;

2. sich genaue Kenntnis der Aufführung I. K. H. der Frau Prinzessin zu verschaffen die sich zur Zeit in Italien aufhält.

Der Prinz-Regent, getrennt durch eine vom Könige genehmigte Urkunde, hat nicht die mindeste Absicht: dem Glücke seiner Gemahlin das geringste Hindernis in den Weg zu legen. Aber S. K. Hoheit ist es sich selbst und seinen Völkern schuldig: daß die Prinzessin die seinen Namen trägt, nichts thue was seine Würde beeinträchtigt, die ebensosehr in Frage kommt als die Ehre der Prinzessin selbst. Es ist daher in beider Interesse: daß man die Gerüchte aufkläre, die über ihre Aufführung laufen, und den Verdacht der vielleicht nur aus Bosheit entspringt.

Baron Ompteda hat sich daher der Prinzessin soviel als möglich zu nähern und über das, was er erfährt, genau zu berichten.

Falls die Gerüchte gegründet so hat Baron Ompteda sich die Beweise zu verschaffen um die Thatsache gesetzlich festzustellen; hiezu hat er alle anständigen Mittel anzuwenden, versteht sich mit Mäßigung und Takt.

Er hat von ihr zu schreiben als von einer italienischen Dame die dem Adressaten, Herrn von Ledenburg, genau bekannt sei.

Um den Zweck zu erreichen wird Baron Ompteda als noch im Zerwürfnisse mit dem hannoverschen Hofe befindlich auftreten; er wird seine Beziehungen als ehemaliger Jerome Bonapartescher Gesandter aufrecht erhalten. Man wird ihm jedoch den Schutz der österreichischen Gesandten in Italien verschaffen.

Im Nothfalle kann er diese Instruktion den englischen Gesandtschaften vorweisen.

(gez.) Münster."

Der Wunsch des Prinz-Regenten und die Absicht der englischen wie der hannoverschen Regierung waren darauf gerichtet: eine Scheinung zu erwirken bevor der König Georg III starb, um nicht der Prinzessin den Platz und die Ehren der Königin einräumen zu müssen deren sie sich mehr und mehr unwürdig zeigte. Hiezu bedurfte man ausreichender Beweismittel vor den englischen Gerichten, insbesondere für den klassischen kanonischen Fall des Ehebruchs: zwei Zeugen de visu.

Um die Herstellung dieses Beweises, und andrerseits um dessen Verhüllung und Unterdrückung drehten sich Fritz Omptedas jetzt zu erzählende Erlebnisse während der nächsten zwei Jahre. Der Auftrag wurde für ihn eine reiche Quelle von Irrfahrten und zuletzt höchst unerfreulichen Abenteuern. Seine Thätigkeit, wie die anderer englischer Agenten der beiden Regierungen, die Gegenzüge der Prinzessin und ihrer Ratgeber, die daraus sich entspinnenden Kämpfe und Intrigen sind nur allein verständlich, dann aber auch vollkommen verständlich und gerecht zu beurteilen, wenn man sie stets unter diesem Gesichtspunkte des Staatsinteresses verfolgt. In den gleichzeitigen literarischen Erörterungen und in der nachfolgenden Geschichtschreibung hat vielfach die Abwägung stattgefunden: ob Georg IV persönlich die sittliche Berechtigung gehabt habe, als Kläger in einem Ehescheidungsprozesse aufzutreten. Namentlich Gervinus sitzt darüber mit dem ihn kennzeichnenden kräftigen Entrüstungspathos zu Gericht. Es ist ja ein dankbares Thema. Für die beiden Staaten und ihre Regierungen jedoch kam diese Seite der Frage zunächst nicht in Betracht. Sie ist später von den Sachwaltern der Prinzessin und der englischen whigistischen Opposition in ihrem politischen Kampfe gegen den Prinz-Regenten und das Tory-Ministerium Liverpool nur hervorgekehrt um die eigentliche politische Streitfrage zu verhüllen und zu dekoriren, da die urteilslose Menge, die sogenannte öffentliche Meinung, nicht anders als durch einen großen öffentlichen persönlichen Skandal zu erregen war.

Fritz Ompteda hat über seine Aufgabe eine Reihe von Berichten an Münster geschrieben der sie dem Prinz-Regenten vorlegte. Diese werden demnächst in gedrängter Zusammenfassung hier folgen.

Zuvor haben wir uns mit dem Vorleben der vielberufenen Frau näher bekannt zu machen.

Karoline Amalie Elisabeth war die Tochter des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig der im November 1806 zu Ottensen an der Wunde von Auerstädt starb, und die Schwester des Herzogs Friedrich Wilhelm der am 16 Juni 1815 bei Quatrebras blieb. Sie war geboren am 17 Mai 1762. Mehr als gewöhnlich geistig ausgestattet trat sie dadurch schon früh neben ihren Geschwistern hervor. Zugleich aber hatten ihre Erzieherinnen stets gegen ihren ungeregelten Unabhängigkeitstrieb, gegen die Selbstwilligkeit ihres Urteils zu kämpfen, auf das sie dem Beispiele und der Erfahrung anderer jeden Einfluß verweigerte. Ihre liebenswürdige Natürlichkeit gewann dadurch nicht die erforderliche äußere Form, den Schliff der Erscheinung. Dem notwendigen Zwange der Hofsitte suchte sie sich zu entziehen; sie hielt eine solche Einengung für ihrer persönlichen Begabung unwürdig. In dieser fehlten jedoch einige Zuthaten, die im Leben viele andere ernstere Gaben ersetzen und höchst wesentlich für dessen Erfolge sind: Taktgefühl weibliche Grazie und Selbstbeherrschung. So gestalteten sich ihr Freimut und ihre Neigung: sich da anzuschließen wo sie sich geistig verwandt und unbehindert glaubte, als unvorsichtige Vertraulichkeit; ihre Unüberlegtheit als Leichtsinn; ihre heitere Natürlichkeit und ihre ungezügelte Lebhaftigkeit als Verstöße gegen die ihr angeborene Pflicht der äußeren fürstlichen Würde und Höhe. Andererseits wird ihre Gutherzigkeit, ihre Freigebigkeit und Wohlthätigkeit gerühmt und ihr fast leidenschaftliches Gefallen an kleinen Kindern hervorgehoben. Es wird berichtet daß sie mit 17 Jahren eine schwärmerische Herzensneigung für einen jungen deutschen Prinzen gehabt habe, der jedoch den Eltern nicht genehm gewesen sei. Der Name ist nirgendwo genannt, die Andeutungen weisen auf den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen hin. Später wünschte der Vater: sie an den damaligen Kronprinzen von Preußen späteren König Friedrich Wilhelm III zu vermählen; er stieß aber bei der Tochter auf unüberwindlichen Widerstand. So war sie 26 Jahre alt geworden da kam ein Antrag der die Eltern hoch beglückte und zu dem die Tochter, als zu einer vorteilhaften ja großartigen Ver-

sorgung, kühl einwilligte. Diesen Antrag stellte der König von England Georg III für seinen ältesten Sohn Georg, den Prinzen von Wales.

Der Thronerbe von England war damals schon 32 Jahre alt. Von der Natur mit glänzender äußerer Erscheinung anmutigem Anstande und guten geistigen Anlagen ausgestattet, voll schäumender Lebenslust und offenen Sinnes für die schönen Künste, hatte er in der Abgeschiedenheit des königlichen Palastes einen strengen Gelehrtenunterricht erhalten, von dem jedoch wenig hangen blieb außer den Früchten des mit Neigung betriebenen Studiums der Geschichte. Die Schäden dieser unterdrückenden und vereinsamenden Glashaus-Erziehung wurden noch verstärkt durch die Schwäche seiner Mutter, der Königin Charlotte geborenen Prinzessin von Meklenburg-Strelitz gegenüber ihrem erstgeborenen Liebling. Ihre misleitende Parteilichkeit überdauerte auch alle seine späteren Verirrungen. Das notwendige Gegengewicht der öffentlichen Pflichten wurde völlig vernachlässigt: keine Universität kein Militärdienst; also nur — Ansprüche ohne Leistungen. Mit 18 Jahren volljährig trat der junge Prinz in die galante Welt von London ein; männlich schön, geistreich im Gespräche, heiter in vornehmer fürstlicher Haltung, wurde er bald deren Ideal und der Gegenstand ehrgeiziger und glücksjägerischer Spekulationen. Mit 21 Jahren, 1783, nahm er seinen Sitz im Oberhause ein. Hier wurde er — eine anscheinend unausweichliche Bestimmnng des Thronerben — bald von den begabten Führern der whigistischen Opposition: Charles Fox Sheridan Burke angezogen. Gegen deren Absichten ließ der haushälterische, im einfachen Familienleben aufgehende König die Rente seines Sohnes auf nur 50,000 £ festsetzen; dazu kamen die dem Thronerben zustehenden Einkünfte des Herzogtums Cornwallis und der Gehalt als Chef-Oberst des 10 leichten Dragoner-Regimentes, zusammen 65,000 £ (1,300,000 Mark). Es war etwa die Hälfte dessen was den früheren Prinzen von Wales bewilligt gewesen war.

Auf den lebensdurstigen jungen Mann hatten jene Freunde den übelsten, einen geradezu verderblichen Einfluß. Charles Fox, geboren 1749, mit 21 Jahren bereits einer der bedeutendsten Redner des

Unterhauses und jüngerer Lord der Admiralität, war einer der tollsten Spieler jener Zeit. Ein Ausschnitt aus seinem Lebenswandel lautet also: „Fox hielt eine sehr schwache Rede in der Debatte über die 39 Artikel" (Grundgesetz der englischen Staatskirche). „Kein Wunder! Er hat bei Almacks" (ein vornehmer Club und Spielhölle) „vom Dienstag Abends bis Mittwoch Nachmittag 5 Uhr am Spieltische gesessen. In der letzten Stunde gewann er 12,000 £ (240,000 Mark) wieder die er verloren hatte. Er schuldete dann nur noch 11,000 £. Am Donnerstage sprach er in der erwähnten Debatte, kam dann um 11 Uhr Nachts zu Tisch; von dort ging er in White's Club wo er bis 7 Uhr des anderen Morgens trank. Von dort zu Almacks wo er 6000 £ gewann. Zwischen 3 und 4 Uhr Mittags fuhr er zum Rennen nach Newmarket. Er ist noch nicht 25 Jahre alt und hat in drei Nächten mit seinen zwei jüngeren Brüdern zusammen 32,000 £ verloren!" Mit 30 Jahren war Charles Fox völlig ruinirt und hatte oft das Geld für sein tägliches Leben zu borgen. Sein Vater Lord Holland hinterließ ihm 3 Millionen Mark, aber diese Erbschaft wanderte geraden Weges zu seinen Gläubigern. — Die Spieler in den Clubs trieben ihr Geschäft völlig handwerksmäßig. Sie zogen ihre gestickten Röcke aus und banden Lederschürzen vor um ihre Spitzenjabots zu schonen. Zum Schutze der Augen und um ihre langen Locken am Vorfallen zu hindern, trugen sie hohe Strohhüte mit breiten Rändern; dazu Masken um ihre Gemütsbewegungen zu verbergen wenn sie Quinze spielten. Fox weihte den Thronfolger in das Hazardspiel ein; Sheridan, der geniale Lustspieldichter und Lump, verfeinerte seinen Geist und Witz stumpfte aber zugleich seine sittlichen Grundsätze gründlich ab. Vorübergehend war auch der Herzog von Chartres Philipp Egalité des Prinzen Lehrmeister. Die Damen der Whigs halfen ebenfalls nach; unter ihnen eine schöne junge Schauspielerin Mrs. Robinson.

Bald darauf trat eine Frau in des Prinzen Leben ein, die auf dasselbe einen dauernden bestimmenden und verwirrenden Einfluß haben sollte: Mrs. Fitz-Herbert. Sieben Jahre älter als er war sie in voller jugendlicher Frauenblüte bereits zweimal Wittwe. Sie stammte aus einer alten achtbaren römisch-katholischen Familie.

Ihren ersten Gatten, Mr. Wald verlor sie schon nach zwei Jahren, sein Bruder war späterhin Kardinal. Als ihr zweiter Mann Fitz-Herbert starb war sie erst 25 Jahre alt. Meine Quelle schildert sie als keine hervorragende Schönheit, auch nicht besonders geistvoll, aber als vornehm liebenswürdig gebildet und anziehend. Nachdem die junge Doppelwittwe einige Jahre auf dem Kontinente zugebracht hatte ließ sie sich in Richmond bei London nieder. Dort lernte der Prinz sie kennen und rasch leidenschaftlich lieben. Sie jedoch war eine Frau von Grundsätzen und zog sich vor dieser kompromittirenden Huldigung nochmals auf den Kontinent zurück. Der Prinz verfolgte sie dorthin mit Botschaften und Kurieren, von denen einige während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges in Frankreich als politische Agenten arretirt wurden. Die belästigende Ungeberdigkeit der prinzlichen Leidenschaft veranlaßte Mrs. Fitz-Herbert, im Jahre 1785 wieder nach England zurückzukehren. Nun schlug ihr feuriger Anbeter ihr vor: er wolle zu Gunsten seines Bruders Friedrich, des Herzogs von York, auf die Thronfolge verzichten, sie heiraten und mit ihr nach Amerika auswandern. Sie wies das alles als unsinnig zurück und riet ihm zur Vernunft. Die Royal Marriage Act von 1772 machte eine gesetzlich gültige Heirat schon deshalb unmöglich weil Mrs. Fitz-Herbert katholisch war. Der Widerstand der schönen Frau führte zur Krisis. Eines Tages erschienen zwei sehr bestürzte Herren aus der Umgebung des Prinzen und forderten Mrs. Fitz-Herbert auf: schleunigst nach Carlton-House zu kommen. Der Prinz habe sich in der Verzweiflung eine Stichwunde beigebracht und schwimme in seinem Blute. Sie entschloß sich, in Begleitung einer Freundin der berühmten Herzogin von Devonshire hinzugehen um seinen letzten Seufzer zu empfangen falls die Sache Ernst sei, um ihn — auszulachen falls er Komödie spiele. Die Damen fanden den Liebeskranken auf seinem Lager. In einiger Entfernung lag ein offenes Messer, auch waren Blutspritzer ringsum bemerkbar. Unmittelbar am Bette stand ein Glas mit brandy and water. Die Szene mochte immerhin theatralisch aufgeputzt sein; jedoch trug seitdem der Prinz lebenslang die Narbe einer Schnittwunde auf der Brust. „Die Thorheit durfte nun nicht weiter gehen,“ sagt meine

Quelle. „Die krankhafte Erregung seiner Gefühle, die Gewaltsamkeit seiner Leidenschaft (verstärkt durch Cüraçao), seine maßlosen Bestürmungen und Bitten und die rührenden Thränen die der damals schon ziemlich wohlbeleibte Sentimentalist stets zur Verfügung hatte, überzeugten die Damen: daß wirklich Gefahr im weiteren Verzuge drohe.“ So fand am 21 Dezember 1785 die Trauung im Hause der Mrs. Fitz-Herbert in Park Lane in Gegenwart ihrer Familie nach katholischem Ritus statt. Der Ring war in der Eile vergessen, die Herzogin von Devonshire lieh ihren Ehering her. Dann wurde die Ceremonie nach englischem Ritus durch den Reverend Samuel Jones wiederholt. Der Heiratsvertrag ist im Originale noch vorhanden.

Die Heirat war in den Augen der römischen Kirche eine gesetzlich gültige Thatsache; ebenso ungültig war sie nach englischem Rechte.

Die engen Beziehungen des Prinzen und der Dame wurden bald ruchbar. Der ehrbare König war darüber sehr unglücklich; den Prinzen machte das unklare Verhältnis unpopulär zumal die öffentliche Meinung ihn in erster Reihe zur Fortsetzung der Dynastie berufen hielt.

Der Prinz selbst zeigte sich in Beziehung auf diese Heirat ziemlich — vorurteilsfrei. Einige Stunden nach dem Trauungsakte leugnete er denselben mündlich gegen Freunde ab. — Das jedoch war entschuldbar; es lag im Zwange der Verhältnisse. — Mrs. Fitz-Herbert gegenüber that er wiederum sehr entrüstet daß diese Ableugnung von Seiten seiner Freunde Dritten gegenüber stattgefunden habe. Auch später bezeichnete er, in ihrer Abwesenheit, das Gerücht von der Vermählung als eine absurde Erfindung, und zwar mit ziemlich cynischen Scherzen. Bei einer etwas späteren Verhandlung im Parlamente, über die Bezahlung der Schulden des Prinzen von Wales, erklärte Fox in dessen Auftrage: „daß irgend eine eheliche Verbindung zwischen den beiden Personen nicht bestehe.“ Fox sprach in gutem Glauben. Er selbst war von seinem Auftraggeber getäuscht.

Uebrigens zeigte sich der Prinz durch diese überwältigende Leidenschaft für die Freuden heiterer männlicher Geselligkeit keineswegs ab-

gestorben. Wir lesen in einem, 1882 bei R. Hofmann, Berlin, erschienenen Buche „Aus England":

„Einer der berühmtesten älteren londoner Clubs war die Beefsteak Society. Sie entstand bereits 1732 und erlosch erst um das Jahr 1860. Ein seiner Zeit berühmter Komiker vom Covent Garden Theater Namens Rich wurde häufig von einigen vornehmen Herren besucht, die an seiner Kunst und an seinem Witze Gefallen fanden. Eines Tages saß der Earl von Peterborough bei ihm und vergaß über die fesselnde Unterhaltung mit dem Künstler seine Essensstunde. Des Künstlers Magen jedoch meldete sich pünktlicher. Während des Gespräches deckte Rich seinen Tisch, fachte ein Kaminfeuer an und briet mit großem Ernste auf einem kleinen Handroste sein Beefsteak. Das Gericht duftete so herrlich daß Lord Peterborough der Einladung, es zu teilen nicht widerstehen konnte. Ein zweites folgte und bei einigen Flaschen guten Weines blieben die Tischgenossen bis spät in die Nacht zusammen. Der alte Herr fand das Fest so ausnehmend nach seinem Geschmacke, daß er am nächsten Sonnabend mit einigen Freunden wieder kam; es waren ‚witzige Köpfe und Lebemänner'. Hieraus entwickelte sich ein regelmäßiger Sonnabendsclub, dessen Speisezettel streng auf Beefsteak Portwein und Arrakpunsch beschränkt blieb."

„Die Sitzungen fanden in verschiedenen Räumen des Covent Garden Theaters statt. Die Zahl der Mitglieder blieb fünfzig Jahre lang auf 24 beschränkt. Erst als der Prinz von Wales im Jahre 1785 einzutreten wünschte und es ablehnte Ehrenmitglied zu werden, — er wollte mit 23 Jahren als vollbürtiger Lebemann, nicht als Prinz dort erscheinen — wurden 25 Mitglieder zugelassen."

Der ursprüngliche Bratrost des Schauspielers Rich ward das Symbol der ‚Steaks'. Ihr Präsident trug stets eine kleine silberne Nachbildung desselben mit dem Motto: ‚Beef and Liberty' an einem orangegelben Bande um den Hals. Außer dem Rost war er noch durch einen hohen Hut mit Bändern ausgezeichnet, den der große Schauspieler Garrick in einer seiner berühmtesten Rollen getragen hatte. Pünktlich um fünf Uhr an jedem Sonnabend versammelten sich die ‚Steaks'. Der Präsident nahm einen erhöhten Platz ein. Auf

ein Zeichen wich hinter ihm ein Vorhang zur Seite und man blickte in die Küche, wo die Beefsteaks nach einem Dutzend verschiedener Rezepte auf dem Roste über Holzkohlen zubereitet wurden. Diese Küchenabteilung trug als Leitmotiv die bekannten Worte aus Macbeth: ‚Wär's abgethan sobald's gethan ist, dann wär's gut wenn es geschäh in Eil'."

„‚Es war ein ruhmreiches Beispiel altenglischer Tüchtigkeit,' sagt eine Zeitschrift des vorigen Jahrhunderts. ‚Aber ach! was vermögen so wenige gegen die täglich wachsende Invasion von Fricassees und Wassersuppen'."

„Das jüngste Mitglied, und auch der Prinz als solches, hatte die Flaschen aus dem Keller zu holen; allerdings eine gründliche Schule geselliger Gleichheit unter Gentlemen."

Die Schulden des jungen Thronerben wuchsen inzwischen gewaltig an. Mrs. Fitz-Herbert trieb angeblich großen Luxus, der Prinz spielte am Pharaotische und auf der Rennbahn. Seine Verbindlichkeiten schleppten sich mehrere Jahre lang stets wachsend hin. Endlich stellte sich die runde Summe von 500,000 £ (10 Millionen Mark) heraus. Dabei war der Prinz notwendigerweise in den schroffsten Gegensatz zu seinem Herrn Vater geraten, dem der Ehrentitel des Sohnes in der eleganten Welt: „the first gentleman in Europe" keineswegs imponirte.

Sein nächstjüngerer Bruder Friedrich war seit 1791 mit einer preußischen Prinzessin vermählt. Nach den Umständen war aus dieser damals bereits völlig erkalteten Ehe Nachkommenschaft nicht zu erwarten; umsomehr wünschte der König: daß der Thronerbe sich vermähle. Der damalige Minister Pitt bekämpfte den Plan wegen der Lebensführung und der weiblichen Verbindungen des Prinzen, denn neben Mrs. Fitz-Herbert stand ihm seit einigen Jahren auch Lady Jersey sehr nahe. Sie war 1788 bereits Mutter von 10 Kindern und älter als der Prinz. Diesem sagte man bekanntlich für Frauenreize den Grundsatz nach: fair, fat and forty. Er selbst schützte seine Schulden vor. Der König versprach deren Zahlung. Endlich fügte sich der Prinz darein, seine Freiheit zu verkaufen. Der Vater wollte ihn mit seiner Schwestertochter Karoline von Braun-

schweig, die Mutter mit ihrer Brudertochter Luise von Strelitz (der späteren Königin Luise von Preußen) verbinden. Der König setzte seinen Willen durch. Er hoffte als ehrlicher Mann und musterhafter Ehegatte auf eine innere Wandlung seines Sohnes, ähnlich wie diejenige des berühmten Titelvorgängers im zweiten Teile König Heinrichs IV.

Lord Malmesbury, dem die Prinzessin Karoline in Braunschweig durch Prokuration angetraut wurde und der sie nach England führte, sagt von ihr in seinen Memoiren:

„Sie war damals 26 Jahre alt und nicht mehr schlank, unter mittlerer Größe; blaue Augen, leidliche Zähne, blondes natürlich gelocktes Haar. Ihre Hände waren schön aber schlecht gepflegt; ihr Schuhwerk so schlecht daß man über ihren Fuß schwer urteilen konnte. Ihr ganzes Wesen zeigte ein gewisses schlampiges Sichgehenlassen."

„Ueberraschend für einen Fremden war die Lebhaftigkeit und Indiskretion der Prinzeß. Sie sprach alles heraus was ihr durch den Sinn fuhr, ohne die mindeste Rücksicht auf die Wirkung. Sie benahm sich mehr wie ein eigenwilliges Kind als wie eine gereifte Dame und eine Fürstin."

Am 18 April 1795 fand die Trauung im St. Jamespalaste zu London statt.

Die Ehe brachte es noch nicht einmal zu einem Verhältnisse kühler Freundschaft. Schon während des sogenannten Honigmondes schlug die Annäherung des Prinzen in kränkende Zurückhaltung um. Die Schuld davon wurde allgemein der Lady Jersey beigemessen, die unbegreiflicher Weise zur Hofdame der jungen Prinzeß von Wales ernannt war. Letztere soll von ihrer Rivalin zu unvorsichtigen vertraulichen Mitteilungen verleitet sein, insbesondere über ihre noch bestehende Neigung zu dem erwähnten deutschen Prinzen; diese wurden dann dem jungen Ehemann hinterbracht unter spöttischen Schilderungen der groben Manieren, des unbehülflichen und heftigen Wesens der Braunschweigerin. Außerdem soll Lady Jersey einen Brief der Prinzeß nach Braunschweig unterschlagen haben, worin sehr ungünstige Aeußerungen über die Königin Charlotte gefunden wurden. Jedenfalls war letztere fortan stets eine harte Gegnerin ihrer Schwiegertochter. Genug: nach drei Monaten schon lebte das junge Paar in

vollständiger Kälte und Trennung. Genau 9 Monate nach dem Trauungstage, am 7 Januar 1796, wurde das erste und einzige Kind aus dieser sogenannten Ehe, die Prinzessin Charlotte die künftige Thronerbin Großbritanniens geboren. Bald darauf verließ die Mutter mit dem Kinde das eheliche Dach und bezog Montague-House auf Blackheath bei Greenwich, eine Dienstwohnung die mit der ihr verliehenen Sinekure als „Ranger von Greenwich-Park" verbunden war. Es folgte nun ein seltsamer und folgenschwerer Briefwechsel zwischen dem Paare. Der Prinz, der seine Beziehungen zu Mrs. Fitz-Herbert wieder in früherer Weise aufgenommen hatte, schrieb aus

„Windsorcastle 30 April 1796."

„Madame

Da mich Lord Cholmondeley" (Kammerherr der Prinzessin) „unterrichtet hat, daß es Ihr Wunsch ist, etwas schriftliches darüber zu besitzen: wie wir uns in Zukunft gegen einander zu verhalten haben, so will ich es versuchen, mich über diesen Gegenstand mit der möglichsten Deutlichkeit und mit so vielem Anstande als die Natur der Sache es zuläßt, zu erklären. Unsere Zuneigung zu einander ist nicht in unserer Gewalt, und es sollte keiner von uns dafür verantwortlich gegen den andern gemacht werden daß die Natur uns nicht für einander geschaffen hat. Ein ruhiges und angenehmes gesellschaftliches Leben zu führen steht aber in unserer Macht. Lassen Sie daher unsere Verbindung darauf beschränkt sein, und ich will mich genau den Bedingungen unterwerfen, die Sie mir durch Lady Cholmondeley machen ließen, nämlich: daß selbst in dem Falle wenn etwa unserer Tochter ein Unglück zustoßen sollte, was die Vorsehung in Gnaden verhüten wolle, ich die eingegangenen Bedingungen des beschränkten Umgangs nicht übertreten und zu keiner Zeit eine nähere Verbindung vorschlagen werde. Ich mache nun diesem unangenehmen Briefwechsel ein Ende indem ich erwarte daß, da wir uns jetzt völlig gegen einander erklärt haben, wir in der Folge in ununterbrochener Ruhe leben werden. Ich bin, Madame, mit großer Wahrheit und sehr aufrichtig der Ihrige

George, Prinz."

Auf diesen ehelichen Freibrief, dessen Bedingungen danach von der Gemahlin selbst aufgestellt gewesen wären, antwortete sie: „Montague-House, 6 Mai 1796.“ (Das Original ist französisch.)

„Das Zugeständnis (l'aveu) in Ihrer Unterredung mit Lord Cholmondeley erstaunt mich weder noch beleidigt es mich. Es bestätigt mir was Sie mir seit einem Jahre stillschweigend zu verstehen gegeben haben. Danach aber wäre es ein Mangel an Zartgefühl oder, besser gesagt, eine unwürdige Erniedrigung: wollte ich mich über die Bedingungen beklagen die Sie selbst sich auferlegen. Ich hätte Ihnen nicht geantwortet wenn Ihr Brief nicht in der Weise gefaßt wäre, daß er es zweifelhaft macht: ob diese Anordnung von Ihnen oder von mir kommt. Sie wissen daß die Ehre davon Ihnen gebührt. Ihr Brief, den Sie mir als Ihren letzten bezeichnen zwingt mich, dem Könige als meinem Souverain und Vater Ihr Zugeständnis und meine Antwort mitzuteilen. Ich schließe die Abschrift meines Briefes an den König hieneben an. Ich benachrichtige Sie von letzterem um mir nicht von Ihrer Seite den geringsten Vorwurf der Doppelzüngigkeit zuzuziehen. Da ich in diesem Augenblicke keinen anderen Beschützer habe als Se. Majestät, so stelle ich Ihm alles anheim, und wenn mein Benehmen Seine Billigung erwirbt so werde ich wenigstens zum Teil getröstet sein. Uebrigens bewahre ich Ihnen jede mögliche Dankbarkeit dafür, daß ich mich durch Sie, als Prinzeß von Wales, in der Lage befinde eine meinem Herzen werte Tugend üben zu können: die Wohlthätigkeit. Zudem wird es meine Pflicht sein, noch aus einem anderen Beweggrunde zu handeln, nämlich dem: das Beispiel der Geduld und Entsagung (résignation) in allen verschiedenen Prüfungen zu geben. Seien Sie so gerecht von mir zu glauben, daß ich niemals aufhören werde Ihr Glück zu wünschen und zu sein Ihre sehr ergebene

Caroline.“

Der König war unglücklich über den Verlauf der von ihm gestifteten Ehe; er bemitleidete seine Schwiegertochter verlangte aber Aufrechthalten des äußeren Verhältnisses. Das jedoch war unmöglich geworden.

Uebrigens stellt Lord Malmesbury zu gleicher Zeit auch dem Prinzen kein lobendes Zeugnis aus: „Der Prinz ist so schwankend, so wenig zuverlässig, daß man trotz aller seiner Beteuerungen in keiner Sache seiner sicher sein kann. Er ist durchaus nicht aufrichtig; er hat einen weibischen Karakter, der seiner eigenen Schwächen nicht Herr werden kann."

Zu der persönlichen Abneigung des Thronfolgers trat noch, daß er sich in Beziehung auf den Beweggrund seiner Vermählung: Befreiung von seiner Schuldenlast, vom Minister Pitt und seinem Herrn Vater hintergangen glaubte. Er erhielt allerdings eine bedeutende Erhöhung seines Einkommens, jedoch unter Abzug von 1 Million Mark jährlich behuf Tilgung seiner Schulden. Diese waren allerdings beträchtlich: 800,000 Mark an seinen Roßarzt, ähnliche „Ehrenschulden" an den Landgrafen von Hessen und den Herzog von Orleans (Egalité); 200,000 Mark jährlich an Mrs. Fitz-Herbert....

Von dieser Zeit an lebte die Prinzessin von Wales mehrere Jahre lang still und zurückgezogen mit ihrem Kinde auf Blackheath. Dort sah sie einen engen Kreis älterer Bekannter und Nachbaren. Deren Auswahl war jedoch nicht vorsichtig und der Verkehr, namentlich mit einzelnen Herren, allzu formlos. Im Jahre 1801 zog die Prinzessin ein ihr benachbart wohnendes Ehepaar, Sir John und Lady Charlotte Douglas in ihren vertrauten Kreis. Die Freundschaft dauerte bis 1803, dann brach sie plötzlich schroff ab. Wie es scheint, war Lady Douglas auf den Verkehr des, durch seine Thaten vor Toulon und St. Jean d'Acre ausgezeichneten Admirals Sir Sidney Smith in Montague-House eifersüchtig geworden. Bald darauf trat diese zweifelhafte Dame mit den schwersten Anklagen gegen die Prinzessin hervor: Schwangerschaft und heimliche Geburt eines Kindes im Jahre 1802. Der König setzte, auf Andringen des Prinzen von Wales, zur Untersuchung der Beschuldigungen eine Kommission aus vier Lords nieder. Diese erklärten, Juni 1806, in ihrem Berichte an den König: die bezeichneten zwei schweren Anklagepunkte seien zwar ausreichend als unbegründet zu befinden; jedoch müsse der, seiner Schwiegertochter zur Last gelegte unpassende Verkehr mit Herren, insbesondere mit einem Seeoffizier, Kapitain Manby geglaubt werden

bis er in entscheidender Weise widerlegt würde, und diese Vorgänge erforderten, wenn wahr, ernste Erwägung.

Es hatte sich allerdings um jene Zeit ein Kind von einigen Monaten im Hause der Prinzessin eingefunden; aber es war ganz unzweifelhaft dasjenige eines armen Ehepaars Austin das Karoline, in ihrer Leidenschaft für Kinder, angenommen hatte. Der Knabe William Austin spielte noch in ihrem späteren Leben eine ihr höchst nachteilige Rolle, da die Pflegemutter ihm eine durchaus sinnlose und anstößige prinzliche Stellung gab.

Die Prinzessin überreichte demnächst dem Könige eine ausführliche Verteidigungsschrift gegen diesen „Tadel ohne rechtliches Gehör". Es wurden die dem Urteil zu Grunde liegenden Thatsachen auf Böswilligkeit, vor allem auf Dienstbotenklatsch zurückgeführt. — Auf den, ihr von einer achtbaren Dame ihres Hofes gemachten Vorwurf: „daß sie dem flirt mit Herren geneigt sei," erwiderte sie mit folgender bemerkenswerter, nicht unbedenklicher und ihre spätere Lebensführung prophetisch vorzeichnender Begründung:

„Nach der Ansicht vieler Personen sollte vielleicht die Prinzessin von Wales niemals die Höhe ihres Ranges vergessen oder sich in irgend einer Weise zu den vertraulichen Beziehungen des Privatlebens herablassen. Unter allen Umständen würde das eine harte Bedingung für ihre Stellung sein. Unter den Umständen aber, in denen ich das Unglück gehabt habe die notwendige Unterstützung für die Würde und Stellung der Prinzessin von Wales verloren zu haben, wäre es unmöglich gewesen eine steife fürstliche Würde anzunehmen und durchzuführen; und wenn möglich so konnte es dennoch von mir kaum erwartet werden."

Zum Schlusse ihrer Verteidigungsschrift an den König bittet die Prinzessin: „daß ihr nicht ferner der Zutritt zum Könige versagt bleiben möge und daß sie aus seinem Munde die Versicherung seiner Ueberzeugung hören werde: daß sie unschuldig sei."

Letzteres bezeugte ihr Georg III ausdrücklich, fügte jedoch hinzu:

„In der Untersuchung und selbst in der, im Namen der Prinzessin durch deren Rechtsbeistände aufgesetzten Antwort erscheinen einige Umstände ihres Betragens, die Se. Majestät niemals anders

als mit großer Bekümmernis betrachten kann. Der erhabene Rang den die Prinzessin in diesem Lande bekleidet und die Bande der Verwandtschaft die sie an Se. Majestät und an die königliche Familie fesseln, beteiligen stets das Interesse des Staates und die persönlichen Gefühle Sr. Majestät an dem anständigen und schicklichen Betragen der Prinzessin. Deshalb kann auch der König beim endlichen Abschlusse dieser Angelegenheit nicht umhin, seinen Wunsch und seine Erwartung auszudrücken: daß die Prinzessin in Zukunft ein solches Betragen beobachten wird, das die Beweise väterlicher Achtung und Zuneigung völlig rechtfertigen möge, die der König einem jeden Gliede der Königlichen Familie stets zu geben wünscht."

Das war zweifellos keine Freisprechung.

Allerdings erschien nun die Prinzessin wieder bei Hofe, auch durfte sie den Verkehr mit ihrer Tochter fortsetzen und es wurde ihr Kensington Palace als Residenz in der Stadt angewiesen. Aber der Wiederaufnahme in den Familienkreis stand die tiefe dauernde Abneigung der Königin Charlotte entgegen die sich auf die ganze Persönlichkeit ihrer Schwiegertochter erstreckte, wenngleich die Königin nach ihren ehrbaren tugendhaften und vornehmen Grundsätzen auch das Verhalten des Sohnes keineswegs billigen konnte.

Dieser lebte während jener Jahre größtenteils in Brighton, wo er sich ein Palais, den „Pavillon", in einem seltsamen chinesischen Ungeschmacke gebaut hatte. Ganz in der Nähe wohnte Mrs. Fitz-Herbert; sie ward von den Einwohnern: „Frau Prinz" genannt. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war ein gespanntes. So wurde diesem auch die dringende Bitte abgeschlagen: ein aktives Militärkommando zu erhalten als im Jahre 1803 und 4 England eine gewaltige Mobilmachung gegen die drohende Landung Napoleons in's Werk setzte. Er blieb also titulärer Oberst seines Dragonerregimentes und war offiziell zum unthätigen Leben verurteilt während seine jüngeren Brüder zu den höchsten Stellungen in der Armee und Flotte emporgestiegen waren. Aus dieser Zeit mag hier ein kleines Bild eingeschaltet werden, das sich in einem Briefe des Obersten in der Deutschen Legion Christian Ompteda gezeichnet findet. Er

marschirte im August mit seinem Bataillon von Portsmouth nach Bexhill und hatte einen halben Ruhetag in Brighton:

„Wir kamen, da dieser Marsch verhältnismäßig kürzer war, schon um 11 Uhr Vormittags am Orte unserer Bestimmung an. Der Prinz von Wallis war noch nicht sichtbar. General Churchill, der zu seinem Hofstaate gehört, kam uns entgegen und führte uns durch die Stadt in eines der sonderbarsten Lager, eine Art von eingefriedigter Promenade, die der Prinz für 5 Guineen täglich gemietet hatte um uns in der Nachbarschaft des ‚Pavillons' zu haben. Alles recht gut, wenn nur mit der glänzendsten Saison des glänzendsten Badeortes unsere, lediglich auf militärische Marschbedürfnisse berechneten Einrichtungen vereinbar gewesen wären. Die Eröffnung der Rennen zu Lewes, zu dem gegen Mittag der ganze elegante Schwarm der Fashionables in Barouchen, Phaetons, Sociables, Whiskys u. s. w. hineilte, führte die Söhne und Töchter der Mode und der Freude hart an unseren Zelten vorbei und gewährte eine beträchtliche Zugabe zum mitgeschleppten Staube des Marsches. Endlich flog der Prinz in seiner coach and six mit Mrs. Fitz-Herbert, einer anderen Dame und einem vierten Herrn vorüber. Ich hatte gerade die Zeit, ihm die Honneurs des noch aufmarschierten Bataillons zu erweisen, die er mit der graziösen ihm eigentümlichen und jedermann so sehr schmeichelhaften Affabilität durch einen freundlichen Wink der Hand erwiderte. Die Rennen, von denen der Prinz erst spät zurückkehrte, machten die persönlichen Aufwartungen unmöglich. — Bei der Retraite fand ich unser zusammengedrängtes Lager von Besuchen aller Gattungen vollgepfropft. Die German Songs zogen abermals eine stärkere Aufmerksamkeit auf sich als alle übrigen Schaustellungen. Ich ließ die Gruppen der Besucher an mir vorüberziehen und es war bereits dunkel als ich, eben im Begriffe das schon sehr verlängerte Gesinge der Soldaten zu unterbrechen, mitten zwischen unseren Zelten von einer anfangs kaum erkannten weiblichen Gestalt angeredet wurde; es war Mrs. Fitz-Herbert. Sie war, in Begleitung einer Mrs. Duff, mit ein paar Herren der Anziehung der German Songs gefolgt, erneuerte auf eine sehr liebenswürdige Weise unsere Bekanntschaft und lud mich ein, den Abend bei ihr

zuzubringen, wo ich den Prinzen antreffen würde. — Um 9 Uhr begab ich mich zu ihr und fand eine kleine Gesellschaft, die der Prinz, der mich ganz auf seine einnehmende Weise empfing, mit unglaublicher Dauer von Laune und spirits animirte. Nur die einzige Mrs. Duff, soviel ich zu bemerken glaubte: Statistin, war als weibliche Gesellschaft anwesend. Unter den Männern: Lord Charles Somerset, Sir Watkin Williams Wynn, Sir John Shelly, Mr. Duff, Mr. Mellish und ein Mr. Day, bei dessen Eintritt in's Zimmer der Prinz mit einem Wortspiel die Sonderbarkeit des Umstandes bemerkte: that day should come in the night. Der Prinz trug beinahe allein die Kosten der Unterhaltung, hörte indessen dann und wann mit Gefälligkeit die Meinungen und Bemerkungen Anderer von der Gesellschaft. Er machte selbst die Honneurs einer gut wiewohl nicht übermäßig besetzten Tafel. Mrs. Fitz-Herbert saß ihm zur Linken und der Prinz erzeigte mir die Ehre, mich neben sie zu setzen. Dies führte zu einer interessanten Unterhaltung, wo ihr sehr angenehmer Verstand und ihre ausgezeichnete Geistesbildung das Interesse mir wenig bekannter Gegenstände des Gespräches erhöheten. Um Mitternacht verließen die Damen den Tisch und der Prinz setzte bis gegen zwei Uhr die Unterhaltung, größtenteils politischen Inhalts, fort. Endlich hob er die Sitzung mit der Andeutung auf, daß er uns am nächsten Morgen sehen wolle. Ich erbat den Befehl: später als gewöhnlich (4 Uhr früh) aufzubrechen um der Konvenienz des Prinzen zu begegnen. Er wollte das nicht und zu meiner nicht geringen Verwunderung sah ich ihn am Morgen in roter Uniform und pünktlich, begleitet von mehreren seiner Herren erscheinen. Es war in der Tat eine große Auszeichnung, daß der Prinz, eines durchnässenden Nebels unerachtet unsere Brigade 8 Meilen über die Downs bis dicht vor Lewes führte, wo die Brigade durch laute Cheers ihm ihren Dank beim Abschiede zollte."

Es ist schon früher hervorgehoben: daß die römische Kirche Mrs. Fitz-Herbert als die legal angetraute Gattin des Prinzen von Wales ansah; auf ihr Verlangen war das durch ein päpstliches Breve ausdrücklich bestätigt; in ihrem katholischen Gewissen war sie daher vorwurfsfrei; dem gegenüber glaubte sie, dem englischen Gesetze keinen

Gehorsam zu schulden. Außerdem trug noch die Abkehr der königlichen Familie von der ihr unangenehmen, sogar antipathischen Prinzessin Karoline sehr viel dazu bei, daß mit vorschreitenden Jahren der König die Königin und die Familie Mrs. Fitz-Herbert mit Achtung und Rücksicht behandelten. Ja, die von ihr verdrängte Prinzeß von Wales selber sprach es aus: die älteren Ansprüche der Mrs. Fitz-Herbert seien rechtmäßiger als ihre eigenen. In ihrem tiefen Unmute klagte sie sich später gelegentlich ihres Prozesses mit Selbstverspottung an: „sie habe allerdings eine Sünde begangen, indem sie im Ehebruche mit dem Gatten jener Dame gelebt."

Die vor der Welt schiefe Stellung der letzteren zu dem wankelmütigen Prinzen blieb unerschüttert bis in seine alten Tage als König, wohin auch das königliche Taschentuch von Zeit zu Zeit vorübergehend fliegen mochte. Mrs. Fitz-Herbert spielte einigermaßen die Rolle der Frau von Maintenon. Trotzdem Georg IV bei seinem Tode, im Jahre 1830, unter einem anderen weiblichen Einflusse stand, ließ er sich im Sarge ihr Miniaturbild um den Hals binden und auf diejenige Stelle der Brust legen wo die Narbe saß.

Mrs. Fitz-Herbert fand ihre volle Anerkennung erst nach des Königs Ableben. Sein Nachfolger Wilhelm IV gab ihr die Erlaubnis: die Trauertracht der Königlichen Wittwe anzulegen und in ihrem Haushalte die königlichen Livreen zu führen. Er bot ihr einen herzoglichen Titel an; sie lehnte das mit richtigem Takte ab. Als gesetzliche Frau wollte sie sich den Maitressen-Herzoginnen aus früheren Zeiten nicht anschließen. Sie bezog bis an ihr Ende ein reichliches Wittum, als Ablösung einer Hypothek die für sie auf den Pavillon zu Brighton eingetragen gewesen war; sie starb in hohen Ehren.

Während der nächsten Jahre lebte die Prinzessin von Wales in Zurückgezogenheit und äußerlicher Ruhe weiter. Ihr früherer Ratgeber Perceval war Minister geworden; an seine Stelle hatte sich einer der Führer der Opposition, Whitbread ein reicher londoner Bierbrauer gedrängt, nicht zum Vorteile der hohen Dame in der öffentlichen Meinung. Er war ein überspannter Mann der bald darauf durch Selbstmord endete. Die finanziellen Angelegenheiten

Karolinens waren anscheinend nicht in guten Händen gewesen. Im Jahre 1809 stellte sich für sie eine Schuldenlast von etwa einer Million Mark heraus. Der Prinz bezahlte sie; gleichzeitig aber wurde von dem thatsächlich schon längst getrennten Ehepaare eine „Separationsakte" vollzogen, die der Prinzessin ein selbständiges Einkommen von etwa 400,000 Mark jährlich zuwies. Damals wurde sie von der offiziellen, hierin wohl nicht selbständigen Welt möglichst gemieden. Ludwig Ompteda, der im Sommer des Jahres 1809 wegen dienstlicher Angelegenheiten in London war, berichtet darüber in seinen „Erinnerungen":

„Die Prinzessin von Wales lebte damals in Kensington House und sah gewöhnlich nur einen kleinen Kreis von Bekannten bei sich. Ich empfing einen Wink: daß es nicht gern gesehen werde wenn man zu ihr gehe. Ich befolgte diesen Wink. Nach längerer Zeit erhielt ich einen Besuch von meinem alten Bekannten Mr. Hugh Elliot, mit dem ich in Dresden in sehr freundschaftlichen Verhältnissen gestanden als er dort in den neunziger Jahren englischer Gesandter war. Er brachte mir im Namen der Prinzessin Vorwürfe: ‚daß ich nicht bei ihr gewesen sei'. Ich erwiderte ihm: daß ich mich bei der Prinzessin nicht präsentiren könne ohne durch unsern Minister" (Münster) „förmlich vorgestellt zu sein."

„Nach einigen Tagen kam Mr. Elliot wieder und sagte mir im Namen der Prinzessin: ‚ich brauche als Hannoveraner ihr nicht vorgestellt zu werden; übrigens kenne sie mich ja schon aus früherer Zeit'."

„Dies war insofern richtig als ich die Prinzessin bei Gelegenheit eines Besuches gesehen hatte, den ich in Begleitung meiner Cousine der Gräfin Münster-Meinhövel, der damaligen Oberhofmeisterin der Prinzessin, Gräfin Münster" (Mutter des Ministers) „im herzoglichen Schlosse zu Braunschweig abstattete. Ich sah jedoch die damals noch sehr schöne Prinzessin nur auf wenige Augenblicke, da der Herzog sie sogleich abrufen ließ. Der gedachten wiederholten Aufforderung ungeachtet glaubte ich den einmal eingeschlagenen Weg weiter verfolgen zu müssen."

Nachdem die Gemütskrankheit Georgs III, die ihn im Jahre 1810 ergriff, sich als dauernd erwiesen hatte wurde sein ältester Sohn

Prinz-Regent. Damit verschlechterte sich die Stellung der Prinzessin in ernster Weise: ihr Verkehr mit ihrer Tochter wurde so gut wie völlig abgeschnitten. Sie beschwerte sich darüber sehr lebhaft in einem Briefe an ihren Gemahl. Daß dieses Schreiben bald darauf im Morning Chronicle erschien, verbitterte das Verhältnis nur noch mehr; allerdings stimmte dieser Schritt der gekränkten Gattin nicht zu der früheren Erklärung: „das Beispiel der Geduld und Entsagung in allen verschiedenen Prüfungen geben zu wollen."

Ihr Agent Whitbread brachte mehrfach die Beschwerden der Fürstin und Mutter im Parlamente in heftiger taktloser Weise zur Erörterung. In Folge davon verbot ihr die Königin Charlotte den Hof. Bald darauf erschienen die verbündeten Souveraine von Rußland und Preußen als Gäste in England (1814). Beide unterließen es die Prinzessin von Wales zu besuchen; ebenso war sie von allen Hoffestlichkeiten ausgeschlossen. Diese öffentliche Kränkung und der Wunsch: die peinliche Stellung ihrer Tochter Charlotte in dem Kampfe zwischen Vater und Mutter zu erleichtern, von denen jene später sagen mußte: „Meine Mutter ist schlecht; sie würde aber nicht so schlecht sein wenn mein Vater nicht noch schlechter wäre," reiften den Entschluß: England zu verlassen und längere Zeit auf dem Kontinente zu leben. Es regte sich in ihr trotz ihrer 46 Jahre wiederum der unruhige abenteuerlustige Sinn des Naturkindes; sie sehnte sich nach einer ungebundenen formlosen Existenz in der Fremde. Sie haßte ihre bisherige Einsamkeit „und die respektabele Tünche des londoner Hofes". Immer seltsam und taktlos, ward sie von nun an stets sorgloser und phantastischer und — was so leicht die Folge erlittener Unbilden ist — stumpf gegen die öffentliche Meinung. Vielleicht erscheint ihr Wesen minder unerklärlich wenn man erwägt: daß zwei ihrer Brüder mit intellektueller Schwäche und ihr Neffe der Diamantenherzog Karl mit sittlicher Verruchtheit, erblich belastet waren. Die Prinzeß handelte auf den Rat von George Canning, dem deshalb von ihren Freunden vielfach Vorwürfe gemacht wurden. Ihre Beistände Whitbread und der junge Rechtsanwalt Mr. Brougham wurden durch diesen Entschluß überrascht den sie lebhaft misbilligten. Der Prinz-Regent legte selbstverständlich der Reise nichts in den Weg.

Das Parlament bewilligte ihr ein Jahrgeld von 700,000 Mark. Am 9 August 1814 schiffte die Prinzessin Karoline sich ein und ging zunächst zu ihrem Bruder nach Braunschweig. Damals befanden sich zwei Hofdamen und vier Herren, alle mehr oder weniger „der Not gehorchend", in der hohen Dame Diensten. Der Knabe William Austin begleitete seine Pflegemutter die ihn förmlich an Kindes Statt angenommen hatte.

Daß der Entschluß der Prinzessin: England zu verlassen, unweise gewesen war, ergiebt der fernere rasch absinkende Verlauf ihres von nun an mehr und mehr haltlosen, abenteuerisch und unwürdig dahinrollenden Lebensganges.

In Straßburg sah Talleyrand die hohe Reisende auf einem Balle und bemerkte in seinen Memoiren: „nachdem ich sie tanzen gesehen begreife ich: daß ihr Gemahl sie fern von England wünscht." In Bern traf sie mit der Exkaiserin der Franzosen Marie Luise zusammen, der die Gefangenschaft ihres Gemahls auf Elba die Stimmung nicht getrübt zu haben scheint. Sie war Gast der englischen Thronfolgerin. „Nach Tische erfreute die Exkaiserin die Gesellschaft indem sie zwei italienische Arien vortrug. Dann schlug sie der Prinzeß ein beliebtes Duett (a favourite glee) vor, das die beiden erlauchten Damen mit Grazie Gefühl und Effekt vortrugen." Dann ging es weiter, über Mailand Florenz Rom nach Neapel.

Am 31 Oktober 1814 traf Ompteda in Triest ein. Dort pflegte er zwei Tage lang freundliche Erinnerungen an frühere lustige Zeiten mit seinem verflossenen Souverain Jerome, der sich dahin einstweilen zurückgezogen hatte. Sein erster Bericht an Münster, aus Venedig vom 6 November 1814, erzählt darüber:

„Auf meiner Durchreise habe ich in Triest der Neugier nachgegeben und Jerome Bonaparte besucht, den ich allerdings zuletzt in ganz anderer Lage gekannt hatte. Er trägt sein Unglück mit einer Mischung von Stoicismus und Feigheit, die seltsam gegen einander abstechen. Hartnäckig hält er daran fest: daß sein Schicksal erst auf dem Kongresse entschieden werden wird; er hat mir mit geziemender Bescheidenheit anvertraut: daß er die Insel Sardinien ‚als

Entschädigung' verlangt habe. Jedenfalls erwartet er von den Alliirten die ihm im pariser Frieden zugesicherte Rente von 500,000 Francs. Inzwischen unterläßt die französische Regierung nichts um ihm den Brodkorb hoch zu hängen. Man verweigert ihm die Herausgabe der ‚gestohlenen' Brillanten da man ihrer im Prozesse gegen die Diebe bedürfe. Ebenso steht es mit dem Silberzeuge. Beides hat man der Königin beim Austritt über die französische Grenze abgenommen unter dem Vorwande: daß ‚Westphalen' noch Geld an Frankreich schulde." (Es war das auf Befehl des Grafen Artois und Talleyrands geschehen. Der Schmuck wurde als „Krondiamanten" konfiszirt; zugleich eine Kassette mit 84,000 Francs in Gold. — Ebenso wurden der Kaiserin Marie Luise die „Krondiamanten" abgenommen, einschließlich des berühmten Regenten; zugleich 15 Millionen Francs, angeblich ihr Privatvermögen an der Civilliste erspart. Ihr gesamtes Gold- und Silbergeschirr ging desselben Weges.) „All dieses Ungemach und die Wolken, die seine Zukunft verdüstern, haben indessen seine Neigung zum Geldausgeben nicht vermindert. Er zieht mit einem Gefolge von 60 Menschen und 26 Pferden umher. Er möchte nach Rom gehen, fürchtet aber daß der Papst ihm seinen Besuch nicht zurückgeben würde. Der General Füllgrave, aus der Begleitung Seiner Majestät, ist zum ‚Gouverneur des Kronprinzen von Westphalen' ernannt" (der älteste am 24 August 1814 während der Flucht der Königin in Graz geborene Sohn). „Wie finden Sie diese Komödie?"

Jerome focht später, zufolge seinen eigenen Memoiren, höchst rühmlich bei Waterloo. Dann zog er in der Welt unstät umher bis er 1847 nach Frankreich zurückkehren durfte. Mit dem Stern seines Neffen ging auch der seinige nochmals auf. Ein vornehmer junger Deutscher der in den funfziger Jahren Paris besuchte, teilt über den alten Jerome, aus persönlicher Kenntnis, folgende lebendige Schilderung mit:

„Wenige Wochen vor dem Staatsstreich, im Monat November 1851, lernte ich Jerome Bonaparte in Paris kennen. Er war damals Gouverneur des Invaliden-Hotels wo er eine geräumige Dienstwohnung inne hatte. Sie war geschmacklos eingerichtet wie die meisten

fiskalen Behausungen. Ich speiste öfter bei ihm in kleiner Gesellschaft, so daß ich gute Gelegenheit hatte ihn zu beobachten. In der äußeren Erscheinung zeigte Jerome eine auffallende Aehnlichkeit mit seinem kaiserlichen Bruder, wie dieser in den letzten Jahren seiner Regierung gewesen sein soll. Kleine Mittelgröße mit einem ausgesprochenen Embonpoint, die Gesichtsfarbe olivengelb wie bei den Italienern, die Züge napoleonisch aber ohne den Adlerblick des Kaisers. Die Haare waren auf dem oberen Teile des Kopfes dünn und durchsichtig gestellt und nach vorn gebürstet, wie man dies auch auf den Bildern des Kaisers sieht. Die möglichst große Aehnlichkeit mit diesem herzustellen schien überhaupt ein Hauptbestreben Jeromes zu sein. Er war ein liebenswürdiger alter Herr der einen gutmütigen Eindruck machte; ein sehr zuvorkommender Wirt mit den feinen gesellschaftlichen Formen des vorigen Jahrhunderts. Gesprächig konnte man ihn nicht nennen. Er sprach bei Tisch nur soviel mit seinen Nachbarn als es die Höflichkeit erforderte. Die allgemeine Unterhaltung zu beleben und zu leiten, überließ er seinem geistreichen Sohn" (Plon-Plon). „Dieser übte damals einen großen Einfluß auf seinen Vater aus und drängte ihn, bei den noch ungeklärten und unsicheren politischen Verhältnissen, in eine oppositionelle Stellung gegen den Präsidenten. Jerome aber war schlau genug, sich darauf zu beschränken: die Thaten des Elisee zu kritisiren, ungeschickt und sogar dumm zu finden wie dies damals in Paris Mode war; er brach aber niemals die Brücke hinter sich ab. Als Paris am Morgen des 2 Dezember erwachte und den erwarteten Staatsstreich vollbracht sah, vergaß Jerome sofort seine bisherigen Kritiken des Präsidenten. Ein gewisser politischer Takt und angeborner Familiensinn überwogen den Einfluß des Sohnes. Ohne sich zu besinnen zog der Gouverneur der Invaliden seine Marschallsuniform an, stieg zu Pferd und ritt in das Elisee, wo er sich seinem Neffen zur Verfügung stellte. Diesen begleitete er dann auf dessen erstem Umritt durch die Straßen der Hauptstadt."

„Ich verließ damals Paris und sah Jerome erst im Jahre 1857 wieder. Als kaiserlicher Prinz bewohnte er das Palais Royal, wo er sich eine prachtvolle wahrhaft fürstliche Wohnung eingerichtet hatte

Sein Hofhalt war sehr elegant ausgestattet; man sah, daß die nun eingenommene Stellung nichts Neues und Ueberraschendes für ihn hatte. Er wußte sich in derselben zu benehmen, indem er die Erinnerungen an vergangene Zeiten wieder aufleben ließ. Sein Hofhalt stach vorteilhaft gegen den der Tuilerieen ab, der damals doch noch sehr das Wesen des Parvenü an sich hatte."

„Der eigene Hofstaat und eine große Anzahl von Freunden redeten Jerome immer mit ‚Majestät' und mit ‚Sire' an, was er sich gern gefallen ließ und sehr gnädig aufnahm. Aber trotz der fürstlichen, um nicht zu sagen: der königlichen Stellung die er wieder einnahm und sehr gut zu markiren wußte, war doch die persönliche Liebenswürdigkeit und Gutmütigkeit Jeromes eine überwiegende Eigenschaft seines Karakters; sie verhinderte daß er sich Feinde gemacht hätte. Er blieb was er immer gewesen war: ein Lebemann."

Der „König Lustic" brachte es zu 76 Jahren: er starb erst 1860.

Ompteda ging von Venedig zu Schiff nach Ferrara, „da die Vorsicht gebietet, die Landreisen so viel als möglich zu meiden. Zwei Regierungskuriere sind kürzlich ermordet, ohne eine gute Zahl unglücklicher Reisender zu rechnen deren Leichen man hie und da auf der Heerstraße antrifft. Man versteht diese Zustände, wenn man die Kalamitäten jeder Art erwägt die auf Italien lasten: Misernte an Korn und Wein; der Handel liegt gänzlich darnieder."

Aus Florenz berichtet Ompteda umständlich über Mürats Lage; dann erwähnt er nur beiläufig des Hauptgegenstandes seiner Sendung; eine Vorsicht die der damalige Zustand des Briefgeheimnisses in Oesterreich anriet:

„Florenz und Italien sind gefüllt mit reisenden Engländern. Da ich kein Vertrauen in die italienischen Aerzte setze so habe ich meines Podagras wegen sehr bedauert, den vorzüglichen englischen Arzt Dr. Holland nicht antreffen zu können, der die Prinzessin von Wales begleitet."

„A propos der Prinzessin von Wales! Sie hörten wohl daß sie augenblicklich in Italien reist, aber mit erstaunlicher Schnelligkeit. In Florenz 5 Tage; in Rom 8; dann ist sie nach Neapel weiter geeilt. In Rom hat sie den Papst besucht. Torlonia" (der große

Bankier) „hat ihr ein Fest auf dem Capitol gegeben, wo sie sehr eifrig getanzt hat. Ihre Kleidung war dort auf einen einzigen Rock beschränkt der unter dem Busen befestigt war, mit Ausschluß jeder Andeutung von Corset oder Aermeln. Ein im Winde flatternder Shawl genügte nicht, das Kostüm anständig erscheinen zu lassen, selbst nicht in den Augen der römischen Damen die, wie Sie wissen, auf diesen Punkt nicht ängstlich sind. Ihr hauptsächlicher Verkehr war dort der neugebackene Prinz von Canino" (Lucian Bonaparte). „Der König Joachim ist ihr mit dem großen Hofstaate entgegengekommen; an der Seite Seiner Majestät ist sie in einem Sechsspänner in Neapel eingezogen; mit dem Knaben Austin auf ihrem Schooße, was Seine Majestät nicht sehr entzückt haben soll."

„Da der Aufenthalt der Prinzeß in Italien ein gewisses Aufsehen macht, glaubte ich ihn erwähnen zu sollen weil ich Ihnen möglichst viele Züge aus dem gegenwärtigen Zustande dieses reizenden Landes versprochen hatte. Nun aber genug davon." ...

Fritz Ompteda ging von dort über Rom zu Anfang Dezembers nach Neapel.

Am 8 Dezember schreibt er an Münster: „Man erwartet daß der Winter hier sehr glänzend werden wird, da der Hof die Fremden zu unterhalten wünscht. Kunst und Natur sind in diesem Zauberlande für mich gleich anziehend. Nur der Vesuv hat bis jetzt seine Verpflichtung zu einer Vorstellung für die Fremden, die hier ihr Geld ausgeben, noch nicht erfüllt trotz einiger gutwilliger Voranzeichen. An der Spitze der hiesigen Fremdengesellschaft steht die Prinzeß von Wales. Jeden Nachmittag ist Empfang, darauf sind einige Personen zu Tische befohlen. Ihre Hoflivree zeichnet sich durch Reichtum und seltsamen Schnitt aus:"

„Das ganze Haus ist halb antik halb polnisch gekleidet. Da dieses Kostüm auf dem Kontinent noch unbekannt, so vermutet man hier: daß es in England gebräuchlich sei. Die Kammerherren tragen eine ideale Uniform im Stile Heinrichs IV; es ist ein Vergnügen sie anzusehen denn sie erscheinen wie Vorboten des Karnevals." ...

„Uebrigens zeigt sich in der Haltung der Prinzessin nach außen hin nichts Unanständiges. Es wäre Verläumdung ihr darin übel

nachzureden. Auch in ihrem häuslichen Leben zeigt sich bis dahin kein Anlaß zu ungünstigen Vermutungen. Indessen bemerkt man wohl, daß die Prinzessin sich hier beobachtet fühlt. Die Intimität mit dem Hofe hindert sie, sich so frei gehen zu lassen wie das angeblich in Rom geschah. Hier lebt sie stets auf dem Fuße einer gewissen Repräsentation."

Neapel 4 Januar 1815.

„Das Jahr hat glänzend geschlossen. Am Sylvestertage gab die Prinzeß einen reizenden Maskenball in einem Casino am Meere. Die Königliche Quadrille war in Ritterkostüm. Später erschien Seine Majestät" (Mürat) „als englischer Matrose. Die Prinzeß hatte ein Zimmer als Tempel des Ruhmes ausstatten lassen. Man sah dort die Büste des Königs. Die Prinzeß, im Kostüme der Göttin des Ruhmes, krönte diese mit Lorbeer während die Muse der Geschichte und andere Göttinnen zweiten Ranges damit beschäftigt waren, in den Sockel den Namen ‚Joachim' einzugraben. Wegen Enge des Raumes im Tempel gelang die Szene nicht vollständig, jedoch schien der König sehr gerührt."

„Das Gefolge hält stets den Anschein respektvoller Unterwürfigkeit aufrecht. Genauer gesehen ist jedoch das Ganze eine Schaustellung. Die Prinzeß ist im grunde sehr abhängig von ihrer Umgebung." . . .

Neapel 20 Januar 1815.

„Es hat ein sehr heftiges Zerwürfnis zwischen der Prinzeß und ihrem Gefolge gegeben, dessen Ursache mir noch unbekannt ist. Sie wollte alle entlassen, aber man hat sich einstweilen wieder ausgesöhnt. Inzwischen geht jedes seinen eigenen Weg. Lady Elisabeth Forbes möchte den schönen Marchese Giuliano erobern; Mr. Hesse macht der ersten Sängerin von San Carlo den Hof; Sir William Gell pflegt sein Podagra und arbeitet an einem Buche, das er der Königin von Neapel widmen will. Mr. Craven — thut nichts.*) Wir, im

*) Er war der Sohn der Lady Craven, die mehrere Jahre hindurch die erste Rolle am Hofe des letzten Markgrafen von Anspach-Bayreuth gespielt und diesen bewogen hatte: sein Land an Preußen gegen eine Lebensrente abzutreten. Dann lebte sie mit ihm in Brandenburghouse bei London.

allgemeinen, trinken und tanzen weit mehr als es für Gesundheit und Geldbeutel zuträglich ist. Aber, einmal im Karnevalschwindel wie soll man einhalten?"

Allmählich jedoch ward es Licht um das Treiben der Prinzessin Karoline.

Neapel 24 Januar und 21 Februar 1815.

„Obgleich ich mein Urteil noch zurückhalte muß ich Ihnen dennoch diejenige Person nennen, von der die Welt behauptet daß sie jetzt am höchsten in der Gunst von ‚Madame Clermont'" (vielfach angewandter Deckname) „stehe. Es ist ihr neuer Salon-Kammerdiener, eine Art Apollo von prächtiger stolzer Erscheinung, über 6 Fuß hoch; seine äußere Schönheit fällt aller Welt auf. Der Mann heißt Pergami, ist aus Mailand und dort in den Dienst von Madame getreten. Man sieht ihn stets neben seiner Herrin. Diese äußeren Umstände erwecken böswilligen Verdacht; aber Sie wissen: wie sehr Madame es liebt die Menschen naszuführen. Vermutlich ist er es, der das Zerwürfnis mit dem Gefolge veranlaßte. .. Sir William Gell und Mr. Craven haben ihre Entlassung genommen. .. Von allen hier noch eintreffenden vornehmen Engländerinnen wird die Prinzessin gemieden." . . .

Neapel 1 März 1815.

„Durchdrungen von der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes unserer Korrespondenz und da ich mir alle Folgen derselben nicht verhehlen kann, habe ich es für meine Pflicht als ehrlicher Mann gehalten: die äußerste Umsicht walten zu lassen, besonders wenn es sich darum handelt Tadel auszusprechen; also nichts zu behaupten was ich nicht voll beweisen kann."

„Von diesem Grundsatze geleitet habe ich Ihnen seiner Zeit geschrieben: daß das äußere Benehmen der Madame C. mir tadelfrei erscheine; daß man dasselbe wohl extravagant aber keineswegs skandalös finden könne. Bei diesem Urteil ist entweder mein Auge damals nicht genügend geübt gewesen oder die Objekte haben sich geändert. Jedenfalls bin ich jetzt gezwungen, mein früheres Urteil in der förmlichsten Weise zu widerrufen, und wenn ich jetzt behaupte,

daß Madame C.'s Benehmen endlosen Skandal erregt, daß sie das Gespräch von Hof und Stadt ist, so bin ich gewiß daß auch nicht ein Individuum unter der großen Bevölkerung Neapels mir widersprechen wird. Es ist nicht nur der völlige Mangel an Zartgefühl, der zu den strengen Urteilen Anlaß giebt deren Gegenstand Madame bildet. Die Sache liegt viel schlimmer: vor allem setzt ihr unbedachtes Benehmen gegen die Männer sie den schmählichsten Unterstellungen aus, die selbst in einer Stadt Aergernis erregen wo die Keuschheit niemals Altäre gehabt hat. Das öffentliche Urteil stützt sich, wie Sie wissen, oft wenig auf feststehende Thatsachen. So zitirt man auch hier eine Menge einzelner unschicklicher Züge, diese bilden allerdings ein sehr schlagendes Ganzes, genügen aber kaum um strafwürdige Handlungen juristisch zu erweisen und die beabsichtigten Maßregeln einer erlauchten Person" (des Prinz-Regenten) „in Beziehung auf gewisse beklagenswerte Verhältnisse" (Scheidung) „in eklatantester Weise zu rechtfertigen. . . . Man könnte viele Namen neapolitanischer Herren nennen, die Madame Clermont während ihres hiesigen Aufenthaltes hat auszeichnen wollen . . . Herr Carmosiny" (Spottname Mürats wegen der ungebildeten Vorliebe für grelle Farben in seiner Kleidung) „war ebenfalls der Gegenstand gewaltthätiger Annäherungen (ich weiß dafür keinen anderen Ausdruck), deren Abwehr ihn in sehr verlegene und komische Lagen brachte, worüber sich Madame Carmosiny auf Kosten ihres Gatten sehr belustigt hat. Jedoch ist das gute Einvernehmen mit Madame Clermont dadurch gestört und nur ihre baldige Abreise hat einen offenen Bruch verhindert. . . . . Die gesamte englische Umgebung hat den Hof verlassen. Die frühere Hofdame Lady Lindsay, die erst acht Tage zuvor hier eingetroffen war, hat bereits ebenfalls ihre Entlassung eingegeben."

Eine dieser Damen schrieb damals nach England: „Es scheint: daß die Prinzeß mit ihrer Abreise von England allen gesunden Menschenverstand bei Seite gesetzt hat um eine regelrechte Närrin zu werden."

Eine andere gleichzeitige Quelle sagt: „Es schien als ob sie in den Ausschweifungen der Gegenwart jede Erinnerung an die Ver-

gangenheit zu begraben und alle Hoffnungen auf die Zukunft zu zerstören beabsichtige. Das Wenigste über ihre Aufführung zu sagen, so war ihre Unklugheit und Unvorsichtigkeit ausreichend groß und unanständig um jeglichen Ruf zu vernichten; und dabei bezeichnete sie selbst ihre Lebensweise als ‚sitzend‘, während sie oft zu Bette ging, ‚totmüde‘ vom Besehen bei Tage und heftigen Tanzen bei Nacht.“

Die halbverhüllten Mitteilungen an Münster werden von Florenz aus vervollständigt und bestätigt. Hier hatte sich Fritz Ompteda mit dem englischen Gesandten Lord Burgersh zu besprechen, der gleiche Aufträge erhalten hatte jedoch von seinem Posten aus einstweilen nicht selbst thätig sein konnte. Die Prinzessin war inzwischen über Civitavecchia nach Genua gegangen. Mürat hatte sich nach Napoleons Flucht von Elba offen für diesen erklärt und seine Truppen gegen den Kirchenstaat mobil gemacht. Damals fühlte er sich den Bourbonen in Paris und Sizilien gegenüber, sehr sicher da Metternich mit ihm am 11 Januar 1814 zu Neapel einen Vertrag geschlossen hatte, der nicht nur ihn anerkannte sondern ihm noch 400,000 Seelen vom Kirchenstaate in Aussicht stellte. Ein geheimer Zusatzartikel, aus Chaumont vom 3 März 1814, sicherte Mürat sogar seine Privatbesitzungen in Rom und Neapel. Man hat behauptet: daß Metternich, neben etwaigen politischen Gesichtspunkten, sich dabei der angenehmen vertraulichen Beziehungen erinnert habe, die zwischen ihm als Botschafter in Paris, und Madame Mürat Napoleons Schwester bestanden hatten. —

Florenz im April 1815.

„Die Aufführung der Prinzessin von Wales während ihres Aufenthaltes in Italien ist der Gegenstand allgemeinster Verurteilung geworden. Selbst der heftigste Parteigeist“ (der liberalen englischen Opposition) „konnte ihr keinen Verteidiger unter den in Italien reisenden Engländern erwecken. Ihre politischen Ansichten, ohne jede Rücksicht ausgesprochen: ‚sie kenne keine eines Thrones würdigen Personen außer Napoleon und Mürat‘; ihre Erscheinung am Hofe eines Mannes den die britische Regierung zu den Usurpatoren rechnet; ihre Intimität mit Mürat, selbst nachdem er sich als Gegner der

guten Sache" (der Alliirten) „erklärt hat: das alles zeigt, daß Ihre Königliche Hoheit gegen das Urteil der Welt über ihr Verhalten als Prinzessin des Königlichen Hauses völlig gleichgültig ist."

„Ich will mich jedoch hier nur mit dem Tadel beschäftigen, zu dem ihr Privatleben Anlaß gegeben hat, und mit Unparteilichkeit die verschiedenen Verdachtspunkte prüfen die ebenso sehr die Ehre Ihrer Königlichen Hoheit selbst als die ihres erlauchten Gemahls kompromittiren." . . . . .

„Die öffentliche Meinung war der Prinzessin bei ihrer Ankunft in Italien günstig. Man glaubte ein erlauchtes Opfer zu empfangen, verläumdet und unglücklich, aber nicht schuldig. Da man den Sachverhalt nicht kannte, hatte sie noch den Vorteil eines gewissen Korpsgeistes der den hiesigen Frauen bei Erörterung der zarten Fragen über das respektive Eherecht zwischen Ehegatten eigentümlich ist. Man war nur zu geneigt, über kleine Abschweifungen vom Wege des Anstandes ein Auge zuzudrücken; man hielt Nachsicht für nicht mehr als gerecht." . . . . . Es bedurfte einer Reihe von Thatsachen um den ersten Verdacht wachzurufen. Dieser wurde so stark und so allgemein, daß „die Besorgnisse vor der Verantwortung und auch vor demnächstiger gerichtlicher Zeugenschaft den Hof plötzlich aufgelöst haben. Das Gefolge hatte Grund zu fürchten, daß der Prinzessin durch ihr offenbares Misverhalten großes Unglück drohe." . . Diese Krisis trat ein als der Kapitain Hesse auf einem Maskenballe seine Herrin am Arme des Bedienten Pergami erkannt hatte. . . . „Wenn der Eintritt des Kuriers in das Haus ihnen dazu Anlaß gab, so versteht man andrerseits den Eifer der Prinzessin: eine so günstige Gelegenheit zu benutzen um ihr Haus vollständig zu erneuern und sich jener lästigen Ueberwacher und Zeugen zu entledigen." . . In einem Briefe nach England schrieb die Prinzessin selbst: sie sei nur zu froh gewesen die Herren los zu werden. — „Die Gunst des Mannes Pergami hat auch die alten Diener unzufrieden gemacht; so ist der langjährige erste Kammerdiener von Neapel nach England zurückgekehrt. An ihre Stellen hat Pergami seine Kreaturen gesetzt, insbesondere seinen Bruder der zweiter Salonkammerdiener ist. . . Als dritter Vertrauter hatte Zutritt ein gewisser Tonini Calvaroli,

komischer Tänzer an der Oper. ... Man weiß bestimmt daß Pergamis Zimmer in allernächster Nähe derjenigen der Prinzessin sind und daß er ausschließlich freien Eintritt in deren Schlafzimmer hat, der sonst nicht gestattet ist. .... Die erste Einteilung des Wohnungsagenten, der diese Räume den Kammerfrauen bestimmt hatte, ist nach der Ankunft J. K. Hoheit in dieser Richtung umgestoßen. Diese (angeblich der persönlichen Sicherheit der Prinzessin dienende) Anordnung hatte in einem Palais vor dem Posten standen, keinen vernünftigen Vorwand. Indessen hat die Prinzessin oft, und sogar mit augenscheinlicher Gesuchtheit, von ihrer außerordentlichen Furcht vor Briganten gesprochen." ...

„Stellt man diese Einzelheiten zusammen, so ergiebt sich als feststehende Thatsache: die Prinzessin hat vertraute Beziehungen mit ihrem Kurier hergestellt, die sie eines unanständigen und strafbaren Verhältnisses mit diesem Menschen verdächtig machen."

Ompteda ging zunächst nach Mailand um sich bei dem dortigen Gouverneur Grafen Saurau durch einen Brief des Fürsten Metternich einzuführen und zu beglaubigen. Bei den damaligen Zuständen bedurfte es einer solchen Anlehnung um sich mit der österreichischen Polizei und Post in gutes Einvernehmen zu setzen. Graf Saurau war ein Ehrenmann und konnte darum den Zweck von Omptedas Sendung nur billigen. Vor der Welt galt der reisende Hannoveraner nach wie vor als ein bei seiner heimatlichen Behörde in Ungnade stehender Westphälinger. Auch in Hannover selbst wußte niemand, außer dem Minister Münster, um den Zweck seines italienischen Aufenthaltes; dieses tiefe Geheimnis unter den zwei Männern war notwendig, denn ein von dreien geteiltes ist bekanntlich schon so gut wie enthüllt, was auch hier der Verlauf erweisen sollte.

Von Mailand ging Ompteda mehrere Wochen nach Genua. Dort bewohnte die Prinzessin, zurückgezogen und einsam in einer ländlichen Vorstadt, die Villa Durazzo. Er hatte sich dort als Bekannter aus Neapel wieder vorgestellt; indessen sind die Berichte aus dieser Zeit sehr inhaltlos. Sie besprechen politische Tagesneuigkeiten, namentlich Mürats thörichten und verunglückten Feldzug gegen die Oesterreicher. „Die Königin" (Karoline Bonaparte) „hat

sich nach Portici zurückgezogen und ihre sämtlichen Brillanten für die Abreise gepackt; keine geringe Sache, da diese auf etwa 25 Millionen Francs geschätzt sind; sie stammen zum größten Teile von Diebstählen in Spanien" (aus Mürats dortigem Feldzuge 1808).

Ompteda erwähnt beiläufig, daß ein junger englischer Schiffslieutenant Hownam in den Dienst der Prinzessin als Privatsekretär getreten sei. Er war der Sohn eines ihrer früheren Salonkammerdiener, auf ihre Kosten erzogen und durch sie auf dem Schiffe des ihr befreundeten Kapitäns Manby als Midshipman untergebracht. Er sollte in der späteren Katastrophe der Beziehungen zwischen der Prinzeß und Ompteda noch als junger Bravo seine Rolle spielen.

Trotzdem Ompteda in der Villa Durazzo verkehrte, erwähnen seine Berichte eines Vorfalls nicht, der dort um diese Zeit eintrat, jedenfalls später von der Prinzessin in dieselbe gelegt wurde. Danach sei ein nächtlicher Einbruch in ihre Behausung versucht worden; Pergami jedoch habe die Räuber mit heldenmütiger Selbstaufopferung zurückgeschlagen und sei dadurch der Lebensretter seiner Herrin geworden. Der Vorgang selbst wird stets nur in nebelhaft schwankenden Umrissen erwähnt; keinenfalls ist er damals vor den Besuchern der Villa zur Sprache gekommen. Es liegt daher die Annahme nahe: daß das ganze Abenteuer fingirt war um durch dieses Verdienst Pergamis rasche Erhöhungen und die bekannt gewordene unmittelbare Nähe der Wohnräume zu rechtfertigen; auch sollte dadurch wohl dem, später ständig wieder erscheinenden Schreckbilde der nimmer müden Spione und Einbrecher eine thatsächliche Unterlage und lebendige Färbung verliehen werden.

Jedoch bahnte der Aufenthalt in Genua für Münsters Agenten eine andere ernste Schwierigkeit an: die Prinzessin faßte in ihrer raschen Art zu ihm ein, von ihm nicht im mindesten gesuchtes Vertrauen, das zu diskreten unbesonnenen Mitteilungen führte. Sie versuchte sogar, ihn zu allerlei Gefälligkeitsdiensten zu benutzen, zu denen ihre italienische Umgebung allerdings der anständigen Welt gegenüber unverwendbar war. Zweifellos führte diese Annäherung ihn einer falschen Stellung entgegen, die immerhin unvermeidlich, aber für ihn persönlich bedenklich und eine Quelle lebens-

länglichen schweren Verdrusses ward. So berichtet er, wiederum aus Mailand: „er sei mit dem Auftrage beehrt, für Ihre Königliche Hoheit eine neueste Hofdame zu gewinnen, da Lady Charlotte Campbell auf Drängen ihrer Familie ausscheide.“ Es handelte sich um eine Gräfin Spiegel geborene Fürstin Ligne; diese entzog sich jedoch der ihr angesonnenen Auszeichnung durch schleunigste Abreise nach Wien. In die Lücke trat dann eine angebliche Gräfin Oldi ein; sie war — Pergamis Schwester. Er selbst wurde jetzt, zur Belohnung seiner genuesischen Heldenthat: Hofstallmeister und speiste an der Tafel seiner Herrin wo er bis dahin hinter den Stühlen gestanden hatte.

Die Prinzessin von Wales verlebte den Sommer und Herbst 1815 auf ihrer neuerworbenen Villa d'Este bei Como. Sie war nun von sämtlichen Engländern in ihrem Hofstaate und von ihrer gesamten älteren Dienerschaft bis auf 3 Personen verlassen. Ompteda befand sich mehrfach dort, als ein wiederholt geladener und festgehaltener Gast. Unversehens sah er sich in der ihm höchst peinlichen Rolle des vertrauten Hausfreundes gefangen; dieser sich völlig zu erwehren ohne alle Verbindungen abzubrechen, war unmöglich. Selbst der Teilnahme an einem Ausfluge nach dem St. Gotthardt hatte er sich nicht entziehen können. In seinen Berichten aus diesem Zeitabschnitte tritt wiederholt der dringende Wunsch hervor: dieser Doppelstellung enthoben zu werden, jedenfalls der weiteren fruchtlosen persönlichen Bemühungen um die klassischen Beweise für den Ehebruchsprozeß, wenngleich er an der Thatsache selbst nicht den mindesten Zweifel hegt, denn „Nachts sind die Schlafzimmer, die sich Thür an Thür befinden, verbarrikadirt“. Er giebt wiederholt einen Mittelweg an, in den er sich getraue die Prinzessin zu leiten, wenn Münster ihn dazu ermächtigen könne.

„Der Skandal ist allerdings notorisch; da man indessen juristische Beweise verlangt, scheint es mir, bei aller Gewißheit, notwendig: die Vorsicht zu verdoppeln, damit die Beweismittel nicht in dem Augenblicke hinfällig werden wo man glaubt sie mit Händen greifen zu können. Und das könnte jeden Augenblick eintreten, wenn einer gewissen Persönlichkeit noch am Rande des Abgrundes die Augen plötzlich aufgingen.“ . . .

„Wollte man sich mit der Sicherheit begnügen: daß Ihre Königliche Hoheit niemals nach England zurückkehren wird um ihren erlauchten Gemahl zu belästigen, so glaube ich für diesen Erfolg einstehen und den Weg dazu zeigen zu können.“ . . .

Er schlägt vor, da er „nach der Stellung die mir als Gast der Prinzessin sehr gegen meinen Wunsch und Willen aufgedrängt ist“, nicht in der Lage sei, in das verlangte Beweismaterial „weiter eindringen zu können“, — dafür seinen zuverlässigen Korrespondenten in Neapel, den Hoftheaterintendanten Graf Gallenberg nach Mailand kommen zu lassen und „vorzuschieben, damit dieser entweder die Beweise verschaffe oder die Prinzeß zu Konzessionen bewege.“ . . „Man könnte dann wohl dahin gelangen: sie eine Urkunde vollziehen zu lassen, da ich im Besitze eines großen Teils ihrer Geheimnisse bin. Sie drängt mir ihr volles Vertrauen auf, ein Vertrauen das mich oft erstaunt und zuweilen in Verlegenheit setzt. Aber ich bin sicherlich nicht ihr dupe, während sie mit allem was Engländer ist, Komödie spielt. Auch ist die Villa jedem Engländer verschlossen; allerdings sind deren Versuche alles ausspähen zu wollen, sehr naiv . . . . . Derartiges bedürfte indessen einer persönlichen Besprechung mit Ihnen“ (Münster) . . . „Von Zeit zu Zeit hat die Prinzeß entschiedene Anfälle von Verfolgungswahn und Visionen. So glaubt sie daß Lady Charlotte Campbell in Como unter falschem Namen lebt, um sie auszuspioniren . . . . Dem Doktor Holland hat sie geschrieben: er möge nach Frankreich kommen um sie nach England zu führen. Es soll dieses jedoch, wie sie mir sagt, nur eine Mystifikation sein. Es passe in ihren Plan: den Engländern weis zu machen daß sie sich unausgesetzt mit ihrer Rückkehr beschäftige, weil sie wisse daß man das dort fürchte; aber sie werde sich wohl hüten.“ . . . . „Mir selbst hat die Prinzessin gesagt: daß sie nicht daran denke, beim Thronwechsel nach England zurückzukehren; daß sie jedoch den Titel: ‚Königin‘ in Anspruch nehmen werde. Bei der Krönung werde sie krank werden um ihre Abwesenheit zu decken. Am meisten von der ganzen königlichen Familie haßt sie I. M. die Königin. Sie hat keinen persönlichen Haß gegen Lord Liverpool, aber wohl gegen Lord Castlereagh; sie beklagt sich daß

Graf Münster sie vernachlässigt und dankt Mr. Canning für seine Ergebenheit. Wie mir scheint, ist dieser in England die einzige Person die auf den Geist der Prinzessin einzuwirken fähig wäre. Den Mitgliedern der Opposition legt sie wenig Bedeutung bei, zumal nach dem Tode von Mr. Whitbread. Sie versichert, nur zu genau zu wissen daß denselben ihre Person völlig gleichgültig sei, daß sie diesen Herren nur als Instrument dienen soll um den Prinzen Regenten zu kränken und seinen Ministern Schwierigkeiten zu machen. Sie fühlt vollständig das Gehässige dieser Stellung zwischen jener Partei und einer Person die doch immer noch ihr Gemahl ist, und so dankt sie dem Himmel, daß damit alle jene Quälereien abgeschnitten werden. — Es ist schwer, für die Beständigkeit der Neigungen und Absichten der Prinzeß einzustehen; man kann jedoch wohl versichern daß ihre leitende Idee folgende ist: Haß gegen die Engländer, Widerwillen gegen die englischen Sitten, und das Verlangen nach Unabhängigkeit bilden die unwandelbare Grundlage ihres Handelns."

„Würde es sehr geschickt gemacht, so könnte man wohl auf ihre Umgebung durch Schilderung der Gefahren einer Rückkehr nach England, und dadurch auf sie selbst wirken. Indessen bezahlt die Prinzeß ihre jetzige Umgebung gut und außerdem hangt diese mit Pergami eng zusammen."

„Zuweilen sieht es wirklich so aus, als ob die Prinzeß fürchte: die Welt könne über ihr Verhältnis noch in Zweifel sein. Sie scheint alsdann völlig den Verstand verloren zu haben; es wäre schwer, ihre Entehrung dem Publikum noch deutlicher zu machen als sie selbst es thut. Nicht nur habe ich mehrere Male mit Pergami und seiner Schwester an ihrer Tafel gesessen, sondern vorgestern bei einem großen Diner für die Behörden von Como saß Pergami, als Hofchef, seiner hohen Herrin gegenüber. Obgleich ich das seit einiger Zeit schon befürchtete, bin ich doch fast vor Schreck hintenüber gefallen als ich dieses starke Stück sah. . . . Lady Commins, die älteste Tochter von Lady Charlotte Campbell, war nach Como gekommen um ihren Mann vorzustellen. Als sie jedoch an der Tafel gewisse Figuren als Gäste erblickte, die sie dort früher auf weit be-

scheideneren Plätzen im Speisesaale gekannt hatte, verließ das Ehepaar das Speisezimmer und ging ohne Weiteres davon."

„Pergami, den man in Como vor kurzer Zeit noch in der Bedientenlivree des Generals Pino gesehen, hat sich kürzlich für 200,000 Francs eine Villa bei Mailand gekauft, die nun ‚La Barona' getauft ist. Im Grunde ist er ein ganz guter Kerl, jedoch fängt er an unverschämt zu werden, und mit aller Verleugnung meiner Eigenliebe die ich in meiner peinlichen Lage zur Anwendung zu bringen habe, ist es mir dennoch unmöglich, vor der Oeffentlichkeit von der Ehre eines Platzes in der Theaterloge der Prinzessin Gebrauch zu machen wo Pergami den ersten Platz hat und Ihrer Königlichen Hoheit den Arm giebt. Uebrigens behandelt Pergami die Prinzessin ohne jede Förmlichkeit; er steht mit bedecktem Haupte vor ihr, sitzt während sie steht, geht zuerst durch die Thür, u. s. w. — Sie nennt ihn vor anderen Personen: ‚Mein Freund; mein lieber Freund, gieb mir dein Taschentuch, ich habe mein's vergessen.' — Die benachbarten Schlafzimmer sind hier in der Villa d'Este eingerichtet, wie sie es in Neapel, Genua, in Mailand in der Villa Vilani, in Como im Palais Boromeo waren. Pergamis Zimmer ist nur seinen Vertrauten zugänglich. Hiezu gehören die beiden Kammerfrauen Dümont, aus der Schweiz. Die männliche Dienerschaft ist durch Pergamis frühere Kameraden ersetzt, die meistens mit ihm in verschiedenen Häusern und Stellen gedient haben. Seine gesamte Familie ist in der Villa d'Este, mit alleiniger Ausnahme seiner Frau. Seine zweijährige Tochter Victorine nimmt die Prinzessin überallhin mit sich, selbst in das Theater zu Como wo sie das Kind in ihren Armen hält. Der einzige ‚gentleman', überhaupt der einzige Engländer im Gefolge der Prinzessin ist der ehemalige Marinelieutenant Hownam; er ist seiner hohen Gebieterin durch Dankbarkeit verbunden und ohne jegliche andere Erwerbsquelle. Aber bei alledem bleibt der letzte juristische Beweis des Ehebruchs sehr schwer zu liefern."

Am Schlusse dieses Zeitraums, im Oktober, meldet er mit sichtlicher Erleichterung: daß die Prinzessin baldigst nach Genua gehen werde um von dort auf einer englischen Fregatte ihre langgeplante Orientreise anzutreten. Sie wolle der Ankunft des Kaisers Franz I

in Mailand ausweichen, „da ihr Hofstaat doch etwas allzu irregulär ist."

Sie habe Ompteda dringend ersucht, sie zu begleiten; es sei jedoch nach den Umständen nicht möglich daß er die Reise auf demselben Schiffe mit Pergami mache. Jedoch werde einer der Freunde seines Kammerdieners in der Reisebegleitung sein. Dieser habe sich mit den zwei einzigen noch am Hofe zurückgebliebenen braunschweigschen Lakaien befreundet. „Ich selbst sprach niemals mit ihnen; ebenso habe ich mich wohl gehütet, durch meinen Diener die Hauptfrage mit ihnen berühren zu lassen. Man kann ja später in Deutschland die beiden Leute vernehmen."

Vor der Abreise rät Ompteda nochmals dringend: man möge sich mit der Sicherheit begnügen daß die Prinzessin von Wales nie nach England zurückkehren werde „und sich zu einem freiwilligen Exil verpflichte; sie dazu zu bringen habe ich genügende Beweise in Händen. Ich hafte mit meinem Kopfe: daß sie nicht kommt wenn man sie nicht dazu herausfordert. Ich bin meiner Sache sicher, selbst wenn ein Thronwechsel eintreten sollte." ...

Aber alle diese Bedenken und Vorschläge fanden in London taube Ohren. Der Prinz-Regent wollte nun einmal die Scheidung um jeden Preis, und die hannoversche Regierung hatte ebenfalls gewichtige Gründe, sie zu wünschen, um eine künftige schon jetzt mit öffentlicher Schande bedeckte Königin bei Zeiten abzuwehren. Es erschien sogar während dieser Zeit in Mailand ein englischer Advokat, Mr. Seymour-Serpent, um mit Ompteda die Beweise nach dem englischen Rechte zu prüfen. Dazu schrieb Münster: „Die Beweise müssen viel strenger sein, denn bei ihrer Stellung fällt der Ehebruch unter Hochverrat. Leichtfertigkeit genügt nicht, es bedarf eines Verbrechens."

Omptedas falsche Lage als unfreiwilliger Vertrauter der Prinzessin zu dieser Zeit trägt eine schlagende Aehnlichkeit mit Octavio Piccolominis Stellung zu Wallenstein. Auch dieser ist vielfach wegen seines „Doppelspiels" angefochten, am härtesten von seinem eigenen Sohne. Mit jugendlichem Weheruf über „diese schleichende Staatskunst" wirft Max dem Vater Betrug des Freundes vor. Erwägt man jedoch Octavios Thätigkeit nicht sowohl nach den absoluten For-

derungen des verliebten Jugendidealismus als nach denen der harten Wirklichkeit und politischen Notwendigkeit, so stehen ihm doch viele gewichtige Gründe der Rechtfertigung oder Entschuldigung für die Durchführung des wichtigen und gefährlichen Auftrags zur Seite, mit dem er von seinem Herrn und Kaiser belastet war: er hatte Wallensteins Zutrauen nicht durch heuchlerische Parteinahme für ihn erschlichen; er mußte dessen Entschlüsse notwendig aus seinem eigenen Munde erfahren; das Wohl des Reiches, die gerechte Sache mußte ihm höher stehen als die verräterischen Anschläge eines Abtrünnigen, selbst wenn dieser ihm unvorsichtig und in abergläubischer Verblendung Freundschaft und Vertrauen aufgedrängt hatte; endlich setzte Octavio für seine Aufgabe sein eigenes Leben ein.

Dem Leser stehe es frei: über den kaiserlichen General und den hannoverschen Agenten so oder so zu urteilen, je nachdem er die harte wirkliche Welt mehr von Maxens oder von Octavios Standpunkte beobachtet und begreift.

Um das Neujahr von 1816 traf der Kaiser Franz I in Mailand ein, mit ihm der Fürst Metternich. Auch der englische Botschafter in Wien Lord Charles Stewart hatte sich eingefunden. Durch ihn wurde Ompteda Sr. Majestät wieder vorgestellt und, ungeachtet seiner noch frischen westphälischen Vergangenheit in Wien, sehr gnädig aufgenommen. Metternich hatte ohne Zweifel seinem Herrn mitgeteilt, weshalb der Hannoveraner sich dort aufhalte. Der Kanzler war durch Graf Saurau über das Treiben in der Villa d'Este unterrichtet; er pflog, obgleich damals bettlägerig, mit Ompteda verschiedene vertrauliche Besprechungen und wies darauf den Gouverneur an: dessen Sendung ins Geheim zu unterstützen.

Lord Charles Stewart, späteren Marquis of Londonderry, haben wir schon im Jahre 1813 im Hauptquartier der Alliirten zu Reichenberg kennen gelernt, wo Ludwig Ompteda — wie Niebuhr sagt — sein Mentor war. Geboren 1778 hatte er, als Bruder Lord Castlereaghs, schon mit 30 Jahren in Spanien eine Brigade kommandirt. Auf dem Wiener Congreß erschien er, als englischer Botschafter, neben seinem Bruder. Graf de la Garde und von Hirschfeld in der „Deutschen Rundschau“ erzählen von ihm: „Mehr noch als Castlereagh

fiel sein Bruder Lord Charles Stewart durch gespreiztes anmaßendes Wesen auf. Durch exzentrische Tracht und gesuchte Originalität wurde er eine der lächerlichen Figuren des Kongresses. Einmal wurde er, im Foyer des Opernhauses, wegen einer in der guten Gesellschaft nicht üblichen Galanterie von einer ‚schlagfertigen‘ Comtesse hörbar abgefertigt. Ein anderes Mal geriet er in Streit mit zwei Fiakerkutschern. Er stieg ab und forderte sie zum Boxen heraus. Aber die beiden Kutscher, besser mit ihren Peitschen vertraut, verarbeiteten den Botschafter erst mit der Schnur, dann mit dem Stiel. Darauf verschwanden sie. Alle Welt war über diese drastische Abfertigung britischen Dünkels entzückt.“

„Lord Charles Stewart war, als Botschafter in Wien, mit den deutschen Verhältnissen völlig unvertraut; zugleich litt er stark an Selbstüberschätzung, trat mit großer echt englischer Sicherheit auf, war aber in den Geschäften schwankend und unbeständig, bald eigensinnig bald oberflächlichen Einflüssen zugängig. Die mangelhafte Beherrschung der französischen Sprache machte ihn und seinen Bruder Lord Castlereagh unbeholfen. Im April 1814 war letzterer im großen Hauptquartier der Verbündeten in Dijon. Beim Festmahle zu Ehren von Napoleons Sturze hatte Lord Castlereagh die Gesundheit der Damen auszubringen. Er that das mit den Worten: ‚Le bel sexe partoutte dans le monde.‘ Aus diesem persönlichen Grunde fing die englische Regierung zuerst in Wien an, ihre Noten in englischer Sprache zu verfassen und eine offizielle französische Uebersetzung beizufügen, deren entsetzlicher Stil der Schrecken der europäischen Diplomatie wurde.“

Lord Charles Stewart hatte selbstverständlich ebenfalls besondere Aufträge in Betreff der Prinzessin Karoline erhalten und war voll frischen Eifers, den gewünschten Erfolg: „die juristischen Beweise“ zu erzielen. Er kannte Omptedas Korrespondenz mit Münster.

„Lord Stewart meinte zuerst: es müßten jetzt notwendig die schriftlichen Zeugenaussagen zur Unterstützung meiner Berichte beigebracht werden. Ich bemerkte ihm dagegen: ich sei bis jetzt nur beauftragt, das Material für eine demnächstige Enquête zu sammeln und zu sichten. Da ich keine offizielle Sendung habe, sei es mir

nicht wohl möglich, in einem fremden Lande die Zeugen zu Aussagen in beweisender Form zu zwingen. Ich könne daher zur Zeit nur persönlich dafür einstehen: daß dasjenige was ich melde auf Thatsachen beruht. ... Lord Charles begann nun selbständig nach den Beweisen zu forschen. Aber er sah — mit mir — bald ein: daß das Ertappen auf frischer That unmöglich sei: da das Recht, die verschlossene Thür des Schlafzimmers sich öffnen zu lassen, nur dem Gatten zustehet."

„Lord Charles ist alsdann zwar persönlich sehr vorsichtig vorgegangen um seiner diplomatischen Stellung nicht zu schaden; er hat aber so viel Geld verteilen lassen daß im Verhältnis dazu meine Freigebigkeit recht spärlich erscheint. Auch hat ohne Zweifel der Reiz des Goldes seine Sendlinge angetrieben, zu schroff in's Zeug zu gehen; denn ich höre mit Bedauern daß seine und meine Agenten jetzt sämtlich in der Villa d'Este bekannt und notirt sind. . . . Seltsamer Weise hat Lord Charles, während er die von mir ihm gewiesenen Wege einschlug, gegen mich eine gewisse Zurückhaltung beobachtet deren Zweck und Nutzen ich nicht einsehe, besonders in einem Falle wo seine Mitwirkung nur zufällig und zeitweilig hinzutrat. Aus Ergebenheit für Seine Königliche Hoheit den Prinz-Regenten hat er ohne Zweifel gehofft, die Sache durch einen Handstreich zu beendigen. Vielleicht fürchtete er: die obere Leitung einer Angelegenheit aus der Hand zu geben, die nicht minder die englische Nationalehre berührt. Zweifellos wurden dadurch allerlei kleine Fehler begangen, die unvermeidlich sind wenn mehrere Personen unabhängig von einander und ohne Verständigung gleichzeitig an derselben Sache arbeiten. Die kleine Empfindlichkeit gegen mich, die Euer Exzellenz erwähnen und die ich selbst wohl bemerkt habe, dürfte durch verschiedene Besprechungen des Fürsten Metternich mit mir hervorgerufen sein, die ich nicht nachgesucht hatte und die keinerlei Schaden stifteten. Uebrigens habe ich mich über Lord Charles in keiner Weise zu beklagen." . . . Vermutlich hatte Metternich mehr Vertrauen zu dem ihm gleichartigeren feineren Hannoveraner, als zu dem schon von Wien her komisch angehauchten, derben Engländer.

Münster antwortete in seiner kühlen Weise am 15 April 1816:

„Stewart arbeitet allerdings seinerseits; man findet hier, daß Sie das Zartgefühl etwas weit treiben. Ich werde übrigens Alles thun was in meiner Macht steht, um die Verlegenheiten abzuwehren die Sie für sich voraussehen."

Diese ungeschickte Spaltung hatte nun eine sehr unerwünschte Wirkung auf den Zweck; für Ompteda wurde sie die unheilvolle Quelle einer Reihe von ernsten Widerwärtigkeiten, die abzuwehren völlig außer des Ministers Macht stand und die sich schließlich zu einem scharfen dramatischen Abschlusse zuspitzten.

Das Geheimnis seiner Sendung wurde dadurch enthüllt. Lord Charles Stewarts Berichte und seine Beziehungen zu Ompteda in Mailand waren in England nicht ausreichend geheim gehalten. Die Freunde der Prinzessin, namentlich ihr geriebener und rücksichtsloser Anwalt Mr. Brougham, bekamen Wind davon: daß eine für die hohe Dame sehr gefährliche und folgenschwere Beobachtung ihres Thuns und Treibens im Werke sei. Von da an bewachten Mistrauen und Furcht die Villa d'Este. Der an den Küsten des Mittelmeeres hie und da bei den englischen Konsuln auftauchenden hohen Herrin war in Como der frühere, jetzt entlassene bonapartistische Präfekt mit Leib und Seele ergeben, da sie ihm seinen bisherigen Gehalt als Pension zahlen ließ. Dieser ehemalige Beamte hatte immer noch Verbindung mit einzelnen Organen der Polizei in Mailand; er begann, sich dort nach der so ungewöhnlich langen Kur des deutschen Barons bei einem angeblich berühmten Podagradoktor zu erkundigen; ebenso nach dessen wiederholten Besuchen bei seinen Freunden in Como während der Abwesenheit Ihrer Königlichen Hoheit. Glücklicherweise wußten die niederen Polizeiorgane nichts von den vertraulichen Instruktionen, die Fürst Metternich dem Grafen Saurau gegeben hatte; „sonst könnte mir das leicht einige wirksame Stiletstöße von Seiten der Pergamis zuziehen."

„Noch wichtiger jedoch ist mir eine andere Erwägung, und da sie für mich den Ehrenpunkt berührt so bin ich sicher, daß Euer Exzellenz Grundsätze über diesen Punkt mir gestatten, mit Ihnen offen zu reden. Meine Ermittelungen sind jetzt so ziemlich abgeschlossen und der öffentliche Eclat" (der Scheidungsprozeß) „steht augen-

scheinlich in England in naher Aussicht. Ich muß fürchten, daß ich darin eine bedenkliche Rolle würde spielen müssen die meinen guten Namen gefährden dürfte, das Einzige in der Welt das ich meiner Ergebenheit für die gute Sache nicht zum Opfer bringen könnte. Wir kennen ja zur Genüge den Verlauf eines Geheimnisses um das mehr als zwei Personen wissen. Diese Zahl muß jetzt durch die Verzweigung der Nachforschungen" (in Folge von Stewarts Einmischung) „täglich steigen. Demjenigen der hieran unschuldig, ist es wohl nicht zu verdenken wenn er sich aus der Thätigkeit in unmittelbarer Nähe zurückzuziehen wünscht. Zudem stehe ich, wider meinen Willen, mit der Dame auf zu gutem Fuße. Ich war ihr Gast, ich habe dort ausgehalten als die sogenannte gute Gesellschaft begann sich von ihr zurückzuziehen... Euer Exzellenz werden mich verstehen wenn ich sage: daß ich in dieser peinlichen Lage persönlich nicht mehr nützlich wirken kann. Weitere Nachforschungen an Ort und Stelle müssen daher anderen unbefangenen Personen aufgetragen werden, denen ich aus der Ferne mit meinem Rate beistehen würde. Wollte man aber den Abschluß noch hinausschieben bis man noch stärkere Beweise in Händen habe — was vermutlich in's Endlose verlaufen würde — so könnte ich von einem Punkte außerhalb Italiens, von Frankreich Oesterreich oder Baiern aus, die Ueberwachung zweckmäßig fortsetzen. — Die Sache ist mir allzu wichtig, um sie nicht Ihnen ganz offenherzig und höchst angelegentlich zu empfehlen."

Die Hindeutung auf „Baiern" knüpfte sich an Münsters Zusage eines demnächstigen Gesandtenpostens, der damals in München unbesetzt war.

Omptedas Lage war nachgerade aus einer schwierigen eine unheimliche geworden. Zudem hatte er die Ueberzeugung gewonnen: das nicht leisten zu können was man von ihm erwartete, wenngleich er in seiner Thätigkeit bis an die äußerste Grenze des Zulässigen gegangen war. Seine Aufträge waren peinlich und immerhin zweideutig gewesen; aber er durfte sich sagen wie Oktavio Piccolomini: „ich bekämpfe auf dunklem Wege einen Feind meines Landes der selbst dunkle Wege geht und der im offenen Tageslichte nicht an-

greifbar ist." War seine Waffe nicht völlig spiegelblank, so fiel der Vorwurf auf seine hohen und allerhöchsten Auftraggeber zurück. Der unbeglaubigte Diplomat machte die Erfahrung: daß ein Auftragsverhältnis in öffentlichen Geschäften ohne die Grundlage der anerkannten Stellung eine Fehlstellung ist; namentlich wo man sachlichen oder persönlichen Mißständen entgegentreten soll. Die ungewisse Aussicht auf demnächstige definitive Entschädigung ändert daran nichts. Entweder handelt man im Provisorium aufschiebend, dann erfüllt man die Erwartungen nicht unter denen man ausgeschickt war; oder man geht dem Schaden fest auf den Leib, dann hat man alle diejenigen Personen die von diesem Schaden bisher Nutzen zogen, zu Gegnern; man steht ihnen wie auf dem Glatteise gegenüber und der Sturz ist unausweichlich. Fritz Ompteda litt jetzt eine harte Buße für — Kassel.

Münster drängte nachhaltig und verstärkt:

„Die Aufführung der Serigni wird derartig daß wir nicht länger in Hannover wohlwollende Zuschauer dieses Skandals bleiben können, da der Parteigeist in England nicht gestattet: die dem Falle entsprechenden Maßregeln zu ergreifen. — — Wenn England die Schande ungerügt duldet so kann das Hannover nicht binden: dereinst eine solche Königin annehmen zu müssen. Ein besonderes Interesse entsteht noch für Hannover daraus: daß der kleine Bube den die Prinzessin überall mit sich herumführt, als Prinz gezeigt wird." —

Später heißt es: „Die hannoversche Scheidung wäre auf Grund Ihrer Nachrichten zweifellos zu erreichen aber sie wäre nutzlos wenn ihr nicht eine Scheidung in England folgte. Es haben jedoch die hiesigen Minister dem Prinzen Regenten geraten, die Sache nicht zu beeilen; so bleibt sie in der Schwebe." —

Um die Gegner einzuschläfern und den Erfolg seiner sachgemäßen und billigen Vorschläge abzuwarten, ging Ompteda für einige Wochen nach Rom. In London jedoch befolgte man seinen völlig sachgemäßen Rat immer noch nicht. Um ihm indessen in seiner peinlichen Lage eine — vermeintliche — Genugthuung oder gar Unterstützung zu geben, that man etwas das abermals die Enthüllung des Geheimnisses seiner Sendung in Italien kräftigst und unaufhaltsam fördern

mußte. Der Prinz-Regent gab ihm den hannoverschen Kammerherrnschlüssel zurück, den er durch den westphälischen Dienst verloren gehabt hatte. Begreiflich erregte dieser Gnadenbeweis das größte Aufsehen in Hannover, wo man bisher den Abwesenden als einen immer noch mit Ungnade belasteten „Westphälinger" betrachtet und, dem entsprechend, so ziemlich vergessen hatte. Nun begann man zu vermuten! und da die Angelegenheiten des kronprinzlichen Ehepaars auch dort auf der Tagesordnung standen, so lag die Kombination nahe: daß Ompteda in Italien für Münster thätig sei; namentlich bei denjenigen die sich an seine früheren persönlichen und verschwägerten Beziehungen zu dem Minister erinnerten. (Münsters ältester verstorbener Bruder war mit einem Fräulein Ompteda verheiratet gewesen; die Wittwe war damals Oberhofmeisterin der Königin von Dänemark.)

Gleichzeitig bot allerdings Münster seinem geheimen Agenten den, schon zu Wien in Aussicht gestellten diplomatischen Posten jetzt bestimmt an; jedoch nicht, wie jener gebeten, in München sondern in — Rom. Ompteda antwortet darauf bescheiden und ein wenig zaghaft:

„Ich versichere zunächst daß ich alles und jedes thun werde was Sie wünschen. Indessen bei dem lebhaftesten Wunsche mich nützlich zu machen, kann ich nicht verhehlen: wie wenig ich mich für Mitarbeit an einer Frage" (Verhandlung eines Konkordates mit dem heiligen Stuhl) „befähigt halte, der ich als Weltkind bis jetzt fern gestanden habe. Wenn ich gleich eine natürliche Neigung für die Diplomatie hege — vielleicht eine väterliche Erbschaft — und wenn ich auch meine schwachen Gaben diesem Studium gewidmet habe, so hat doch meine weltliche Richtung die Angelegenheiten der Kirche davon völlig ausgeschlossen. Und ich glaube: man muß seiner Sache recht sicher sein um mit den Monsignori des römischen Hofes zu verhandeln, fest im Sattel auf den Dekretalen und, im Notfalle, Meister des gothischen Stils der Konzilien. Ich glaube fast: um dafür einen guten Grund gelegt zu haben muß man ein wenig Katholik sein; es ist also gewiß nicht falsche Bescheidenheit, wenn ich annehme: daß irgend ein braver Domherr von Hildesheim oder

Osnabrück dazu weit geschickter sein möchte. Uebrigens können Euer Exzellenz darauf rechnen, daß ich Ihnen genaue Einzelheiten über den Gang und Erfolg der bereits schwebenden Verhandlungen Württembergs (und der sog. Oberrheinischen Kirchenprovinz) mit dem heiligen Stuhle berichten werde."

Inzwischen zog das Gewölk über Fritz Omptedas Haupt immer dichter herauf. Eines Tages, als er sich nach dem Befinden der hohen Reisenden und dem Fortschritte der Verschönerungen in der Villa erkundigen wollte, fand er diese verschlossen; er wußte noch nicht: ob allgemein oder ihm persönlich? Bald darauf war in Mailand eines Tages, völlig unerwartet, Mr. Brougham sein Stubennachbar im Hotel de l'Europe. Beide verkehrten mit einander beobachtend und vorsichtig. Das Hauptthema wurde zwischen ihnen nicht berührt. Broughams Erfahrungen, während der Reise, über seine hohe Klientin waren die ungünstigsten gewesen, so daß er einer Dame in Mailand eingestanden hatte: „daß alles, was sich einer gewissen Person etwa unangenehmes ereignen würde, nur verdient sei." .... „In Genf, wo er Frau von Stael besucht hat, wird er wohl keine günstigen Mitteilungen über den ihn interessirenden Gegenstand erhalten haben. Denn Frau von Stael hat bei aller Extravaganz ihres Verstandes doch hinreichendes weibliches Zartgefühl um zu empfinden: was anständig ist und was nicht. Mehr als einmal habe ich gehört, wie sie mit ihrer vollen Beredsamkeit den herbsten Tadel über die Frau Prinzessin ausgoß, indem sie deren Aufführung als eine Beschimpfung des ganzen weiblichen Geschlechtes verdammte. Wie eine Besessene ließ sie sich gegen einen Zeitungskorrespondenten los, der ihr die Absichtunterstellt hatte: mit der Frau Prinzessin zu reisen. Er mußte das in allen Zeitungen widerrufen."

Brougham ging dann der aus dem Orient zurückkehrenden Prinzessin nach Mittelitalien entgegen, trotzdem er dem Grafen Saurau das Gegenteil versichert hatte. „Vielleicht sucht er die Prinzessin zu bestimmen: daß sie die Canaille die sie umgiebt, sofort wegjagt. In diesen Schmutz scheint auch Hownam inzwischen versunken zu sein." Brougham hatte sie jedoch nur gewarnt: sie werde von Mailand aus scharf überwacht.

„Es ist ganz gut daß Mr. Brougham hieher gekommen ist. In England hätte er die Entschuldigung des Nichtwissens gehabt. Da er aber an Ort und Stelle gewesen, wird man ihn der Unwahrhaftigkeit und Unehrlichkeit anklagen dürfen wenn er sich nicht von einer schlechten Sache, die er verteidigen zu wollen schien, zurückzieht."

Diese wohlwollende Voraussetzung macht zwar Omptedas Karakter Ehre, nicht aber seiner Urteilsfähigkeit über des großen schottischen Advokaten Grundsätze und Leistungsfähigkeit. Er sollte das Gegenteil, vor Mit- und Nachwelt, an sich selbst erfahren!

Zu Ende des September 1816 traf die Prinzessin von Wales von ihrer Pilgerfahrt nach Jerusalem wieder in Como ein.

„In der Villa d'Este war gestern großes Fest zur Einweihung des Theatersaals. Graf Saurau hatte sich entschuldigt. Ich war nicht eingeladen; meine Ungnade ist nun nicht mehr zweifelhaft. . . . Um nicht den Anschein zu erwecken als ob ich mich verbergen wolle, hatte ich um eine Audienzstunde gebeten. Ihre Königliche Hoheit hatte, vermutlich aus demselben Grunde, mir die allgemeine Stunde für alle gemeldeten Personen bestimmt. Der Empfang war eisig, jedoch ohne ausgesprochene Unhöflichkeit. Der Hofmarschall Pergami zeigte ein gekniffenes Gesicht. . . . Er trug übrigens das Malteserkreuz, was man für ihn vom Großmeister erschwindelt hat und zwar durch eine unwahre Bescheinigung Ihrer Königlichen Hoheit: daß er Barone, Cavaliere und Colonello sei. . . . In Oesterreich wird dasselbe jedoch als erschlichen nicht anerkannt. . . . Ferner schmückten ihn die Insignien eines Großkreuzes und Kanzlers des Ordens der heiligen Karoline, der von der Prinzeß in Jerusalem gestiftet ist; endlich ein ganz neuer Kammerherrschlüssel gleich dem hannoverschen, jedoch von außergewöhnlichen Dimensionen. . . . An mich wurden kaum einige unbedeutende Worte gerichtet, und es bedurfte meiner ganzen Kunst um das Gleichgewicht zu bewahren und mich an der allgemeinen Unterhaltung zu beteiligen. Keine Aufforderung für mich die Villa zu besichtigen; wohl aber an andere Personen in meiner Gegenwart. Plötzlich unterbrach die Prinzeß die allgemeine Unterhaltung, um mich in ironischem Tone zu beglück-

wünschen: daß ich wieder hannoverscher Kammerherr geworden sei. ... Der Salonkammerdiener, Bruder Luigi Pergami, fungirte in seiner neuen Würde als ‚Palast-Präfekt‘. Im übrigen umfaßt jetzt der Hofhalt das schlechteste Gesindel von Mailand: Kuppler und Mörder. Mr. Hownam, der sich früher sehr unglücklich zu fühlen schien, ist inzwischen offenbar ebenfalls im allgemeinen Schlamme versunken und hat sich in sein Schicksal als Pergamis Untergebener gefunden. Ein neuer Kammerdiener, ehemaliger Brigant, präsentirte während der Audienz, sonderbarer und unmotivirter Weise mir ganz allein, sonst niemandem, eine einzige Tasse Kaffee; ich dankte und bin hinterher herzlich froh über meine heilsame Ablehnung! ... Nach der Audienz zog ich mich zurück und werde mich nun möglichst wenig zeigen, um vorsichtig abzuwarten: was die Prinzeß zu wissen glaubt und im Schilde führt.“ ...

[Etwas später.] „Jetzt bin ich darüber aufgeklärt durch einen Brief des Freundes meines Kammerdieners, des Vorreiters Moritz Crede. Danach hätte man herausgebracht: daß ich in geheimer Korrespondenz mit dem ersten Haushofmeister, dem einzigen noch vorhandenen Engländer Mr. Hieronymus stehe. ... Das ist nun allerdings ein vollständiger Irrtum. Ich habe mit diesem Menschen niemals die geringsten Beziehungen gehabt da er mir sehr unzugänglich schien; ich habe kaum jemals mit ihm gesprochen. Er wird über diese Beschuldigung wohl nicht minder überrascht sein als ich selbst. Vermutlich liegt eine Verwechselung mit Moritz Crede zu Grunde. Mit diesem stand ich allerdings in Verbindung, aber nur durch einen Mittelsmann. Crede wußte nicht: wem er seine Mitteilungen machte. Jedenfalls dürfte es schwer sein, mein Verhältnis zur Villa d'Este wieder in den früheren Stand zu setzen.“ ... Ohne Zweifel sei die Prinzeß durch ihre Freunde in London jetzt genau unterrichtet. „Ihren Vertrauten habe sie gesagt daß ‚Dank meiner Korrespondenz man in Brighton‘ (Residenz des Prinz-Regenten) ‚wisse, was man an ihrer Tafel in Como esse.‘ Das ihre eigenen Worte. Meine Stellung hier ist dadurch äußerst schwierig geworden; sie ist nicht länger haltbar.“ ...

Er schlug zugleich vor: ihm, um seine Lage gegen die Oeffent-

lichkeit wieder zu befestigen, jetzt den Auftrag nach Rom zu erteilen, „da ein diplomatischer Karakter das mit dieser Stellung verbundene Spürgeschäft sanktionirt.“ Es werde dann keinen Glauben finden, wenn er von Como aus als ein zweifelhafter und gefährlicher Mensch verschrieen werde; „mich öffentlich dagegen zu verteidigen ist mir ja abgeschnitten.“ In der Voraussicht daß sein Bruch mit der Villa d'Este bald in Mailand stadtbekannt werde, und um den eigentlichen Grund davon zu verhüllen, namentlich die Prinzessin selbst aus dem Spiele zu bringen, hatte Ompteda von Pergamis Kammerherrnschlüssel, den er als hannoverschen bezeichnete, Anlaß genommen sich geflissentlich mit starker Entrüstung über die Unverschämtheit dieses Bedienten auszusprechen, mit der Drohung: er werde veranlassen daß jenem eine so freche Anmaßung gelegt werde. Er wollte dadurch eine Anknüpfung vorbereiten, um demnächst seine Ungnade aus Pergamis persönlichem Hasse ableiten zu können. In Mailand sei dann, wenn die Beobachtung überhaupt noch fortgesetzt werden solle, ihm ein Vertreter zu bestellen. „Die Prinzessin hat, in Erwartung eines Prozesses, einen hervorragenden Advokaten in Mailand Namens Marocco angenommen, der ihre Verteidigung vorbereitet.“ . . . Ompteda wollte in Florenz Münsters Antwort erwarten. Aber bei allem guten Willen des Ministers in London war die Ernennung doch nicht so rasch zu beschaffen. Inzwischen schien man in Como völlig den Kopf verloren zu haben. Anstatt, wie verständige Ratgeber wollten, die Sache totzuschweigen beschloß man: sich zwar nicht mit dem Berichterstatter nach London über Wert und Wahrheit seiner Berichte auseinander zu setzen, wohl aber: ihn durch einen banditenhaften Gewaltstreich zu beseitigen, ihn unschädlich und stumm zu machen.

Am 2 November erhielt Fritz Ompteda nachstehenden Brief vom Lieutenant Hownam:

Herrn Baron von Ompteda; Mailand.

„Mein Herr. — Sie werden wahrscheinlich überrascht sein, daß ich mich von Mailand aus an Sie wende, und noch mehr wenn Sie den Zweck meines Eintreffens hierselbst vernehmen. Ohne

Zweifel wird es Sie verdrießen zu erfahren, daß Ihr Verhalten gegen J. K. H. die Prinzessin von Wales entdeckt ist, und Ihre höchst infame und unmännliche Vergeltung jeder Freundlichkeit, die Sie bis dahin von ihr empfangen haben, wird alsbald der Welt bekannt gemacht werden."

„Als Engländer und als dankbarer Freund im Dienste Ihrer Königlichen Hoheit gehe ich aus freien Stücken vor, um von Ihnen für eine solche Niederträchtigkeit Genugthuung zu fordern, und ich erwarte: daß Sie mich morgen früh um 8 Uhr bei Barlassina" (halbwegs nach Como) „treffen werden um sich wegen dieses heiligen (?) Vorwurfs (sacred charge) gegen Ihre Ehre zu verantworten, als ein Gentleman und ein Mann, der die ausgezeichnetste Gastfreundschaft aus den Händen der Prinzessin empfangen und der den größten Akt der Feindseligkeit gegen die erste aller Tugenden (die Prinzessin) begangen hat."

Mailand, Hotel del Gambero, Sonnabend Abend, 2 November 1816 Joseph Rob. Hownam.

Dieser unbehülfliche Brief war um so ungeschickter als er dem Gegner die vorteilhafte Stellung des Beleidigten und Herausgeforderten einräumte.

Zugleich erscheint Mr. Hownam darin als ein junger Mann, der wohl die Dressur eines Seekadetten damaliger Zeit genossen hatte, dem aber die Umgangsformen des Gentleman und des damaligen Verkehrs unter Kavalieren fremd geblieben, da die ersten Grundsätze des Duells (Sekundanten, Bestimmung der Waffen) ihm unbekannt waren. Oder aber es wurde beabsichtigt: daß es ihm auf der Landstraße nach Como nicht an Freunden in hülfreicher Nähe mangeln sollte um den Zweck der Begegnung sicher nicht zu fehlen. Zu seiner Ehre wollen wir immerhin annehmen: daß er selbst durch deren Auftreten überrascht werden sollte; eine Ehre von der selbstverständlich sein Anstifter der Hofmarschall Pergami ausgeschlossen bleiben muß; umsomehr als dieser damit nur in seinem „Metier" verfahren hätte. Hownams Gegner ließ die Blößen die dessen Schriftstück darbot, nicht unbenutzt. Er anwortete umgehend:

An Mr. Hownam, Mailand.

„Es war allerdings für mich eine Ueberraschung, wie Sie richtig bemerken, Ihren Brief zu erhalten. Wenig gewöhnt eine Herausforderung abzulehnen, erkläre ich, daß ich die Ihrige mit Eifer annehme, obgleich ich zu unwissend über die Gründe bin die Sie in Ihrem Briefe so sicher hinstellen, um auf diese antworten zu können. Die Entdeckungen, die es Ihnen gefällt zu erwähnen, sind mir vollständig unbekannt. Was die Frau Prinzessin von Wales betrifft so gab ich ihr niemals Anlaß beleidigt zu sein. Gastfreundschaft und die Gesetze, als deren Vorkämpfer Sie sich erklären, habe ich niemals verletzt. Wenn ich die häufigen Einladungen, mit denen die Frau Prinzessin mich gnädigst beehrte, nicht ganz und gar ablehnte, so geschah das nur um nicht zu scheinen: als ob ich gegen den, ihrem Range schuldigen Respekt verstieße; nicht aber zu dem Zwecke um diese Gnade in einer Weise zu missbrauchen die Sie irgendwie rechtfertigen könnte mich, wie geschehen, anzureden. Im Gegenteil habe ich diese Einladungen sehr bescheiden benutzt; ich habe die mir angebotene Ehre, die Prinzessin auf ihrer Reise zu begleiten, abgelehnt um alles zu vermeiden was zu peinlichen Verlegenheiten Anlaß geben könnte. Dieser Punkt bedürfte allerdings der Erläuterung; ich fühle mich jedoch durchaus nicht bewogen, solche Ihnen zu geben, mein Herr, nach der peremtorischen Sprache welche Sie gegen mich zu führen angemessen gefunden haben. Wenn ich bis zum gegenwärtigen Augenblicke die Tugend und Ehre der Frau Prinzessin, auf die Ihr Brief anspielt, allzu erhaben über jeden Verdacht betrachtet habe um eines Kampfes zwischen mir und Ihnen zu benötigen, so ist es jetzt Ihre Sache, mein Herr, der Sie sich ihren Freund nennen und sich ihr verpflichtet bekennen, die Folgen eines solchen absonderlichen Kampfes zu erwägen. Da aber, nach den bekannten Gesetzen der Ehre, das Recht: Ort und Zeit des Zusammentreffens zu bestimmen, mir zusteht und nicht Ihnen, so erkläre ich: daß, bei allem Eifer Ihnen Genugthuung zu geben, dennoch Ihr unpassender Vorschlag: Sie morgen früh, 8 Uhr, auf der Heerstraße nach Como zu treffen, meine Zustimmung nicht finden kann. Da ich

voraussetze, daß Sie die Vorbereitungen dafür nach Ihrer Bequemlichkeit gemacht haben, so werden Sie es wohl natürlich finden daß ich ebenso die meinigen mache. Ich bezeichne daher die Schweiz als den mir passenden Ort und werde wegen dieser Frage Ihnen meinen Sekundanten schicken, den ich vom Lande erwarte. Zugleich fordere ich Sie auf, da es Ihnen gefällt diese Angelegenheit zu einer nationalen zu machen, einen Landsmann zuzuziehen der fähig ist zu bezeugen, was immer zwischen uns vorgehen möge. Der Herr der mich vertritt, wird Sie in spätestens zwei Tagen in Ihrer Wohnung im Gambero hieselbst oder in Como aufsuchen, wie es Ihnen beliebt."

Hotel de l'Europe, Mailand, 2 Nov. 1816.

Baron Friedrich von Ompteda.

Dem Gegner erschien wohl eine Fortsetzung des Federkampfes allzu ungleich; er antwortete auf die Belehrung ganz manierlich:

„Mein Herr, Ihre Antwort auf meinen Brief von heute Abend habe ich erhalten und unterwerfe mich vollkommen den Gesetzen der Ehre. Da es Ihnen morgen früh nicht paßt, werde ich in Como die dortige Ankunft Ihres Freundes erwarten und, wenn er mich benachrichtigen will, ihn in irgend einem von ihm zu bezeichnenden Gasthofe treffen."

Sonnabend Abend, 11 Uhr, 2 Nov. 1816.

Joseph Robert Hownam.

Der Sekundant, Malteserkomtur und Kämmerer Graf Edmund Coudenhove hatte Ompteda geraten: das Duell schleunigst und auf Mailänder Gebiete auszufechten. Alsdann begab er sich nach Como, versehen mit nachstehendem ostensibeln Briefe Omptedas, der darauf berechnet war die Prinzessin zur Ueberlegung zu veranlassen; denn Omptedas ganzes Bestreben ging dahin, jeden öffentlichen Skandal zu unterdrücken der seine Auftraggeber kompromittiren könnte, umsomehr als er seit drei Monaten ohne Instruktion von dem nicht sehr schreiblustigen Minister Münster war, also gar nicht wußte: wie man zur Zeit in London die Sache ansah. Außerdem war ihm immer noch unbekannt: welche Mitteilungen aus England die Villa d'Este gegen ihn in Händen hatte und wie weit sie sich zu deren Ver-

öffentlichung, in der Absicht ihn persönlich zu treffen, hinreißen lassen würde.

„An den Herrn Grafen von Coudenhove, Kämmerer Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich und Komtur des Malteserordens."

„Sie haben ganz recht, mein lieber Freund, und ich folge Ihrem Rate. Stellen Sie daher den Platz des Stelldicheins fest sowie die Bedingungen auf die ich bestehe. Nach der frivolen Herausforderung Mr. Hownams steht dieses Recht mir zweifellos zu, denn es ist ebenso falsch als lächerlich daß er irgend ein Recht habe mich anzugreifen solange er mir nicht beleidigende Handlungen gegen die Prinzessin oder Unwahrheiten über sie nachweist. Wenn die hohe Stellung, die sie einnimmt, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sie zieht so bin ich es nicht der die öffentliche Meinung leitet; noch bin ich verantwortlich für die Wirkungen des Uebelwollens, noch für alle diejenigen Verwickelungen die niemals anders eintreten als in dem Maße wie sie provozirt sind. Und wenngleich ich bereit bin, mich vor dem Gerichtshofe der Ehre zu verantworten, so ist jedenfalls Mr. Hownam dort nicht der alleinige Richter. Indessen habe ich weder Anklage gegen die Frau Prinzessin zu erheben noch gegen sie besondere Pflichten zu erfüllen. Was Mr. Hownam hierüber sagt ist ebenso verkehrt als die feindliche Gesinnung die er mir zuschreibt. Feindlich bin ich jetzt lediglich zu meiner eigenen Verteidigung, und das ist der einzige Grund weshalb ich Mr. Hownams Herausforderung so bereitwillig angenommen habe. Treffen Sie also alle nötigen Verabredungen."

Mailand, 4 November 1816.

Baron Friedrich von Ompteda.

Der Anschlag, soweit er eine Niederwerfung auf offener Landstraße bezweckte, war mislungen. Ein regelmäßiger Zweikampf versprach augenscheinlich der Villa d'Este keinen hinreichend sicheren Ausgang. Die Prinzessin schlug daher einen anderen Weg ein um ihren verhaßten Beobachter los zu werden, und dieses mal nicht ohne Erfolg. Ompteda berichtet darüber an Münster unterm 8 November 1816:

„Am 4 dieses Monats" (also während Coudenhove mit Hownams Sekundanten, einem Engländer Mr. Caralletti verhandelte) „war der Gouverneur Saurau bei einem Feste in der Villa d'Este anwesend. Die Frau Prinzessin teilte ihm dort mit: daß zwischen mir und Mr. Hownam ein Duell schwebe wozu sie Anlaß gegeben habe. Aus England habe sie Nachrichten über mich erhalten; diese seien durch das Geständnis eines ihrer Diener bestätigt, dem sie jedoch vergeben habe und der in ihrem Dienste bleiben werde. Graf Saurau hat ihr darauf die Bedenken eines solchen Eclats klar zu machen gesucht, sowie die Nutzlosigkeit: einen unabhängigen Reisenden bei ihm zu verklagen ohne ganz bestimmte Anzeigen.... Diese zu geben hat sie sich gehütet; auch hat sie nichts Feindliches gegen die hannoversche oder englische Regierung vorgebracht; nur mich persönlich hat sie nicht geschont, worüber ich recht froh bin. Graf Saurau hat dann fortgefahren: ‚es sei allerdings Pflicht der Behörden, ein Duell zu verhindern. Um alle weiteren erbitternden Erörterungen abzuschneiden, werde er mich ersuchen: Mailand sobald als möglich zu verlassen, was um so angängiger sei da ich ihm meine bevorstehende Abreise bereits angekündigt habe'."

„Graf Saurau hat mir den Vorfall am anderen Morgen, 5 November, selbst mitgeteilt und mich ersucht abzureisen um die österreichische Regierung nicht als meine Mitwisserin bloszustellen. Zugleich hat er mir das Ehrenwort abgenommen: weder im Mailändischen noch in der benachbarten Schweiz das Duell auszufechten. Auch werde er dem Grafen Coudenhove, der seinem militärischen Hause angehört, verbieten: in der Angelegenheit weiter thätig zu sein." ...

Ompteda schrieb nun, dieser neuen Wendung der Dinge entsprechend, selbst an Hownam:

Mailand, 6 November 1816.

„Mein Herr!

Da Ihre Besprechung mit meinem Sekundanten zu keinem festen Abschlusse geführt hat, so benachrichtige ich Sie jetzt: daß ich, in Folge offizieller Mitteilungen an den Gouverneur Grafen Saurau, am

4 dieses Monats in der Villa d'Este, in Betreff unseres Duells von diesem auf Ehrenwort verpflichtet bin: mich mit Ihnen weder in diesem Lande noch in dessen Nachbarschaft zu schlagen, und daß ich von hier abreisen muß. Ich habe eine zu gute Meinung von Ihren Grundsätzen um daran zu zweifeln, daß Sie diese unerhörte Indiskretion in einem Ehrenhandel bedauern die in dem Zeitraum zwischen Ihrer Herausforderung und dem Eintreffen meines Sekundanten bei Ihnen, um die entsprechenden Schritte zu verabreden, begangen worden ist."

„Ich erwarte Sie in Mannheim am 6 Dezember dieses Jahrs. Ich wähle diesen Ort weil man von dort aus binnen einer Stunde vier Herren Länder erreichen kann. Ein Mann von Ehre wird sich dort nicht vergebens erwarten lassen, und Schande über den der sich nicht stellt. Sie werden mich in Mannheim, am 6 Dezember, im Hotel zum Bock treffen, und ich werde nach Ihnen aussehen. Um Verfehlen zu vermeiden werden Sie meine Adresse an allen Stadtthoren vorfinden, sowie auf der Post für Sie lagernd. Wenn nötig werden Sie mir schreiben."

Baron F. von Ompteda.

Gleichzeitig schrieb Coudenhove an Caraletti, der damals in der Villa d'Este lebte, indem er ihm den vorstehenden Brief zustellte:

„Mein Herr. Hieneben erhalten Sie Omptedas letzten Brief. Sie sehen: daß das Zusammentreffen durch die Mitteilung vertagt ist, welche die Frau Prinzessin von Wales dem Herrn Gouverneur Grafen von Saurau über das Duell gemacht hat. Deren Ergebnis war: daß ich Befehl bekam vor ihm zu erscheinen und er mir in strengen Worten verbot: mich ferner an dieser Angelegenheit zu beteiligen. Vermutlich ist Ihnen etwas Aehnliches zugegangen. In Bezug auf gewisse Auseinandersetzungen, die zwischen uns beiden stattgefunden haben, erkläre ich: daß die Aussagen eines Bedienten nicht genügen um auf mich im geringsten nachteilig für den Baron Ompteda zu wirken. Außerdem höre ich daß der Gouverneur sich mit dieser Sache beschäftigt."

Mailand, 6 November 1816.

Coudenhove.

Die „Aussage eines Bedienten" war eine neue Waffe, die inzwischen in der Villa d'Este geschmiedet war und deren Wirkung die Prinzessin, allerdings vergeblich, beim Gouverneur zu verwerten versucht hatte. Ompteda glaubte darin einen Nacheakt Pergamis zu erkennen. — Der Haushofmeister Hieronymus hatte sich gegen den Verdacht, mit Ompteda in Verbindung zu stehen, leicht rechtfertigen können; zugleich hatte er auf den Vorreiter Moritz Crede hingewiesen, als den einzigen Deutschen im Hause und den einzigen der Dienerschaft der der Schreibkunst mächtig sei. Crede stand auf dem Punkte fortgeschickt zu werden, und zwar wegen eines Verhältnisses zu einer Kammerfrau Annette — —, das bei dem maßgebenden Sittenhüter in der korrekten Villa d'Este Aergernis, angeblich: Eifersucht, erweckt hatte. Teils durch Aussicht auf Begnadigung teils durch Mishandlung hatte man diesen Mann mürbe gemacht und ihn alsdann nachstehenden Brief schreiben lassen:

Como, 3 November 1816.

„Ich gestehe daß ich mein Unglück verdiene, weil ich mich durch einen gewissen Baron von Ompteda habe verführen lassen: die Beste der Gebieterinnen und die Edelste der Fürstinnen zu verraten."

„Vor ungefähr einem Jahre, einen Monat vor der Abreise der Prinzessin bot der Baron, durch einen gewissen Ambrosio Asoti der nach Como kam, alle möglichen Mittel auf um den Ort kennen zu lernen, wo meine Gebieterin schlafe, und um sich Nachschlüssel zu verschaffen."

„Eine Zeitlang widerstand ich. Endlich aber gelang es dem Baron, der mich versicherte: daß ich verloren sein würde wenn ich nicht in seine Entwürfe eingehe, durch Drohungen und Geld mich zu verführen. Jedoch muß ich mit gleicher Aufrichtigkeit gestehen: daß mein Fehler bloß in Antworten bestand die ich auf des Barons Fragen gegeben, und in Unterredungen die ich mit ihm hatte, wobei er sich nach der Lage der Zimmer im Palaste und nach den Personen erkundigte die dahin kämen."

„Dies ist mein Geständnis. Ich bitte Sie: mir Verzeihung bei der Prinzessin auszuwirken und mich in dieser traurigen Lage nicht zu verlassen." Moritz Crede.

Der treue Diener und reumütige Sünder war daraufhin sofort begnadigt, blieb noch vier Monate am Hofe und zog sich alsdann mit einer Pension zurück. Sein Freund Casoti war ebenfalls ergriffen worden, angeblich als Einschleicher, und hatte eine handfeste Tracht Prügel aus der Villa d'Este heimgetragen. Die polizeiliche Untersuchung ergab nachgehends seine Unschuld.

Ompteda war nach Turin gegangen. In seinen Briefen an Münster behandelt er Moritz Credes Geständnis ziemlich nebensächlich und mit Recht als sehr schwache Erdichtungen. Er, der häufiger in der Villa d'Este gewesen, kenne jedenfalls die Lage der Zimmer der Prinzessin ausreichend aus eigener Wahrnehmung. Auch die Schlüssel seien ungeschickt erfunden. „Sollte ich etwa beabsichtigt haben, im Schreibtische der Prinzessin eine kompromittirende Korrespondenz zwischen ihr und dem, Schreibens unerfahrenen Pergami zu suchen?"

Was Sauraus, mit dem er übrigens auf freundschaftlichem Fuße stehe, Eile anlange: Ompteda abreisen zu sehen, so sei sie hauptsächlich aus Furcht vor Mr. Brougham hervorgegangen, dessen indiskrete Veröffentlichungen im englischen Unterhause der Gouverneur sehr scheue. Er habe nämlich Brougham in Mailand durch seine Sicherheits-Agenten „so eifrig, um nicht zu sagen: linkisch," beobachten lassen daß dieser sich schon dort laut über die österreichische Polizei lustig gemacht habe. — Ompteda kündigt dem Minister seine Ankunft in Mannheim auf den 1 Dezember an. „Ich hoffe dort dringend auf Nachrichten von Ihnen. Mögen diese die mancherlei Zweifel und Unruhe heben denen ich jetzt hingegeben bin. . . . In Erwartung etwaiger Vorwürfe von Ihnen stärke ich mich durch das Bewußtsein: daß ich sie nicht verdient habe. Denn ich kann beweisen daß die Enthüllungen über meine Sendung von London aus durch Sir William Gell der Prinzessin zugebracht sind; daß auch von dort aus die Gerüchte nach Hannover gelangt und in der Stadt umhergetragen sind, während mein eigener Bruder keine Ahnung von der Angelegenheit hatte. Ich selbst war schon längst davon überzeugt: daß meine andauernde Stellung ohne offiziellen Karakter unhaltbar war, und daß andere Personen offen an meinen Platz treten müssen. . . . Man könnte mir Moritz Crede vorwerfen; aber ohne eine einzig

derartige Quelle hätte ich überhaupt niemals irgend etwas ermitteln können; ich war daher zu dieser, stets nur indirekten Verbindung mit einem derartigen Menschen gezwungen; ohne Zweifel ist eine solche gefährlich und mußte mich, sowie sie entdeckt ward, in ein falsches Licht stellen, da ich mich dagegen nicht öffentlich verteidigen darf."

Am 1 Dezember langte Fritz Ompteda bei seinem Freunde dem General Tettenborn in Mannheim an. Hier hatte er die Genugthuung, Münsters volle Billigung seines Verhaltens vorzufinden. Münster gehörte zu den vornehmen Naturen, die einen Agenten der, auf schwankende Grundlage gestellt ins Schwanken geriet, nicht launisch fallen lassen. Auch sprachen für Ompteda die londoner Indiskretionen die den Fehlschlag veranlaßt hatten. Zugleich kam die willkommene Mitteilung daß der Prinz-Regent Omptedas Ernennung zum außerordentlichen Gesandten beim heiligen Stuhle gutheiße.

Münster hatte Omptedas Spur verloren gehabt nachdem dieser seine schleunige Abreise aus Mailand gemeldet hatte. Er vermutete ihn in Wien und schrieb deshalb an den Gesandten Ernst Hardenberg unterm 22 November 1816: Ompteda sei ermächtigt: sofort nach Rom zu gehen und dort die Beglaubigung und Instruktion des Prinz-Regenten für seine Ernennung zu erwarten. „Lassen Sie ihn wissen daß dieser Hownam weiter nichts ist als der uneheliche Sohn eines Salonkammerdieners der Prinzessin, daß er also gar nicht das Recht hat ihn zu fordern wenngleich er Midshipman gewesen ist."

Inzwischen erfuhr man in London daß Ompteda in Mannheim wieder auftauchen werde. Dieser fand dort ein offizielles Schreiben vom 24 Oktober 1816 mit seiner Ernennung und der Erlaubnis, in Mannheim zu bleiben oder sofort nach Italien zurückzukehren; daneben folgendes Privatschreiben des Ministers:

„Mein offizieller Brief von heute beweist Ihnen: daß ich Ihr Interesse, betreffend die Sendung nach Rom, nicht vernachlässigt habe; sie wird Ihnen als Dementi der Verläumdungen dienen, welche die Prinzessin sich ferner gegen Sie erlauben möchte. Sie haben also in dieser Hinsicht nichts für Ihren Ruf zu fürchten. Niemand wird dem Prinzen und der Regierung das Recht bestreiten: das Betragen

der Frau Prinzessin beobachten zu lassen, das zum Gespötte ganz Europas dient und ein öffentlicher Skandal geworden ist. Diesen darf man um so weniger gleichgültig behandeln als und seit die Prinzessin sich erlaubt: ein Kind öffentlich vorzuführen dessen mysteriöse Existenz eine ernste Gefahr für Hannover wäre, wegen unserer von England verschiedenen Successionsgesetze." (Er nahm an, daß in Hannover der Satz: pater est quem justae nuptiae demonstrant, ohne Zulassung irgendeines Gegenbeweises gelte.) „Welcher verständige Mensch könnte also eine Regierung tadeln, die unter diesen Umständen über das gewacht hat was vorgeht, und wie könnte man Ihnen vorwerfen: sich einer solchen Mission unterzogen zu haben. Sollten Sie diese etwa öffentlich bekannt geben um den Erfolg von vorn herein unmöglich zu machen? Das wäre doch zu absurd."

„Wäre das Betragen der Frau Prinzessin anders gewesen als die öffentliche Stimme es bezeichnet, so würden grade Ihre Berichte dazu gedient haben: die Prinzessin zu rechtfertigen. Es ist ihre Schuld wenn das Ergebnis dieser Erwartung und unseren Wünschen nicht entsprochen hat."

„Mr. Hownams Ausfall gegen Sie ist für Sie und uns Alle eine unerwünschte Sache. Bis dahin jedoch ist der Vorteil (avantage) ganz auf Ihrer Seite. Sie haben sich gegen ihn als Mann von Ehre erklärt und sehr richtig auf die Gefahr hingewiesen, der er die Dame die er vertritt, dadurch aussetzt. Mr. Hownams Stellung in dem Hause, in Gemeinschaft mit Postillonen und Sträflingen, ist allerdings sehr wenig passend für einen englischen Marineoffizier. Sie wird jedoch durch seine Herkunft erklärt. Er ist der uneheliche Sohn eines Bedienten von Lady Charlotte Finch" (Erzieherin des Prinz-Regenten in seiner frühesten Kindheit) „der dann Salonkammerdiener der Prinzessin war. Aber in der Marine hat er" (durch die der Prinzessin befreundet gewesenen Seeoffiziere) „den Grad eines Lieutenants; das giebt ihm einen Rang den seine Gebieterin selbst ihm in ihrem Hause verweigert."

„Uebrigens muß ich bekennen daß, nachdem Sie der österreichischen Regierung durch mich empfohlen waren, es mir doch, bei aller Dankbarkeit für deren Protektion, scheint: daß Graf Saurau

der Prinzessin gegenüber Ihr Verhalten nicht tadeln durfte, da er nicht in der Lage war, auch Ihren Gegner auszuweisen."...

„Sie bedauern das ungenügende Resultat Ihrer Bemühungen für den Zweck des Prinzen Regenten: die Scheidung zu erwirken. Die Bedenken gegen diesen Schritt sind vielmehr hier erhoben. Denn hier wird Alles Parteisache. Der Parteigeist verblendet, wie Sie wissen, auch die Klarsehendsten, und bis jetzt zieht man vor, stillschweigend einen Skandal zu dulden der den Glanz der Krone trübt, als eine Brandfackel der Zwietracht zu entzünden. — Die Wendung, die Sie Ihrer Angelegenheit gegeben haben ist vorzüglich gut erdacht, und ich vertraue für den Abschluß ganz auf Ihre Klugheit. Da Sie jedoch künftig weit größere Schwierigkeiten haben würden, so soll Herr Lindemann" (hannoverscher Konsularbeamter in Italien) „nach Ihren Anweisungen dort weiter forschen." M.

Dieser ernsten Rechtfertigung, die Münsters tüchtigem beständigem Karakter und wohlwollender vornehmer Denkungsart entsprach, hatte der Kabinetsrat Möller, Vorstand der hannoverschen Kanzlei in London, einige erfrischende Worte beigelegt:

„Laß uns recht bald hören, daß Du den 6 Dezember glücklich überstanden hast; melde uns unter allen Umständen: wie das infame Luder, nachdem Du ihn auf den ..... gesetzt hast, die Beine in die Höhe kehrt. Uebrigens, mein lieber Fritz, habe ich Dich immer für einen gescheuten Mann gehalten; was aber diese Angelegenheit anbetrifft so mache ich Dir mein Kompliment in bester Form."

Tettenborn war sofort bereit seinem Freunde zur Seite zu stehen, „auf der Grundlage: daß der Ehrenhandel mit Mr. Hownam rein persönlich sei, daß die Einmischung einer dritten Person namentlich einer Dame völlig unzulässig sei, und daß ich Zeit Ort und Bedingungen des Zweikampfs zu bestimmen habe.... Die Persönlichkeit des Generals Tettenborn, sein entschiedener Karakter und sein militärischer Ruf sind in ganz Europa genügend bekannt um, was auch von uns geschehen möge, vor ganz Europa zu rechtfertigen und meine persönliche Ehre vollständig zu decken.... Zudem hat er keinerlei Beziehungen zu Hannover."

So kam der 6 Dezember in's badische Land, nicht aber — Mr. Hownam. Ebenso wenig ein direktes Lebenszeichen von ihm. Am 8 Dezember erhielt Ompteda einen Brief Coudenhoves, der meldete: „Herr Caraletti habe ihm soeben einen Brief Hownams an Ompteda überbracht; er jedoch habe den Herren anheimgestellt, ihre Briefe nach Mannheim gefälligst selber zu besorgen. Das Schreiben sei alsdann einem nach Deutschland reisenden zuverlässigen Bekannten anvertraut." Dieser ist unbekannt geblieben, der Brief ist damals nicht eingetroffen. Erst nach Monaten gelangte eine Abschrift in Omptedas Hände; sie wird später mitgeteilt werden.

Caraletti scheint inzwischen das Bedürfnis empfunden zu haben: sich Coudenhove gegenüber in etwas günstigeres Licht zu stellen als bis dahin auf ihn, den Vertreter der Villa d'Este, gefallen war. Er hatte beiläufig bemerkt: „daß die beteiligten Personen inzwischen etwas Wasser in ihren Wein gethan hätten und daß ‚Madam Sarina' darauf bestehe: daß Hownams Auseinandersetzung mit mir — wenn sie überhaupt stattfinden solle! — in London vor sich gehe. Caraletti, der früher als Parteigänger der Prinzessin erschienen, habe um seine Sekundantenrolle zu rechtfertigen hinzugefügt: Mr. Hownam sei der einzige anständige Mensch im Hause der ‚Madam S.'; alles andere sei Canaille."... „Uebrigens," schloß Coudenhove, „spricht man kaum mehr von Ihrer Angelegenheit, weit weniger als ich dachte."

Zugleich scheute er sich nicht, dem Freunde nachträglich den Text zu lesen: „Die größte Unvorsichtigkeit welche geschehen ist besteht, glaube ich, darin daß Sie sich einem Mailänder" (Eleriquetti) „gar zu sehr anvertraut haben. — Für einen so einsichtsvollen klugen Mann, wie Sie sind mein Freund, bleibt mir der Verstand stehen, wie Sie nur glauben konnten von einem ausgefeimten Italiener, daß er Ihnen so dienen würde als wie Sie es wünschten. Ein für alle Mal machen Sie es sich zur Regel: der gemeinste Italiener hat mehr Verschmitztheit als wir. Für einen gewissen Gewinn seine Reputation opfern oder allenfalls einen Puckel voll Prügel in Camera caritatis (einstecken), das thut er ohne Anstand. Wo aber mehr zu riskiren steht, vornehmlich zugleich wenn es sich im entferntesten um

sein ich oder seine Freiheit handeln könnte, wenn eine Sache, die man ihm aufträgt, nicht reussirte, das läßt er bleiben. Gleich wendet er das Blatt um und sagt: wie sehr man sich in ihm und seinem edlen Charakter irrt. Er zwingt einen auf die letzt bongré malgré, ihn für einen Ehrenmann zu halten, was in der Regel sehr selten der Fall ist.... Indessen, Freund, haben Sie hierinnen einen Mord-Bock geschossen. C."

Ompteda erwartete seinen Gegner oder dessen Mitteilung bis zum 9 in Mannheim und bis zum 16 Dezember in Frankfurt a. M. Alsdann schrieb er ihm folgenden Scheidebrief:

„Mein Herr, ich habe Sie in Mannheim mit meinem Zeugen dem General von Tettenborn vom 6 bis zum 9 Dezember erwartet. Sie haben sich dort nicht eingestellt und mich auch seitdem ohne jede Nachricht gelassen. Ich finde mich nicht veranlaßt auf diese noch länger zu warten und reise ab."

So endete für jetzt dieser unerquickliche Handel, dessen herkömmlichem Austrage der Herausforderer wohl weniger aus Mangel an persönlichem Mute auswich als weil er lediglich ein willenloses Werkzeug in der Hand der Prinzessin war. Diese hatte, wie ein Brief aus der hannoverschen Gesandtschaft in Wien meldet, inzwischen den Einfall bekommen, mit ihrer blind lenkbaren Waffe zwei Gegner zugleich zu treffen: „Die Dame will das Duell nur in England, um mit der ganzen Sache noch mehr Lärm und Verlegenheit zu erregen. — Uebrigens geben sich jetzt der Fürst Metternich und die Leute um ihn das Ansehen: daß auf ihre ernstliche Vorstellung die Prinzeß von Wales von ihren Absichten abgestanden sei und die bekannte Sache völlig fallen lassen wird. Da selbige, wie schon gemeldet, diesen Winter in Rom zubringen werde so glaubt, wie natürlich," (der Gesandte) „Graf Hardenberg: daß Ihre Hinkunft nicht wohl geschehen könne, da ein Zusammentreffen verhindert werden müsse. Graf Hardenberg meint: daß es geraten sein möchte, wenn Sie sich zunächst in München über Ihre römischen Geschäfte zu unterrichten suchten, wo Sie die besten Aufschlüsse bekommen könnten: wie man erfolgreich mit dem päpstlichen Stuhl verhandeln müsse, und daß Sie dann Ihre Reise nach Rom mit einem Umwege über Wien machten."

Ein solches Ausweichen war jedoch nicht nach Münsters noch nach Omptedas Sinn. Sie fühlten sich durch die Prinzessin herausgefordert, verpflichtet den Handschuh aufzunehmen und der hohen Gegnerin offen in Rom gegenüber zu treten. Der von Hardenberg vorhergesehene Zusammenstoß, dessen bedrohliche Wahrscheinlichkeit von Ompteda nicht verkannt oder auch nur unterschätzt wurde, sollte dann auch nicht ausbleiben.

Am 19 Dezember traf der nach Rom ernannte Gesandte wieder in Hannover ein. Seine dortigen dienstlichen Vorbereitungen ließen alle Gerüchte über eine bisherige bedenkliche oder gar verfehlte Mission verstummen. Niemand, auch nicht der Statthalter Herzog von Cambridge erwähnte derselben gegen den Heimgekehrten. Er selbst jedoch war nicht ohne alle Bedenken wegen seiner bevorstehenden baldigen Rückkehr nach Italien; gegen Münster sprach er sich über die Schwierigkeiten, die ihn dort erwarten möchten, vertraulich aus:

„Der Haß und Rachedurst der Prinzessin von Wales wird alle denkbaren Mittel in Bewegung setzen um mir zu schaden, und mein diplomatischer Karakter kann mich nicht ausreichend gegen alle öffentlichen und geheimen Anschläge schützen, die ich von der Frau Prinzessin und ihrer Partei zu fürchten habe. ... Sie werden mich als erklärten persönlichen Feind verfolgen, der sich nun im Mittelpunkte Italiens festsetzt um ihnen zu trotzen und sie offen zu bekämpfen. Man wird mir Verdrießlichkeiten in der römischen Gesellschaft machen die fast ausschließlich aus Engländern besteht, und ich kann selbst die Furcht nicht verhehlen: bei längerem Aufenthalte ermordet zu werden. Ich versichere Sie, daß das kein Hirngespinst ist.“ ...

„Andrerseits würde ich mich öffentlich selbst verurteilen wenn ich auf den römischen Posten verzichtete, um so mehr als schon einige vorlaute deutsche Zeitungsschreiber die Nachricht bringen: ich sei zum hannoverschen ‚Kommissar‘ ernannt worden um, gemeinsam mit Herrn Leist, unsere Beziehungen zum heiligen Stuhle zu ordnen.“ Ompteda sah damals seine Sendung noch als eine bald vorübergehende an. „Mein Erscheinen in Italien als hannoverscher Gesandter ist nicht nur für mich persönlich eine unendliche Genugthuung und

daher fast notwendig; es wird auch der Frau Prinzessin von Wales und ihrer Partei absonderlich imponiren." ... Er schlägt daher abermals vor: ihn definitiv zum Minister in München zu ernennen, mit den besonderen zunächst zu erledigenden Aufträgen für Rom, „wo meine Stellung doch etwas in der Luft steht."...

In London jedoch legte man besonderen Wert darauf: Omptedas Stellung in Rom den definitiven Karakter zu verleihen und ihm dadurch die wohlverdiente persönliche Genugthuung völlig zu gewähren; hauptsächlich wohl auch um dadurch zu „imponiren".

So wurde denn die römische Gesandtschaft mit dem Beginn des Jahres 1817 in's Leben gerufen. Fritz Ompteda ging seinem neuen Schicksale mit heiterer Zuversicht entgegen. Er hatte nachgerade in der großen Welt unter anderem auch die Einsicht gewonnen: daß überall „mit Wasser gekocht wird" und daß es sich vor allem darum handelt: den Topf rechtzeitig an- und abzurücken damit er niemals überläuft.

Bevor er das Vaterland, voraussichtlich auf längere Zeit, verließ nahm er in Celle von seinem Bruder Karl Abschied. Beide, und die Schwester Wilhelmine Riedesel, verband eine treue zärtliche geschwisterliche Zuneigung. Der kühle Weltmann Fritz hatte stets für seine Geschwister ein starkes inniges Gefühl gehabt. Zwei Brüder waren den spanischen Feldzügen der Legion zum Opfer gefallen. Den sonst so jovialen Oberappellationsrat und Bürgergardekapitän fand er schmerzlich verändert. Er hatte im Jahre 1816 seine Gattin verloren. Fritz schreibt darüber an den Vetter Ludwig in Berlin: „Meinen Bruder habe ich durch den Druck eines nur zu langsam vorbereiteten Trauerereignisses sehr gebeugt gefunden. Sein Zustand bekümmert mich; doch muß man auch hierin der Zeit und ihren Einwirkungen vertrauen. Ich habe sehr zu einer Frühlingsreise geraten, welches Projekt Eingang findet, und dazu Paris als Universal-Medicin für kranke Gemüter in Vorschlag gebracht. Wenn das Arcan nicht eben stärkt so lindert es doch gar angenehm, wenigstens weiß ich kein lieblicheres Palliatif!"

Indessen die Kur kam nicht mehr zur Anwendung. Binnen wenigen Monaten folgte Karl, ohne eigentliche schwere Krankheit, seiner Gattin

nach. Der Bericht darüber erinnert mich an eine rührende Grabschrift, die ich einst im alten normannischen Chor von St. Bartholomew in London las:

„Sie starb zuerst — er sollte weiter leben;
„Versucht es — konnt es nicht; so liegt er nun daneben."

Fritz fühlte sich tief erschüttert; es überkam den langjährigen einsamen Wanderer das Gefühl innerer Vereinsamung. Dem verehrten Vetter Ludwig erschloß er sein trostbedürftiges Gemüt. Er schrieb ihm aus Rom, 18 Juni 1817: „Das Schicksal hat mir einen Kummer bereitet dessen Größe Dein mitfühlendes Herz Dir selbst bezeichnen wird und wozu mir die Worte fehlen. Denn die Zärtlichkeit womit mein Bruder die Seinigen liebte, war von einer Art daß mein Schmerz bei dem Gedanken, so viele innige Bruderliebe auf immer eingebüßt zu haben, keine Grenzen kennt, und meine Betrachtungen sich in Wehmut auflösen, wenn ich den in kurzen Zwischenräumen erlittenen Verlust einer ganzen zahlreichen Familie überschaue und ich allein bleibe, um so viele vortreffliche Menschen zu begraben und zu beweinen. So sind nun Vater Mutter und drei Brüder verschwunden. Viel bleibt mir zwar noch in einer unvergleichlichen Schwester erhalten, allein da sie durch Ehe zu einer anderen Familie herübergezogen ist, müßte ich die meinige als vernichtet betrachten, wenn Du teurer Freund und inniggeliebter Verwandter mir nicht bliebst, und Deine so oft erprobte Liebe mir nicht verstattete mit Zuversicht auf Dich zu bauen, als den Letzten der mir Verlassenem erhalten ist. Verstatte mir daher, auf die Fortdauer dieser Gefühle zu rechnen, . . . die so wie ich jetzt stehe, unschätzbar für mich sind. Auch Deiner vortrefflichen Frau, meiner innig geliebten Cousine, erneuere ich diese Bitte des Herzens und hoffe vertrauend auf deren Gewährung. Noch habe ich wenig Details über den Tod meines guten Karls; ich höre, ohne eigentliche Ueberraschung, daß die diesem Trauerfall gewidmete Teilnahme — namentlich in Celle — sich auf eine seltene Art ausgesprochen habe; was mein Herz erquickt, zugleich aber mir den Umfang des erlittenen Verlustes recht fühlbar macht. Es sind das Empfindungen, die aus eigenen traurigen Erfahrungen Dir in's Besondere recht bekannt sind, und am heutigen

Tage, wo ich Dir schreibe, sich ja vorzüglich in uns erneuern müssen; denn wie könnte ich einen Bruder beweinen ohne des Deinigen zu gedenken, des vortrefflichen Aeltesten der heute vor zwei Jahren uns entrissen wurde." (Der Oberst Christian Ompteda blieb bei Waterloo am 18 Juni 1815.)

Und als nun binnen weiteren zwei Jahren auch Fritz dem Bruder nachfolgte, da bezeugte ihm die Schwester: daß er ein weiches und edles Herz gehabt habe, das sich stets fest an das ihrige geschlossen. So sah der kalte spitzzüngige intrigante Weltmann nach Innen aus.

Sechster Abschnitt.

1817 bis 1820.

Gesandtschaft in Rom. — Tod. — Posthume Verläumdung und Rechtfertigung.

Das wiedererstandene Hannover hatte durch den zweiten pariser Frieden die katholischen seit 1803 säkularisirten Bistümer Hildesheim und Osnabrück nebst Teilen des Bistums Münster erworben. Es wurde erforderlich, über die kirchlichen Verhältnisse dieser drei Landesteile mit dem heiligen Stuhle eine Neuordnung zu vereinbaren. Allerdings saß jetzt, seit November 1816 zu Frankfurt a. M. der Bundestag. Von diesem krüppelhaften Organe der Nation ein Gesamtkonkordat für Deutschland zu erwarten, erschien hoffnungslos zumal der Artikel 7 der Bundesakte bestimmte: daß nur mit Stimmeneinheit Beschlüsse über Religionsangelegenheiten gefaßt werden könnten. So mußten die einzelnen Staaten selbständig vorgehen, nicht anders als zur Zeit der Regensburger Reichsregierung. Der Gedanke: der Kurie gegenüber wiederum ein Corpus Evangelicorum zu bilden, fand in Berlin keinen Anklang. Es blieb nichts anderes übrig als Einzelverhandlung zwischen jedem deutschen Staate und Rom. Mit dieser heiklen Aufgabe war Fritz Ompteda beauftragt. Ihm wurde als Legationsrat der exwestphälische Staatsrat Leist beigegeben, der vormals in Göttingen auch über Kirchenrecht gelesen hatte. In den hannoverschen Dienst wiederum — wenn auch nicht gerade „zu Gnaden" — aufgenommen, hatte Leist einstweilen ein bescheidenes Unterkommen als Klosteramtmann in Ilfeld am Harze gefunden. Nun sollte er sein Licht als protestantischer Kanonist vor dem heiligen Stuhle leuchten lassen. Ompteda schreibt über ihn an Münster: „Herr Leist packt bereits seine Koffer; darin ein Vorrat von Büchern deren seine Gelehrsamkeit kaum bedürfen wird. Er scheint ganz gewaltig beschlagen in den Fragen, die man mit dem heiligen Stuhle

zu regeln beabsichtigt.... Ich selbst werde alles thun, was in meinen Kräften steht um mich der Gnade meines erhabenen Gebieters würdig zu machen. Ihre Güte läßt mich auf die Nachsicht hoffen, die ich wegen der Mittelmäßigkeit meiner Fähigkeiten erbitten muß." ... In einem besonderen ostensibelen Privatschreiben hatte Münster, neben der offiziellen Beglaubigung, den neuen Gesandten dem Kardinalstaatssekretär Consalvi besonders empfohlen. Der Brief, vom 1 Januar 1817, lautet:

„Das Vertrauen, das Euer Eminenz mir stets einflößten, hat mich veranlaßt Seine Königliche Hoheit den Prinzen Regenten um die Ermächtigung zu bitten, zu Ihnen vertraulich über eine Angelegenheit sprechen zu dürfen, die unseren Gesandten Baron Ompteda persönlich betrifft. Sein Aufenthalt in Mailand hat bei der Frau Prinzessin von Wales den Verdacht erweckt, daß er beauftragt sein könnte: Berichte über ihre Aufführung zu erstatten. Diese Unterstellung hat einen gewissen Marinelieutenant Hownam veranlaßt, sich als Verfechter der hohen Dame vorzudrängen und Herrn von Ompteda zum Duell herauszufordern. Die Prinzessin teilte diesen Handel dem Grafen Saurau mit. Baron Ompteda hatte darum den Kampfplatz in Mannheim bestimmt. Mr. Hownam, anstatt sich dort einzustellen, wollte England als Ort des Stelldicheins wählen. Die hannoversche Regierung kann unmöglich erlauben: daß diese Sache, in die Mr. Hownam sich sehr unpassender Weise eingemischt hat, noch weiter gehe, besonders nachdem Baron Ompteda jetzt mit einem öffentlichen Karakter bekleidet ist. Ich habe ihm daher den Befehl zugehen lassen: in dem Falle daß Mr. Hownam seinen Angriff erneuere, ihn der Ortsbehörde anzuzeigen und seine Ausweisung zu fordern."

„Die Umgebung der Frau Prinzessin ist unglücklicherweise derartig zusammengesetzt, daß Baron Ompteda Grund hat, für seine persönliche Sicherheit besorgt zu sein. Ich muß daher Euer Eminenz bitten, die dortige Polizei im Geheimen anweisen zu wollen daß sie über seine Sicherheit wache falls die Frau Prinzessin ihren Aufenthalt für den nächsten Winter in Rom nehmen wird. Ich habe die Ehre u. s. w." (gez.) Graf Münster.

Ompteda bescheinigte den Empfang mit den Worten: „Ich werde

davon nur im Falle der Not Gebrauch machen um mich gegen gewisse Verfolgung und Bosheit zu verteidigen."

Unterm 11 Januar 1817 gab der Minister dem abreisenden Gesandten noch folgende persönliche Instruktion mit auf den Weg:

„Sie haben vor dem Gerichtshofe der Ehre Alles und sogar noch mehr gethan als man von Ihnen billigerweise erwarten konnte. Selbst wenn Sie in dem Falle gewesen wären, Ihrer Regierung Berichte über die Aufführung der Frau Prinzessin zu erstatten die nur zu sehr die Aufmerksamkeit ganz Europas auf sich gezogen hat, so hätte Mr. Hownam nicht die mindeste Berechtigung, Sie darüber zur Rechenschaft zu ziehen. Jetzt würde die Regierung sich verantwortlich machen wenn sie diesen Handel scheinbar ignorirte. Der öffentliche Karakter den Sie jetzt am römischen Hofe entfalten werden, macht es erforderlich: Ihnen zu verbieten, Ihrer persönlichen Angelegenheit weitere Folge zu geben selbst wenn Ihr Gegner wieder mit Ihnen anbinden wollte. Ich bin daher beauftragt: Ihnen zu befehlen ihn, falls dieser Fall eintrete den öffentlichen Behörden anzuzeigen und im Namen unserer Regierung den entsprechenden Schutz gegen derartige Angriffe zu fordern." M.

Nachschrift. „Um Sie gegen die offenen oder heimlichen Angriffe zu schützen die Sie fürchten, ermächtigt Sie der Prinz Regent: Rom zu verlassen sobald Ihre persönliche Sicherheit gefährdet ist, und Herrn Leist als Geschäftsträger vorzustellen." M.

An den Vetter Ompteda in Berlin schrieb Fritz gleichzeitig: „Jetzt nachdem Du ehrlich dazu mitgewirkt, hast Du mich als Collegen am Halse und auch als solcher wünsche ich recht herzlich, Dir stets und gut empfohlen zu sein.... Hardenberg in Wien, der jetzt mein großer Patron ist (!!), verlangt dringend daß ich über Wien reise, was auch im Ministerium beliebt zu sein scheint."...

Seine Eindrücke im wiederhergestellten Hannover dem er fast sieben Jahre lang fremd gewesen war, giebt er dem Vetter, mit dem er dort bis 1802 in den intimsten Beziehungen und in denselben gesellschaftlichen althannoverschen Kreisen gelebt hatte, mehr resignirt als enthusiastisch: „Seit beinahe vier Wochen bin ich hier, in einer für mich ziemlich neuen Welt; vielleicht neu für Jeden; denn nach dem alten

Hannover scheint vergebliche Nachfrage. Ob, wenn das neue wird alt geworden sein es auch gut sein wird, wird die Zukunft lehren; ungleich ungewisser dünkt mir, daß wir es erleben werden.... Daß Leist und Kestner mich begleiten, ersterer als Legationsrat letzterer als Legationssekretär wirst Du wissen.... An Linsingen" (Legationssekretär in Berlin) „sage — ich bitte — recht viel Schönes und Herzliches von mir. Ich höre mit Vergnügen daß Du ihm verdiente Gerechtigkeit widerfahren lässest.... Freilich singet er nicht, wie Herr Kestner!!" Dieser singende Legationssekretär war der vierte Sohn von Charlotte Buff, „Werthers Lotte". Geboren 1777, hatte sich August Kestner schon früh mit bildender Kunst Poesie und Musik beschäftigt. Nach zurückgelegten Studien war er in den Staatsdienst getreten. Die Jahre 1808 und 1809 hatte er größtenteils in Rom zugebracht. Als 1813 die alte Regierung in Hannover wieder auflebte war er in seine frühere Stellung als Geheimer Kanzleisekretär zurückgekehrt. Seine Tüchtigkeit Sprachkunde und Kenntnis Roms berief ihn mit Recht in die dortige Thätigkeit. Die Weltstadt die ihn unwiderstehlich zu sich zurückzog, fesselte ihn dann lebenslang. Ein späteres Geschlecht hat ihn dort als hochgebildeten gastfreien und liebenswürdigen alten Herrn und Kunstbeförderer gekannt. Er starb erst 1853.*)

---

*) Ein warm anerkennendes Lebensbild dieses Mannes ist von Dr. Otto Mejer in Heft 28 der „Deutschen Bücherei" (Breslau bei Schottländer) veröffentlicht. In diesem und in dem gelehrten und belehrenden Werke desselben Verfassers „Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage" (3 Bände 1872) ist auch Fritz Ompteda mit einigen und zwar höchst ungünstigen kritischen Strichen gezeichnet, ich darf sagen: verzeichnet; denn beide Schriften zeigen sich über dessen, wie über die sonstigen persönlichen verwandtschaftlichen und geselligen Beziehungen und Verhältnisse in Hannover zu jener Zeit doch allzu ungenau unterrichtet, so hoch auch der Wert des Buches „Zur Geschichte u. s. w." nach seinem aktenmäßigen Inhalte und in der Beherrschung des kirchengeschichtlichen Stoffes steht. Es möge gestattet sein: diese Kritik jener Kritik durch einige Anführungen aus letzterer und Bemerkungen darüber zu begründen; diese werden allerdings etwas weniger kurz ausfallen, da es weit einfacher ist: apodiktisch zu verurteilen, als den zu Unrecht Verurteilten wieder zu rechtfertigen.

1. („Zur Geschichte, u. s. w." Zweiter Teil, Seite 131.) „Der Gesandte, Kammerherr Friedrich von Ompteda, ein Brudersohn des durch seine Literatur des Völkerrechtes bekannten ehemaligen Comitialgesandten, war in der althannoverschen Armee Soldat gewesen, nach deren Auflösung nicht, wie Andere thaten, in die englische Legion getreten, sondern in Hannover geblieben ...."

Die Bearbeitung der Instruktion lag in der Hand des Kabinets-

Diese, als Vorwurf zugespitzte, der ungünstigen Beleuchtung allerdings höchst dienfame Angabe, für deren Begründung sich der Verfasser noch nicht einmal über Fritz Omptedas väterliche Abstammung in's Klare gesetzt hat, ist in autoritativem Tone als historische Thatsache hingestellt. Der sichere Ausspruch erscheint doppelt bedenklich, wenn man dabei an dem notorischen Bildungsgange, Berufe und Lebenslaufe des Verurteilten in einem fast komisch anmutenden Abstande vorbeischießt. Eine entschuldbare Verwechselung der Personen ist ausgeschlossen, denn ein „Bruderssohn — Soldat" hat niemals existirt; ebensowenig ist eines der damaligen vier militärischen Mitglieder der Familie damals zu Hause geblieben. Alle sind in die Legion getreten, keines ist aus deren Feldzügen heimgekehrt.

2. Alsdann wird das Buch: „Neue vaterländische Literatur" als eine Leistung bezeichnet „die um so anerkennenswerter ist, als Ompteda gesteht gelehrte Bildung nicht zu besitzen." Das heißt doch „gelobt mit Erbarmen".

Nun nennt allerdings Fritz Ompteda in der Vorrede sein Werk: „diese geringen, mit ungeübten Händen zusammengeschafften Beyträge"; er spricht dort weiter von den „Schwierigkeiten, die zu besiegen sind um Vollständigkeit in allen Teilen einer solchen Sammlung hervorzubringen, welche (Vollständigkeit) der Verfasser nur dann hoffen dürfte einigermaßen erreicht zu haben wenn der beste Wille hiezu genügte, und wenn wissenschaftliche Erfahrungen durch das mühsame Streben nach deren Erwerbung stets ersetzt werden könnten". Diese Bescheidenheit eines humanistisch und akademisch gebildeten Weltmanns, der sein Erstlingswerk vorlegt, ein Buch von dem der Fortführer Schlüter sagt, „daß die große Brauchbarkeit dieses trefflichen litterarischen Leitfadens die allgemeine Aufmerksamkeit der vaterländischen gelehrten Geschäftsmänner auf sich gezogen", dürfte ihm doch wohl kaum als ernstliches Selbstbekenntnis des Mangels an „gelehrter Bildung" vorzuhalten sein. Für einen Autor ist Bescheidenheit noch nicht ein Zeichen der Unfähigkeit. Im Gegenteil: sie geziemt uns armen Dilettanten mit unserm Bischen oberflächlich zusammenfassender Weltkenntnis und Lebenspraxis, gegenüber den in die Tiefe gründenden Fachgelehrten. Dagegen wäre allerdings jenes absprechende Urteil wohlberechtigt, wenn z. B. ein Professor in seiner Vorrede erklärte: daß er den Stoff seines gelehrten Buches und seiner apodiktischen Aburteilungen nicht vollständig beherrsche.

3. („Der römische Kestner", S. 20.) „Zum Amte des Gesandten waren der frühere Diplomat zu Berlin und Regensburg . . . Reden, der während der französischen Zeit in Süddeutschland lebend, einer der Vertrauensmänner der Londoner Regierung gewesen war, und ein früherer hannoverscher Offizier von Ompteda, auf der Wahl . . . . der in Westphalen gedient hatte. Er hatte daher etwas gut zu machen." Dieser abermals ungünstig zugespitzte Gegensatz zwischen den beiden Kandidaten entbehrt abermals, was Reden betrifft, der thatsächlichen Unterlage ausreichender Personenkunde. Es ist hier nicht der Ort sich mit Reden, einem hochehrenwerten Manne eingehend zu beschäftigen; es kann daher nur versichert werden: daß er während der französischen Zeit nicht zu den „Vertrauensmännern" gehört hatte. Er lebte, seinen Privatstudien nachhangend, bis 1810 in Regensburg weiter, dann ebenso in Aschaffenburg. — Die thätigen

rats Rehberg*), eines geistvollen und derzeit hervorragenden Mannes,

Vertrauensmänner waren ausschließlich: die früheren Gesandten: Hardenberg in Wien und Ludwig Ompteda in Berlin. Reden, ein schätzenswerter Reichsgelehrter entbehrte dafür, wie jetzt für das römische Geschäft, eine Reihe der wesentlichsten Eigenschaften; ein Mangel der in London längst schon vom Rastadter Kongreß her notorisch war. Wir wollen darüber den Ritter Heinrich von Lang hören, in seinen Erinnerungen an diese Versammlung:

„Der hannoversche Gesandte, Herr von Reden, hätte mit den langen Worten seiner Abstimmungen eine Brücke bis nach England schlagen können. Da hieß es immer: Reichsfriedenspacificationsverhandlungstractat; die allerhöchsten reichsoberhäuptlichen Vorschritte, als wenn das Oberhaupt auf dem Kopfe gegangen wäre, und dann wieder mit ebenso lächerlicher Zusammenziehung: der hochwürdigsten respektiven Erz= und Domstifter Salz= Würz= Augs= und Regensburg höchst beklagenswerthe, bedauerliche, lamentabele und jammervollen Erleidenheiten." Als Reden, der inzwischen auf den Nebenposten in Stuttgart und Karlsruhe untergebracht gewesen war, durch Fritz Omptedas unzeitigen Tod dennoch nach Rom gelangte, bewährte er auch dort alle jene Mängel. Das Werk: „Zur Geschichte der römisch=deutschen Frage", Theil III, S. 62—87 legt darüber umständliches klassisches Zeugnis ab.

4. („Der römische Kestner" S. 20.) „Ompteda . . . konnte nicht ablehnen, einen höchstpersönlichen geheimen Auftrag mit zu übernehmen der sich auf die Gemahlin des Prinz=Regenten bezog . . . . ." Die bei gegenwärtiger Arbeit zu Grunde gelegten Akten des hannoverschen Staatsarchivs hätten den Herrn Verfasser belehren können: daß dieser geheime Auftrag im Januar 1817 bereits erledigt war und daß eben die Bewährung dabei Ompteda für die heikle römische Aufgabe ganz besonders empfohlen hatte.

5. Daselbst: „Sein Auftrag den Reden abgelehnt haben würde." Dieselben Akten und eine Reihe bekannter Druckwerke konnten diesem ferneren Irrtum vorbeugen, denn sie enthalten bittere Beschwerden der Prinzessin über Redens Verhalten in Stuttgart Karlsruhe und Rom, ihr gegenüber. Er habe sie in Karlsruhe im Hotel auf die zudringlichste Weise ausspioniren lassen; er habe in Rom ihr den Titel „Majestät und Königin" verweigert und sie Karoline von Braunschweig geheißen; er sei „a most impertinent and insolent diplomatist. The Cardinal Consalvi believes all that that wicked man tells him." Eine noch glänzendere Anerkennung seiner Pflichterfüllung in dieser Beziehung werden ihm die beschimpfenden Phrasen ausstellen, mit denen Mr Brougham ihn wie Fritz Ompteda später im englischen Parlamente beehrte.

Diese für Fritz Ompteda ungünstigen Irrtümer sind um so überraschender, als dessen Korrespondenz mit seinem Vetter Ludwig dem Verfasser bereitwillig von der Familie zur Benutzung vorgelegt ward. („Zur Geschichte" II; Anm. 2.) Zuverlässige Auskunft über die persönlichen Verhältnisse wäre von ebendaher leicht zu beziehen gewesen: die wirklich benutzten Quellen dürften ältere Geschichtswerke gewesen sein, die ebenfalls diese Ereignisse prüfungs= daher: urteilslos den parteiischen englischen Zeitungen und Zeitschriften nachgeschrieben haben.

*) Auch hiebei tritt wieder die seltsame Eingenommenheit des Werkes „Zur Geschichte u. s. w." gegen Fritz Ompteda in Wirksamkeit. Während wohl kaum

der sich nach Kant und Johann Justus Möser gebildet hatte, dem jedoch das Wesen der katholischen Kirche fremd war. Diesem Mangel entsprechend fiel auch die erste Instruktion aus und der römische Gesandte wurde von vorn herein auf eine unhaltbare Grundlage gestellt, deren Umbau ihm dann selbst zur Last fiel und erst später mit vielen Schwierigkeiten gelang.

Am 29 Januar 1817 verließ Fritz Ompteda Hannover und ging über Mannheim wo er seinen Freund Tettenborn, Stuttgart wo er den unterlegenen Gegenkandidaten Reden besuchte, und München sehr langsam nach Wien; dort traf er erst am 28 Februar ein. Ueberall hatte er bei maßgebenden bereits erfahrenen Personen Studien über die Stellung der verschiedenen deutschen Regierungen zum heiligen Stuhle gemacht, die nutzbringender für sein Geschäft werden sollten als Leists tiefe Kenntnis des Tridentinischen Konzils. In Wien blieb er bis zum 1 April; nach dem Tagebuche, das mit dem Jahre 1817 wieder anhebt, war er fast täglicher Gast im Hause des Fürsten Metternich der wohl fühlte daß er, von Mailand her, etwas gut zu machen hatte; ebenso in lebhaftem Verkehr mit den ehemaligen Gegnern des Rheinbündler Diplomaten: mit seinem jetzigen Kollegen Hardenberg und mit Gentz; nicht weniger mit Lord Charles Stewart. Der früher erwähnte Grund, Rom während des Winters 1816/17 nicht zu meiden, war weggefallen da die Prinzessin von Wales während dieses Winters eine Reise nach Karlsruhe und Wien unternahm. Ueber ihr Auftreten in Karlsruhe lautet des Gesandten Reden Mitteilung an Fritz Ompteda, vom 1 Juli 1817:

„Der badische Hof hatte den Oberzeremonienmeister Baron Edels-

ein Leser in dem Ausschnitt aus dem oben mitgeteilten Briefe Omptedas an seinen Berliner Vetter (vom Januar 1817) anderes als Betrachtungen eines alternden Lebemannes, im Jahre 1817, über das vergangene Althannover seiner fröhlichen Jugend, vor 1803, gefunden haben wird, finden wir in jenem Werke die ziemlich unverständliche Vermutung: „Es war wohl Rehbergs Stellung, die diesen dubitirenden Ton dem althannoverschen Edelmanne eingab.“ (??) Es war wohl — meine ich — zu dieser Zeit Fritz Ompteda herzlich gleichgültig: welcher Geheime Cabinetsrat seine Instruktion zusammenschrieb und was darin stand; er verließ sich entschieden mehr auf seine Kenntnis Roms und der Welt als auf die damalige hannoversche Geheimrats-Weisheit, die dann auch baldigst kläglichstes Fiasko machte; — mag das nun für ihn als Lob oder als Tadel erscheinen.

heim, den zeremoniellsten und zierlichsten aller Sterblichen, ausgewählt um die Frau Prinzessin an der Grenze zu begrüßen. Dieser, in großer Hofuniform, Ordensband über dem Rock, mit allen seinen Dekorationen geschmückt, aber — um das Reisekostüm zu markiren — in langen, mit Seide gestickten Beinkleidern und in goldgestickten Maroquinstiefelchen, trifft den berühmten Reisezug bei Durlach. Man hält den Zug an, der Baron schwingt sich aus seinem Wagen und nähert sich dem Schlage der ersten Kutsche um eine Ansprache an die Prinzessin zu reden. Keine Prinzessin, keine Antwort. Ein Zeichen mit einer Hand weist auf den Bock hin. Alsbald erhebt sich seine Ansprache zum Bocke hinauf wo die Prinzessin gleichsam in der Luft schwebt, in einem Husarenkostüme: sehr schmutzige Männerstiefel und seidene Bleinkleider, scharlachrote Jacke mit Goldtressen besetzt und mit Pelz gefüttert; das alles überragt von einem Tschako der mit Pelz verbrämt war. So zog die Prinzessin in die Stadt ein."

„Bei Hof erschien sie stets begleitet von ihren vier Kavalieren. Der erste sogenannte Kammerherr, Ritter sämtlicher Orden, betitelt: der Baron (ehemals Stallknecht bei Mürat), und seine Schwester die Frau Gräfin, stammen aus der Klasse der Mailänder Fischweiber und sprechen einen selbst für Italiener unverständlichen Dialekt. Wenn Ihre Königliche Hoheit erscheint so marschiren die vier Kavaliere im Deployir-Schritt hinter ihr auf. Dann verteilen sie sich in die verschiedenen Gemächer, gleichsam als Wachen. Einer jedoch bleibt stets in ihrer Nähe. Der Baron führt einen Säbel der mit den Bildern der Familie Mürat verziert ist. Er zeigt ihn aller Welt und erzählt dabei: daß ein großer Diamant oben darauf gesessen, den die ‚Briganten' (die Soldaten des Königs Ferdinand von Neapel) gestohlen hätten."

„In der Fasanerie trug die Prinzessin ein türkisches Kleid und saß rittlings zu Pferde; ein großes gesticktes Tuch, in das sie sich gewickelt hatte, verhüllte etwas diesen männlichen Anzug, gab ihr aber das Aussehen des Paukenschlägers vor einem Kürassierregimente. Am Sonntage war großes Diner bei Hofe, Montags abermals Diner und Souper. Dann tanzte die Prinzessin, nach dem Klavier, mit dem Baron Edelsheim die Mazurka und den Montferino, darauf mit der Großherzogin und ihren Hofdamen eine Française." ...

Wir begleiten von jetzt an Fritz Omptedas Schritte und Erlebnisse an der Hand der offiziellen Gesandtschaftsberichte und der persönlichen vertraulichen Briefe an und von Münster. Aus beiden sollen die verschiedenen erzählenswerten Ereignisse, die seine Thätigkeit beanspruchten oder ihn persönlich in Mitleidenschaft zogen, gruppenweise zusammengefaßt werden.

Der Prinzessin von Wales hatte Omptedas Ernennung allerdings „imponirt", jedoch nur mit der übeln Wirkung: sie zum leidenschaftlichsten Kampfe wider ihn aufzustacheln. Mit der Hartnäckigkeit eines zeitweise krankhaft ausbrechenden Verfolgungswahns betrachtete sie den neuen hannoverschen Gesandten des Prinzen Regenten als ihren persönlichen Feind. Als solchem wollte sie ihm den Aufenthalt und die öffentliche Stellung in Italien unmöglich machen. Zunächst trat Mr. Hownam wieder auf die Mensur. Dem jungen kräftigen Raufbolde mochte wohl der, mehr als vierzigjährige schwer an Podagra leidende Zivilist, der nun wieder geographisch näher gerückt war, eine sichere Zielscheibe dünken. Fritz Ompteda erhielt von ihm in Wien einen Brief aus München, 11 März 1817:

„Mein Herr.

Die plötzlich abbrechende Weise Ihres letzten Briefes aus Mannheim, in welchem Sie erklären: daß Sie dort von mir keinerlei Brief erhalten haben, verhinderte mich bis jetzt, Ihnen Abschrift desjenigen zu schicken den ich an Sie, in Antwort Ihres Schreibens vom 6 November v. J. gerichtet habe und die ich Ihnen nun sende.

Ich füge keine weiteren Bemerkungen hinzu, außer daß es die Absicht Ihrer Königlichen Hoheit ist nächstens Rom zu besuchen wo wir uns behuf endlicher Entscheidung der zwischen uns schwebenden Angelegenheit treffen werden.

J. Robert Hownam."

Die ziemlich verworren und weitschweifig stilisirte Anlage lautet im Auszuge des wesentlichen Inhalts etwa so:

„Villa d'Este, 10 November 1816.

Mein Herr.

Ihr Brief vom 6 dieses Monats meldet mir: daß Sie gezwungen sind, Mailand zu verlassen. Obgleich ich, nach dem Lichte in dem Sie bei mir stehen, es unter meiner Würde halten sollte auf den übrigen Inhalt zu antworten, so will ich mich dennoch dazu herablassen (deign), und obgleich ich meine Stellung nicht durch einen Zweikampf mit Baron Ompteda zu befestigen brauche, so will ich dennoch jetzt, entgegen meiner bisherigen Absicht, meine Verpflichtung (?) erfüllen.

Die Ideen: daß Sie zweimal den Kampfplatz geändert haben und daß Sie verlangen: ich solle einen Engländer als Sekundanten haben; daß Sie sich fünf Wochen zur Ordnung Ihrer Angelegenheiten nehmen, und daß Sie sich auf die Gesetze der Ehre berufen, sind gleich lächerlich, da Sie dieselben verwirkt haben indem Sie einen Diener der Prinzessin von Wales als Spion in Ihrem Solde hielten.

Ihre Drohung: ‚Schande dem, der nicht erscheint!' giebt mir jeden Grund: mich in dem Lande das Sie auswählten, nicht für sicher zu halten wenn ich nicht einen Engländer neben mir habe, und dessen Sprache ich nicht kenne. Ich habe nun von der Prinzeß sechs Monat Urlaub erhalten um nach England zu gehen, dasjenige Land dessen Unterthanen wir beide sind, und wo wahre Ehre stets ihre Belohnung findet und wo auch Gerechtigkeit für den Verbrecher waltet, mag er nun ein Mörder oder ein Spion sein.... Das können Sie nicht verweigern und ich fordere von Ihnen: daß Sie mir die Zeit mitteilen, wann Sie dort sein werden.

Das Resultat auf meiner Seite, was es auch sei, kann mich nur rechtfertigen in den Augen meines Souverains, seines Nachfolgers und meines Landes.

Ich wünsche nicht: mit diesem stolzen Augenblick gegenüber der erhabenen Person zu prahlen die Sie so schändlich beleidigt haben, — — und ich denke, es ist unnötig zu sagen daß die Einmischung Ihrer

Königlichen Hoheit beim hiesigen Gouverneur nicht durch mich veranlaßt war, und Sie können sich für das Kommende auf meine Ehre verlassen die zu bezweifeln Sie keine Ursache haben.

J. R. Hownam."

Diese seltsamen Schriftstücke, wodurch die Villa d'Este wohl hoffte den Gegner zum Stehen zu bringen, hatte Fritz Ompteda den ihm erteilten Instruktionen und der gesunden Vernunft gemäß beantwortet und zugleich warnend auf den, ihm zur Seite stehenden völkerrechtlichen Schutz hingewiesen. Nun brach der volle tobende Rachezorn der hohen Dame über ihn herein, in Hownams letzter, vielleicht nicht ganz selbständiger, schriftstellerischer Leistung:

„Mailand, 29 April 1817.

Mein Herr.

Daß Sie ein ebenso großer Feigling als Schuft sind, und daß Sie nur zu glücklich sind sich des Vorteils zu bedienen: daß ich in (weiterer Verfolgung) der Angelegenheit behindert bin, das bezweifele ich nicht. Daß Sie einsehen: daß Sie nichts ‚avec un homme de mon espèce' zu schaffen haben, ist für mich ein Kompliment und eine Bezeugung Ihrer Meinung von sich selbst.

J. R. Hownam."

Metternich überreichte dem Reisenden, als Gastgeschenk, eine gegen ihn italienisch geschriebene, französisch erschienene Schmähschrift, verfaßt vom Advokaten Marocco in Mailand. Diese stellte alle früheren, uns bereits bekannten Behauptungen und Beschuldigungen nochmals zu einem Schlage zusammen, der vernichtend treffen sollte. Der Titel lautete: „Journal eines englischen Reisenden, oder Memoiren und Anekdoten, betreffend J. K. H. Caroline von Braunschweig, Prinzessin von Wales, von 1814 bis 1816. Lugano bei Franz Veladini & Co. 1817."*)

*) Bald darauf erschien die Schrift in deutscher Uebersetzung in Aarau; Omptedas „Noten" waren unparteiisch daneben gedruckt.

Damit war der offene Krieg erklärt. Ompteda befand sich dabei in der strengen Defensive, also im Nachteil. Er konnte nicht angriffsweise antworten indem er das wahre Verhältnis und die Ergebnisse seiner Sendung von 1811—16 der Oeffentlichkeit in zusammenhangender Darstellung vorlegte. Münster drängte: „Ich wiederhole: man wünscht, eine Rechtfertigung von Ihrer Seite erscheinen zu sehen. Sie haben zu viel Geist um sie nicht gut zu machen, und zu genaue Kenntnis des Schicklichen um dieses nicht zu beobachten. — — Die Prinzeß hat das Publikum an so starke Sachen gewöhnt, daß Sie sich der Delicatesse enthalten können, die sie ja selbst unmöglich gemacht hat.“ Ompteda behalf sich nun damit: in einzelnen begleitenden „Noten“ zu dem Machwerke dasselbe, der Seitenzahl folgend, Punkt für Punkt zu widerlegen. Münster hatte gegen die Drucklegung Bedenken, ebenso wenig konnte man Marocco persönlich als Verläumder gerichtlich belangen. So wurde eine Erwiderung zu der Schmähschrift in Gestalt von 30 einzelnen Bemerkungen in möglichst zahlreichen Abschriften verteilt und versandt. Jede einzelne Bemerkung hatte den Eingang: „Es ist wahr: daß... Es ist nicht wahr: daß . . .“ Scheinbar sind es Verneinungen der jenseitigen Behauptungen, untermischt mit Zugeständnissen. Letztere jedoch wirkten, in ruhiger Form, weit zerschmetternder als die scheinbaren Ableugnungen. Einige der schärfsten Spitzen des schwer Gereizten mögen hier folgen:

Zu Seite 23. Es ist wahr: daß mit Ausnahme von Mr. Hownam, dessen Abkunft man besser verschweigt und der, ehe er in das Haus der Frau Prinzessin eintrat, vorübergehend in der englischen Marine angestellt war, Hof und Dienerschaft der Prinzessin von Wales ausschließlich aus Italienern zusammengesetzt ist, meistens aus der Familie Pergami von Crema, von welcher diejenigen Glieder die nicht mehr Livree tragen, sich den Barons-Titel und Dekorationen von Fantasie-Orden zugelegt haben.

Zu Seite 24. Es ist wahr: daß Herr Ludwig Pergami heute Präfekt des Palais d'Este ist nachdem er durch die Grade eines Perrückenmachers und Kammerdieners heraufgestiegen war.

Zu Seite 25. Es ist wahr: daß der Malteser-Großmeister in Sizilien, auf Grund falscher von einer erlauchten Person aus-

gestellter Atteste, dem Bartolomeo Pergami das Malteserkreuz verliehen, und daß das lombardische Priorat die Eintragung des neuen Ritters in seine Liste abgeschlagen hat. (Bald darauf verbot ihm die österreichische Regierung den Orden überhaupt zu tragen.)

Zu Seite 26. Es ist wahr: daß derselbe Pergami gute Führungszeugnisse vom General Pino hat, bei dem er bis dahin Bedienter war.

Zu Seite 33. Es ist wahr: daß der Botschafter Lord Charles Stewart in Italien mit dem Kammerherrn Baron Ompteda zusammengetroffen ist der, da er nicht Zeuge eines öffentlichen Skandals sein wollte, sich mit der Frau Prinzessin überworfen hatte weil er verweigerte: sie auf ihrer Reise in Griechenland zu begleiten, und weil er verlangte: daß dem Bartolomeo Pergami der hannoversche Kammerschlüssel wieder abgenommen werde den zu tragen er sich erdreistete.

Zu Seite 33. Es ist wahr: daß der allgemeine Tadel des Betragens der Frau Prinzessin von Wales in fremden Ländern, das die Aufmerksamkeit selbst der Leute aus dem Volke erregt und die Frau Prinzessin von Wales öffentlichen Insulten ausgesetzt hatte, ganz besonders die Aufmerksamkeit des britischen Botschafters — der reisenden Engländer, — des Barons Ompteda und im allgemeinen aller derjenigen Personen erregen mußte, denen die Ehre ihres Landes und des Thrones am Herzen liegt.

Zu Seite 34. Es ist wahr: daß die Frau Prinzessin seit einiger Zeit sich verfolgt glaubt; man weiß nicht: ob von einer Kabale oder von einem beunruhigten Gewissen?

Zu Seite 35. Es ist wahr: daß sie, um die Unterstellung einer gegen die Unschuld ihrer Aufführung gerichteten Kabale zu stützen, einen ihrer Dienstboten Erklärungen ohne irgend einen vernünftigen Beweis hat geben lassen.

Zu Seite 37. Es ist nicht wahr: daß der Gouverneur Graf Saurau aus einem derartigen Vorgange Anlaß genommen habe, den Baron von Ompteda aus den Staaten S. M. des Kaisers zu entfernen. Dessen Regierung hätte ohne Zweifel von einer derartigen Maßregel in Betreff eines Kammerherrn Seiner Britannischen Maje-

stät, der damals schon zum hannoverschen Gesandten beim heiligen Stuhl bestimmt war, Kenntnis genommen.

Zu Seite 37. Es ist wahr: daß Mr. Hownam den Baron Ompteda zum Zweikampfe herausgefordert hat; daß dieser, begleitet von seinem Zeugen dem General von Tettenborn, jenen zehn Tage lang am bestimmten Platze erwartet hat wenngleich Mr. Hownam, hinreichend erniedrigt durch seine Existenz unter den Befehlen des Bartolomeo Pergami, diese Herablassung kaum beanspruchen konnte; was vermutlich ihn am Erscheinen verhindert hat.

Zu Seite 38. Es ist wahr: daß seitdem in Genua während der Nacht Diebe versucht hatten in das Palais einzudringen, die Furcht I. K. H. so groß ist, wie sie übrigens — in Voraussicht — schon vorher war, daß sie davon Gelegenheit genommen hat die Thür ihres Zimmers sorgsam zu verschließen, selbst dann wenn sie darin von ihrem getreuen Kammerherrn bewacht wird.

Gleichzeitig ließ die Prinzessin ihren „Sekretär" Hownam in der Times, damals ein Oppositionsblatt, mit einer völlig verlogenen Darstellung des Ehrenhandels das Wort nehmen. Da trat endlich auch Graf Saurau aus seiner bisherigen dienstlichen Zurückhaltung hervor mit nachstehendem Schreiben an Ompteda aus Mailand vom 10 Mai 1817:

„Mein Herr.

Es hat mich betrübt, aus dem Briefe den Sie mir die Ehre erzeigten an mich zu richten, zu sehen: daß die dunklen Gestalten, mit denen I. K. H. die Frau Prinzessin von Wales das Unglück hat umgeben zu sein, die Frechheit bis auf den Punkt treiben, die öffentlichen Blätter mit den größten Lügen zu füllen und zu versuchen, diesen sogar in das Kabinet Sr. Heiligkeit Eingang zu verschaffen. Obgleich nicht daran zu zweifeln ist, daß alle anständigen Menschen diese gemeinen Schliche mit der Verachtung betrachten werden die sie verdienen, so werde ich doch stets bereit sein, so viel es nötig sein möchte, dazu mitzuwirken um jene öffentlich zurückzuweisen. Auf diese Weise werde ich mich bestreben, nicht nur den Gefühlen der Freundschaft und Achtung Ausdruck zu geben die Sie mir eingeflößt

haben, sondern auch den Rücksichten und der Hochachtung, die ich dem Souverän schulde dem Sie dienen.

Genehmigen Sie, Herr Baron, die Versicherungen vorzüglicher Hochachtung, womit ich bin ....

Saurau."

Der Empfänger überreichte dieses deutliche Urteil über das Treiben der Prinzessin, und zugleich Münsters vertrauliches Schreiben dem Staatssekretär Kardinal Consalvi. Dieser legte beide Stücke dem h. Vater vor, bezeugte darauf dessen Anteil und feste Absicht: den Gesandten zu schützen. Ompteda gab Saurau's Brief durch die italienische und deutsche Presse die thunlichste Verbreitung. Coudenhove lieferte zu des Gouverneurs Brief einen kunstlosen Kommentar, der durch das ihm aufhaftende Gepräge der Wahrheit wirkte. Er lautet:

Mailand, 21 Mai 1817.

„Lieber Freund!

Mit wahrer Empörung habe ich durch Sie erfahren, was die Times in Beziehung auf Ihre Geschichte mit Mr. Hownam gebracht hat. Wie ist es möglich, eine Sache, die ich so vollkommen genau kenne, in einer für Sie so nachteiligen Weise zu entstellen, während Sie sich durchaus als Ehrenmann benommen haben. Das will ich vor Allen, die es hören wollen, bekräftigen; da ich die Abschriften aller von Ihnen an Mr. Hownam geschriebenen Briefe besitze, so werde ich sie Jedermann zeigen.

Meine Unterredung mit Mr. Hownam ist ebenfalls entstellt, und ganz anders gedreht als ich wirklich gesprochen habe. Ich erinnere mich ihrer genau und will jetzt hier wiederholen, daß ich Mr. H. zunächst gesagt habe, daß Sie seine Herausforderung annehmen. Nachdem ich ihn dann mehrmals gebeten hatte, mich anzuhören, habe ich versucht, ihn darüber zur Vernunft zu bringen, daß es durchaus nicht zum Vorteile einer Dame vom Range der Prinzessin von Wales gereichen würde, wenn jemand sich für sie schlüge, daß er sich das recht wohl überlegen möge, daß aber das Duell keinenfalls in unserem Lande stattfinden könne, um so weniger

als die Prinzeß dem Grafen Saurau erzählt habe: „daß einer ihrer Herren sich mit dem Baron Ompteda schlagen werde“, worauf der Gouverneur entschieden erklärt habe: daß er das weder hier im Lande noch in dessen Nachbarschaft dulden werde.“

Was Mr. Hownam in der Times geschrieben hat: ich hätte erklärt, ich könnte nicht Sekundant einer so schlechten Persönlichkeit sein und daß ich das in Folge seiner Mitteilungen über Sie gesagt habe, — das verhält sich keineswegs so, sondern wie ich itzt sagen werde:

Im Laufe unserer Unterhaltung sagte mir der Herr: „Wenn Sie die unwürdigen Sachen wüßten, die der Baron Ompteda gemacht hat und die ich beweisen werde, so bin ich sicher, daß Sie nichts mehr würden mit seiner Angelegenheit zu thun haben wollen.“

Auf diesen Ausfall erwiderte ich: „Wenn Sie mir eine Handlung des Baron Ompteda beweisen können, die eines Ehrenmannes unwürdig ist, dann mag er thun was ihm gut dünkt und ich mische mich in nichts mehr.“

Darauf erwiederte H.: „Ein Diener der Prinzessin hat den Herrn angezeigt und gegen ihn ausgesagt.“

Sofort antwortete ich ihm: „Wenn Sie keine anderen Vorwürfe und Beweise gegen Baron Ompteda haben, als die Angebereien eines elenden Bedienten, der vermutlich seinen Vorteil suchte indem er sich wichtig machte, so ist das denn doch keine Autorität die ich anerkennen kann. Wie können Sie erwarten, daß ich daraufhin einen Mann von Ehre verurteile, der stets als solcher von aller Welt anerkannt ist.“

Allerdings hat mir Hownam gesagt, „daß er dem Baron Ompteda zu einem Duell auswärts, wegen seiner Dienstgeschäfte in Mailand nicht folgen könne. Das aber sei der einzige Grund.“ —

Nachdem Sie Mailand verlassen hatten, brachte mir Herr Caraletti einen Brief Mr. Hownams für Sie, den ich besorgen möchte. Ich antwortete: „da Mr. H. genau so gut wie ich weiß, wo Baron Ompteda zu finden ist, so möge er seine Briefe selbst schicken.“ Caraletti: „Es handele sich um ein anderes Stelldichein, da die Prinzessin wolle, daß Ompteda sich mit Hownam in England schlage.“

Darauf ich: „die Herren möchten thun, was sie wollten; ich

wisse nur, daß Baron Ompteda vier Wochen in Mannheim auf Mr. H. warte".

Coudenhove.

Bald darauf erschien nun auch eine Erklärung Caralettis, in der er das im Timesartikel ihn Betreffende als „unwahr" bezeichnete, „soweit es der Ehre des hannoverschen Barons zu nahe trete."

Ompteda bat auf Münsters Wunsch auch Tettenborn um eine öffentliche Erklärung. Dieser lehnte sie ab: sie müßte so ausfallen, daß Hownam dadurch zum Aeußersten getrieben werde. „Du hast gethan, was ein Ehrenmann in solchen Fällen zu thun nöthig hat, und kannst bis man Dich wieder angreift, die Sache beruhen lassen. Uebrigens rate ich Dir, Dich vor geheimen Nachstellungen in Acht zu nehmen; Du weißt, wie sehr das Land dazu eignet das Du bewohnst."

So hatte sich die Prinzessin in den Schlingen ihrer eigenen Intrige gefangen. Sie hatte die Verstimmung und Besorgnis der päpstlichen Regierung wachgerufen und sich, noch ehe sie in Rom im Juni 1817 eintraf, dort schon eine ganze Reihe von Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten selbst vorbereitet. „Sobald die Prinzessin das Gebiet des Kirchenstaats betrat" schreibt Ompteda an Münster, „hat Consalvi von ihr verlangt: sich in Bezug auf mich völlig ruhig zu verhalten. Mr. Hownam persönlich ist der Aufenthalt in Rom nur unter dieser Bedingung gestattet. Sie hatte an Consalvi und den Papst aus München auf der Rückreise von Wien schreiben lassen: ‚meine Ernennung nach Rom, die sie aus den Zeitungen gesehen, müsse ein Irrtum sein, da die österreichische Regierung mich aus ihren Staaten als Spion ausgewiesen habe.' Der Cardinal hat mir diesen Brief gezeigt; er hat ihn gar nicht beantwortet. Die Marocco-Broschüre hat er in Rom konfiszieren lassen; indessen hatte sie dort bereits zirkulirt." Seine „Noten" ließ Ompteda dann ebenfalls möglichst überallhin zirkuliren. „Consalvi hatte schon seit 14 Tagen den Befehl gegeben: es ihm sofort zu melden wenn Mr. Hownam eintreffe. Die Prinzessin, als sie das in Ancona erfahren, hatte von

dort aus dem Kardinal ihr Erstaunen über eine solche Maßregel gegen eine Person ihres Hofes ausgedrückt, für die sie garantire. Consalvi hat ziemlich deutlich geantwortet: daß er sich diese Zusicherung einstweilen bemerkt habe und daß er bitten werde, wenn er die Ehre haben werde J. K. Hoheit in Rom zu begrüßen, ihm dieses Versprechen mündlich zu erneuern, das diejenigen Schwierigkeiten beseitigen werde die Se. Heiligkeit befürchtet habe und gegen welche die Regierung sich nicht würde gleichgültig verhalten können. Bei der ersten Begegnung hat es großer Festigkeit des Kardinals bedurft um von der Prinzessin die Verbürgung zu erreichen: daß auch alle anderen Personen ihres Hofstaats sich ebenso verhalten würden; indem die Prinzessin erklärt hatte: ‚es werde schwer sein, diese Getreuen gegen die Feinde ihrer Herrin zurückzuhalten.‘ Sie hat durchaus vom Kardinal herausbekommen wollen: ob ich, bevor ich hier eintraf, in England gewesen? und wie lange ich wohl in Italien bleiben würde? Sie hat Consalvi geklagt: ‚Baron Ompteda habe ein horribeles Libell gegen sie geschrieben das als Manuskript zirkulire, da er nicht die Erlaubnis bekommen habe es drucken zu lassen. Es sei jedoch jetzt wohl am besten: gewisse Sachen ruhen zu lassen‘. — Sie scheint zur Einsicht zu kommen."

Der gesellschaftliche Krieg kam damit jedoch nicht zum Waffenstillstand. Ompteda hatte den damaligen Doyen des diplomatischen Korps, den französischen Botschafter Graf Blacas verständigt: daß er selbst nicht zur Prinzessin von Wales gehen werde, da er glaube deren strenges Reiseincognito respektiren zu müssen, und daß, soviel er glaube, sein Hof keinen Wert darauf lege und auch von Dritten nicht erwarte, „daß der Empfang der Prinzessin an den Höfen derjenigen Würde entspreche auf welche die hohe Reisende freiwillig verzichtet habe." ... „Darauf ist ein großer Teil des diplomatischen Korps auf's Land gegangen, in der Voraussicht daß die Prinzessin nur kurz in Rom bleiben werde. Ich selbst gehe nicht, da ich nicht den Anschein haben will Mr. Hownam auszuweichen. Graf Blacas hat dann zwar J. K. H. seinen Besuch gemacht, den Gegenbesuch an seine Frau jedoch abgelehnt.... Die Prinzessin bemüht sich jetzt vom Papste gewisse Ehrenbezeugungen herauszudrücken um den übeln

Eindruck des Nichtempfanges in Wien zu verwischen. Sie hat dem kranken Papst darüber eine sehr lebhafte Scene gemacht. Er hat später gesagt: ‚que Madame la Princesse lui avait fait grand peur‘ ... Dem Papste will sie jetzt ein Breve extorquiren, das dem Pergami das Recht zuspricht Malteser zu sein, da der Großprior in Mailand sich geweigert habe ihn einzutragen weil angeblich der Orden durch gefälschte Dokumente erschlichen sei. Auch soll der Papst die Stiftungsurkunde des Ordens der heiligen Karoline durch seine Namensunterschrift bestätigen. Von dieser Urkunde hat man mir sub sigillo Einsicht gegeben."

Selbst bei den unschuldigsten Freuden fand die Prinzessin von Wales, sobald sie dabei in ihrer fürstlichen Würde öffentlich auftreten wollte, Hindernisse.

„Ihre Königliche Hoheit hatte den Wunsch bezeugt: in die Akademie der Arcadier aufgenommen zu werden. Es ist dieses ein vormals blühendes, schon seit geraumer Zeit in Verfall geratenes, den Musen gewidmetes und der Leitung einiger hungriger Poeten anvertrautes Institut. Die Gesellschaft hat sofort durch eine Deputation Ihrer Königlichen Hoheit das Dekret als Mitglied überreichen lassen und ihr, dem Gebrauche gemäß, den arkadischen Schäfernamen ‚Alcimadura‘ beigelegt. ... Einen feierlichen öffentlichen Empfang in der Akademie habe ich verhindert. ... Die Erwartung des Direktors auf ein stattliches Geschenk soll deshalb nicht vollständig erfüllt sein."

Am 1 August kann Ompteda zu seiner eigenen Erleichterung melden: daß die Prinzessin morgen abreisen werde. Jedoch kehre sie nicht nach Como zurück, da sie ersucht sei den österreichischen Staaten fern zu bleiben. „Auch die hiesige Regierung ist ihrer Gegenwart sehr müde. ... Sie soll in ihrem Hofstaate von allerlei schlechten Subjekten aus Mailand ... Spitzbuben und Carbonaris umgeben sein, deren Aufführung und Korrespondenz die höchste Herrin gegenüber der österreichischen Regierung kompromittirt haben. Auch der Herr Marocco, Advokat und Notar in Mailand, wird von dieser verfolgt. ... Man liebäugelt mit den Carbonari und ähnlichen geheimen Gesellschaften; man macht ihnen Hoffnungen auf den Einfluß der

Prinzessin bei ihrer Tochter, wenn diese den Thron bestiegen haben werde.... Die Prinzessin geht nach Sinigaglia und Pesaro" (am adriatischen Meer im ehemaligen Kirchenstaate). „Alle Kostbarkeiten aus der Villa d'Este sind dorthin übergeführt; die Mutter Pergami gehört auch dazu."

Fritz Ompteda hatte sich über seine Aufnahme in Rom nicht zu beklagen. Seine weltmännische Bildung und praktische Vertrautheit mit dem damaligen großen Leben; die ihm anerzogene Mischung von zurückhaltendem norddeutschen und unbefangen zugänglichem süddeutschen Wesen; sein gutmütiger Witz, sein klarer etwas trockener Verstand der die Dinge sah und nahm wie sie lagen; seine angeborene heitere Zuversicht und verbindliche Kaltblütigkeit eigneten ihn vortrefflich dazu, sich auf dem ihm schon bekannten glatten vorurteilslosen internationalen Boden Roms einzuführen und dort bald vertrauten Fuß zu fassen. Zudem war er in der günstigen Lage, diejenige protestantische Regierung zu vertreten die als die erste mit Anträgen erschien um ihre kirchlichen Verhältnisse zur Kurie vertragsmäßig zu ordnen, und zwar aus Gerechtigkeitssinn nicht durch eine Notlage dorthin gedrängt. Allerdings hatten die Hannoveraner dabei auch das erste Lehrgeld für ihre deutschen Irrtümer zu bezahlen, wie wir bald sehen werden; sie hatten auf einem bis dahin unbetretenen Wege Bahn zu brechen und einer ganzen Reihe von Vorurteilen über das Wesen der römischen Kurie zu entsagen. Fritz Ompteda genoß den ferneren großen Vorteil: daß er kein gelehrter Kompendiums-Kanonist und auf keines der damals in Deutschland herrschenden kirchenpolitischen System: Episkopalismus Collegialismus Josephinismus, einstudirt war. Auch hatte er seinen Goethe ausreichend im Sinne um der tiefklugen Wahrheit eingedenk zu sein, die der diplomatische Staatssekretär Antonio Montecatino aus Rom nach Ferrara zurückbrachte (Torquato Tasso I, 4):

„Auf jenem wunderbaren Boden will der Schritt
„Wohl abgemessen sein, wenn er zuletzt
„An deinen eignen Zweck dich führen soll.
„Wer seines Herren Vortheil rein bedenkt,
„Der hat in Rom gar einen schweren Stand;

„Denn Rom will alles nehmen, geben nichts;
„Und kommt man hin um etwas zu erhalten,
„Erhält man nichts man bringe denn was hin,
„Und glücklich, wenn man da noch was erhält.

Vermutlich waren es eben diese Eigenschaften Fritz Omptedas die Münster das ungelehrte Weltkind auswählen ließ. Allerdings war er ein weltklugerer Staatsmann als die juristischen Geheimräte und die philosophischen oder kanonistischen Geheimen Hofräte in Hannover. Schon zuvor hatte der Minister aus Wien geschrieben: „durch ausdrückliche Stipulationen sei wenig mit Rom zu erreichen, dagegen mehr durch Erzielung eines Einverständnisses darüber: daß die Kirche sich dieses oder jenes Einzelne gefallen lassen wolle.“ *)

Auf dem Stuhle Petri saß Pius VII, damals schon ein Greis von 74 Jahren. Durch seinen heldenmütigen leidenden Widerstand gegen Napoleons Vergewaltigung hat er sich einen dauernden Ehrenplatz vor der Nachwelt gesichert. Er war im übrigen ein tolerantes mildes, ausschließlich theologisch gebildetes Oberhaupt der katholischen Christenheit, wenngleich unter seinem Namen durch die Wiederherstellung des Jesuitenordens im Jahre 1812 der Kampf gegen die Häretiker neu entfacht wurde. Im Kardinalkollegium stand den strenggesinnten Würdenträgern, den Zelanti, der höchst einflußreiche Staatssekretär Consalvi insofern gegenüber, als er im Auslande Verständnis für den modernen Staat gewonnen hatte und sich jetzt für die Reform der verrotteten inneren Verwaltung des weltlichen Kirchenstaats bestrebte. Die Durchführung scheiterte allerdings, weil dafür die Menschen fehlten. Auch nach außen wünschte Consalvi sich freier zu bewegen, selbstverständlich innerhalb des römischen kurialistischen Systems. Er war ein Mann des Temporisirens, des Modus vivendi; ein Opportunist; die Zelanti dagegen wollten jeden einzelnen Fall des modernen Staatslebens nach den starren Grundsätzen des Corpus Juris Canonici behandeln. Jenes den Zeitumständen nachgeben und kleinere Uebel zulassen um größere zu vermeiden, jedoch immer nur a u f Z e i t

*) Diese und zahlreiche nachfolgende sachliche Notizen über die Verhandlungen habe ich mit aufrichtigem Danke dem ausgezeichneten Werke von Dr. Otto Mejer: „Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage“ entnommen.

nannte man in Rom: dissimuliren. Als langjähriger geistlicher Diplomat war Consalvi einer der Männer mit den glatten, innerlich kühlen aber sehr gewinnenden Formen, die den begabten Würdenträgern Roms so häufig bei unerschütterlicher Festigkeit in der Sache zu Gebote stehen. So war Consalvi immerhin einer der bedeutendsten Staatsmänner seiner Zeit; noch mehr aber: ein Mann von Mut Karakter und Pflichttreue. Geboren 1757 in Rom ward er schon als junger Geistlicher Auditor della Rota; mehr Jurist als Theologe.

Im Jahre 1797 rührte sich in Rom eine kleine republikanische Gruppe. Sie erregte einen Straßentumult in dem der französische General Düphot durch eine verirrte Kugel umkam. Daraufhin besetzte Berthier (1798) Stadt und Engelsburg. Dann ließ er die Republik proklamiren und hielt dabei auf dem Kapitol eine Rede in folgender schöner Wendung:

„Die Söhne Galliens kommen mit dem Oelzweige, zur Wiedererrichtung der vom ersten Brutus gegründeten Aera der Freiheit."

Die Befreier entnahmen von der Stadt 6 Millionen Francs, vom Kirchenstaate 30 Millionen für ihre Bemühungen. Dann schleppte man den achtzigjährigen Papst in verschiedenen Städten Frankreichs umher, bis er als Gefangener des französischen Direktoriums 1799 zu Valence starb. Aus dem Conclave zu Venedig, das 3½ Monat auf der Insel San Giorgio gesessen hatte, ging Chiaramonti als Papst Pius VII hervor. Um nach Venedig zu gelangen lieh er sich das Reisegeld vom Goldschmied Torlonia. Dieser wurde dann päpstlicher Hofbankier und rasch Millionär. Pius VII erwählte Consalvi zum Staatssekretär; bald darauf erhielt dieser den roten Hut.

Am 18 Brümaire 1799 war Bonaparte Erster Konsul geworden. Er wollte zunächst wiederum Ordnung und Sicherheit in die, durch die Revolution und das unfähige Direktorium zerrütteten Verhältnisse bringen; namentlich auch in die kirchlichen: die Lebensbedingung seiner eigenen Zukunft als Beherrscher Frankreichs. Nach der Schlacht bei Marengo (14 Juni 1800) forderte er den Papst zu Verhandlungen über ein Konkordat auf. Consalvi ging nach Paris. Er konnte jedoch dort nicht erreichen woran ihm vor allem lag: daß die katholische Religion zur Staatsreligion in Frankreich erklärt wurde; man

wollte die Bezeichnung „römische Kirche" nicht aufnehmen. In den darauf erlassenen Organischen Artikeln hieß es: „Gallikanische Kirche". Nach längeren Kämpfen, in denen Bonaparte es nicht an persönlichen Versuchen fehlen ließ den Kardinal einzuschüchtern, sollte der gemeinsam festgestellte Text von Joseph Bonaparte und Consalvi vollzogen werden. Der Kardinal hatte schon die Feder in der Hand um zu unterzeichnen, da bemerkte er daß das Schriftstück völlig anders lautete als verabredet war. Alle von der Kurie abgelehnten Punkte waren einfach wieder aufgenommen. Joseph lehnte jede Kenntnis dieses Kniffes ab; endlich stellte es sich heraus: daß der Betrugsversuch vom Ersten Konsul persönlich angeordnet war, mit dem Befehle: „so zu unterzeichnen." Consalvi weigerte sich; er wollte nur zugestehen: daß die streitigen Artikel weggelassen würden. Es handelte sich um Punkte, die der heilige Stuhl wohl stillschweigend thatsächlich dulden niemals aber vertragsmäßig anerkennen durfte. Tags darauf wurde der Kardinal zur Tafel befohlen. Bonaparte, nach seiner Gewohnheit, ließ den Gast heftig und unmanierlich an; er drohete, mit dem üblichen Zornesausbruche der nicht immer echt war: „er werde, wie Heinrich VIII, die Religion in Frankreich und ‚fast in ganz Europa' ändern wenn Rom nicht nachgebe." Als er glaubte Consalvi hinreichend eingeschüchtert zu haben, fragte er: „Wann reisen Sie ab?" Der Kardinal verbeugte sich und erwiderte: „Sofort nach Tische, General." Darauf lenkte dieser ein und ließ weiter verhandeln. — Von da an galt Consalvi als die Seele des päpstlichen Widerstandes.

Ein vertraulicher Brief des französischen Gesandten in Rom an den Ersten Konsul schildert ihn also: „Der Kardinal Consalvi ist unendlich arbeitsam; mit viel Verstand ist er rechtschaffen, uneigennützig, unbestechlich, und dennoch beneidet." Natürlich schob später Fesch sobald er mit seinen Aufträgen beim Papste nicht durchdringen konnte, den Staatssekretär als Hauptthemmnis vor, so daß Napoleon ihm sagen ließ: „wenn er sein Vaterland liebt soll er entweder mir in allem gehorchen oder sein Ministerium verlassen." Consalvi wählte (1806) den letzteren Weg. Er trat dadurch zu der Gruppe Stein und Scharnhorst, die in gleicher Weise ausgezeichnet worden sind.

Im Jahre 1809 weigerte sich der Papst: den englischen Schiffen die Häfen des Kirchenstaates zu verschließen. Dafür wurden ihm zunächst Urbino Ancona und andere Gebietsteile wieder abgenommen; als er mit dem Banne drohte wurde der gesamte Kirchenstaat mit dem französischen Kaiserreiche wieder vereinigt. In dem Dekrete von Schönbrunn heißt es: „in Erwägung daß, als Karl der Große, Kaiser der Franzosen und unser erhabener Vorgänger, dem Bischof von Rom mehrere Grafschaften zum Geschenk machte, er sie ihm nur zu Lehen gab; daß in Folge dieser Schenkungen Rom nicht aufhörte ein Bestandteil seines Reiches zu sein; daß seitdem jede Verbindung einer geistlichen Gewalt mit einer zeitlichen Herrschaft geworden ist was sie jetzt ist: nämlich eine Quelle von Zänkereien;"

„in Erwägung daß der geistliche Einfluß eines fremden Fürsten in Frankreich der Unabhängigkeit des Staates entgegensteht, beleidigend für seine Ehre bedrohlich für seine Sicherheit ist; daß der Kaiser lediglich die Geschenke, die Karl der Große sein erlauchter Vorgänger den römischen Bischöfen gemacht hat und die sie zum Nachteil ihrer geistlichen Pflicht und der Interessen der unter ihnen stehenden Völker misbraucht haben," . . .

ist beschlossen:

„1. die Staaten des Papstes werden mit dem französischen Kaiserreiche vereinigt;

2. der Papst behält Residenz in Rom und zwei Millionen Francs Einkünfte."

So „kehrte das Dominium Karls des Großen in die Hände eines würdigen Erben zurück".

Im Grunde betrachtete Napoleon die katholische Kirche als ein Armeekorps: der Papst ist der General, die Bischöfe die Obersten, die Geistlichen die Offiziere, alle Laien die Soldaten. Eine solche Uebertragung militärischer Disziplin und blinden Gehorsams auf das innere geistige und äußere politische Leben eines Volkes giebt — so lange sie durchführbar — dem herrschenden Stande eine ungeheure Macht. Napoleon wußte das; er wollte einfach der Oberfeldherr aller Priester sein.

Pius VII antwortete auf das Dekret durch eine Exkommuni-

kationsbulle. Diese nannte keine Namen; sie traf nur die „Urheber Ausführer und Mitschuldigen der Vergewaltigung". Die Fassung war kühn und kaum zeitgemäß: „Die Souveräne müssen nochmals vernehmen daß sie durch Jesu Christi Gesetz unserm Throne und Befehle unterworfen sind; denn auch wir üben eine Souveränetät aus aber eine weit edlere; wenn man nicht etwa behaupten will: daß der Geist dem Fleische weichen müsse und das Himmlische dem Irdischen." Daraufhin war der Papst im Quirinal von einem französischen Gendarmerie-Obersten überfallen und, unter erheblicher Plünderung des Palastes, nach Savona entführt. Die Kardinäle erhielten Befehl: nach Paris zu kommen; unter ihnen auch Consalvi, nachdem er seine fortdauernde Widerspenstigkeit durch die Verweigerung der ihm angebotenen französischen Pension erwiesen hatte.

Napoleon wünschte damals: die Mitglieder des Kardinalskollegiums zu gewinnen um seine Scheidung von Josephine und seine Wiedervermählung möglichst gültig zustande zu bringen. Er versuchte das auch, in seiner gemachten unbeholfenen Liebenswürdigkeit, mit Consalvi. In der ersten großen Audienz, im Januar 1810, näherte er sich ihm dreimal mit den Worten: „wenn ich Sie nicht aus dem Ministerium vertrieben hätte wären die Dinge nicht so weit gekommen."

Consalvi antwortete jedesmal: „Sire, wenn ich auf meinem Posten geblieben wäre hätte ich meine Pflicht gethan."

Das verdroß zuletzt den Kaiser und er brach mit den Worten ab: „aber Ihre Pflicht hätte Sie nicht gezwungen: das Geistliche dem Weltlichen zu opfern."

Es trat nun die Scheidung von Josephine heran. Des Kaisers Familie die Josephinen haßte, und seine Umgebung drängten ihn seit langer Zeit: dem Reiche einen Erben zu geben. Man hatte sogar (1804) Josephinens Krönung zu hintertreiben gesucht. Vergebens. Aber der Papst forderte zuvor kirchliche Einsegnung der Civilehe. Am Abend vor der Krönung wurden sie durch den Kardinal Fesch getraut, in des Kaisers Kabinet und ohne Zeugen.

Am 16 Dezember 1809 erfuhr der Senat: daß Napoleon und Josephine gemeinsam die Scheidung beschlossen hätten. Eugen Beau-

harnais war zum Senator ernannt worden um, als Adoptivsohn des Kaisers, die Sache dort mitzuteilen. Die Ehe wurde als bürgerlich nichtig erklärt. Darauf hatte ein Urteil des Geistlichen Gerichtshofes in Paris die Nichtigkeit des kirchlichen Bandes ausgesprochen: weil die Ehe, den Bestimmungen des Konzils von Trient zuwider, nicht vor dem zuständigen Pfarrer und zwei Zeugen geschlossen sei. Dieser Gerichtshof hatte sich der Sache angenommen: da der Papst zur Zeit behindert sei. Nun war Pius VII freilich in Savona bestrickt, aber er korrespondirte in seinen kirchlichen Regierungsgeschäften nach allen Seiten hin stets unbehindert. In allen Ehesachen katholischer Souveräne ist der Papst zweifellos ausschließlich zuständig. Die katholische Kirche betrachtete demnach die erste Ehe als nicht gelöst, folglich die zweite bevorstehende Eheschließung als unwirksam und nichtig.

In Paris waren zur Zeit der Vermählung 27 Kardinäle versammelt. Davon baten 13, die strengere und standhaftere Partei unter Consalvi: sie nicht zu den viertägigen Vermählungsfesten einzuladen. Selbstverständlich war es Napoleons Absicht: daß alle 27 bei der Feier anwesend sein sollten. Die 13 blieben nur beim Civilakte; sie fehlten in der kirchlichen Feier; sie erschienen dagegen bei der ersten und letzten Cour, da sie — wie Consalvi in seinen Memoiren etwas spitzfindig sagt — diese „auf Befehl auch bei unverheirateten Herrschaften machen konnten." Ihren Entschluß hatten sie durch Fesch dem Kaiser vorher angezeigt. Fesch bat: man möge sie nicht einladen. Napoleon antwortete stets: „Ils n'oseront pas." — Napoleon geriet, als die 13 fehlten, in höchste Wut. Am vierten Tage erschien Consalvi zur Cour. Auf lauten Befehl des Kaisers wurde er durch einen Adjutanten vom Feste fortgeschickt. Am dritten Tage, als die Herren nicht bei der Trauung erschienen, hatte man das kaiserliche Wort gehört: „Ich werde drei der fehlenden Kardinäle füsiliren lassen." Consalvi bezieht die Drohung auf sich allein; jedoch sei sie eine bei Napoleon stehende Form des ersten Zornesausbruchs gewesen. In diesem Falle habe Foucher die Ausführung verhindert. Consalvi wurde nun in Rheims bestrickt wo er bis 1813 saß; er konnte nicht bewogen werden: vom Kaiser irgendwelche Pen-

sion oder Unterstützung anzunehmen. Die Dreizehn waren gleicherweise im nördlichen Frankreich verteilt. Sie durften ihre roten Insignien nicht mehr tragen und hießen deshalb die „schwarzen Kardinäle".

Als (1814) Pius VII, der zuletzt in Fontainebleau gefangen gehalten worden, in den wiederhergestellten Kirchenstaat zurückkehrte wurde Consalvi wieder Minister.

Sehr eigentümlich und überraschend war Pius VII persönliches Verhältnis zu seinem Bedränger. Ein in Consalvis Nachlaß vorgefundener Aufsatz sagt darüber:

„Der Kaiser Napoleon übte auf den heiligen Vater eine Art von Zauber und Verblendung aus; alle persönlichen und öffentlichen Kümmernisse konnten diese nicht bannen. Es war eine Mischung von Bewunderung und Furcht, von väterlicher Zärtlichkeit und frommer Dankbarkeit. Das Konkordat war des Papstes Lieblingswerk; es war ihm die Friedens- und Glaubensakte, die Frankreich mit der Kirche versöhnt und die gesamte Welt vor einem unheilvollen Schisma und einer gewaltsamen Trennung vom heiligen Stuhle bewahrt hatte. Pius VII sah die Politik nur vom Standpunkt der Religion an; sein Leben war fern von den ehrgeizigen Berechnungen und Intrigen der Diplomatie verflossen; er hielt nur eine Sache für notwendig: er beschäftigte sich nur mit dem Heile der Seelen und dem geistigen Wohle der Völker. Er schob daher, so viel möglich, alles bei Seite was seinem eigensten Werke schaden konnte. Die Aufregungen jener unruhigen Epoche, die Verschwörungen die in Paris gegen das Leben des Ersten Konsuls ausbrachen; die Träume der einen, die Verbrechen der anderen, die Leidenschaften aller veränderten in nichts die Ruhe seines Gedankens. Aber nach dem Morde des Herzogs von Enghien glaubte der heilige Vater, zu Napoleons eigenem Wohle, nicht gleichgültig bleiben zu dürfen. Als der Kardinal Fesch im Namen des französischen Oberhauptes dem Papste den Mord dieses großen und unschuldigen Schlachtopfers anzeigte, weinte der heilige Vater heftig; er sagte: seine Thränen flössen ebensoviel über den Tod des einen als über das Verbrechen des andern. In seinen Gedanken beklagte Pius VII diesen Tod schmerzlich, aber vielleicht noch schmerzlicher be-

klagte er: daß Bonaparte sich dessen schuldig gemacht habe. Die verworrenen Erläuterungen, die der Kardinal ihm zu geben beauftragt war, überzeugten ihn nicht und als die Krönung Bonapartes und die Reise" (des Papstes) „nach Paris in Frage kam, war der Tod des Herzogs von Enghien eine der geheimen Ursachen die den heiligen Vater so lange zögern ließen."

„Mehr in Berührung mit den Ereignissen und Menschen als er und durch meine Stellung gezwungen: sie oft von ihrer schlechten Seite zu betrachten, teilte ich nicht vollständig die Gefühle die der Papst in Beziehung auf den Kaiser kundgab. Ich hatte diesen Fürsten zu sehr in der Nähe gesehen. Ich bewunderte die Macht seines Genius, die Schnelligkeit seines Verstandes und den wunderbaren Reichtum an Hilfsmitteln in diesem Geiste, die ihn zu einem besonderen Wesen machten. Aber ich verhehlte mir nicht: daß mit so viel glänzenden Eigenschaften unglücklicherweise große Schattenseiten verbunden waren und zahllose Mängel die der Rausch des Erfolges maßlos entwickelt hatte. Bonaparte, der in der Diskussion unbesieglich war wollte nicht erlauben: daß man mit ihm diskutirte. Ich bin vielleicht einer von den sehr wenigen Menschen in Europa die ihm widerstanden und sich nicht unter seinen eisernen Willen gebeugt haben, und ich bekenne hier vor Gott: daß ich das niemals bereut habe. In seinen Zornanfällen, die mehr gemacht als wirklich waren zumal in der früheren Zeit, drohte er wohl: ‚füsiliren zu lassen'; es ist ihm das inbezug auf mich sogar ziemlich oft über die Lippen gekommen. Aber ich bin überzeugt: daß er nie mein Todesurteil unterschrieben hätte." (Ein neueres französisches Werk sagt hierüber: ‚Napoleon war selbst noch auf St. Helena stets im Zorn. Er kannte keine Würde. Er ließ sich sogar herab: mit dem armen Sir Hudson Lowe Krieg zu führen, der doch nur nach des Ministers Lord Bathurst gemessenen Instruktionen handelte, ja ihn vor der Nachwelt zu verläumden. Ludwig XVI und Marie Antoinette antworteten auf die gemeinsten Schmähungen niemals mit einem verächtlichen oder zornigen Worte. Und diese waren schwache Menschen. Dadurch steigt unsere Bewunderung Verehrung, unser Mitleid für sie.')
„Ich habe mehrmals von seinen ergebensten Dienern und engsten Ver-

trauten sagen hören: daß der Mord des Herzog von Enghien mehr eine Ueberraschung für ihn selbst als von ihm gewollt gewesen sei. Ich würde nicht erstaunt sein wenn das wahr wäre; denn es war ein nutzloses Verbrechen, das nur Scham und Gewissensbisse zurückließ und Bonaparte hätte sich diese sehr leicht ersparen können."

Daß die „ergebenen Vertrauten" das Verbrechen vom Kaiser abzuwälzen suchten, ist natürlich. Der Wahrheit jedoch am nächsten wird die Auffassung stehen: daß der Erste Konsul, Talleyrand und Savary die Mitschuldigen waren. Talleyrand, soweit man ihm überhaupt glauben kann, stellt den Verlauf folgendermaßen dar:

„Die Pichegrü'sche Verschwörung (1804) ging darauf hinaus: die Bourbonen oder vielmehr die erbliche Monarchie wiederherzustellen und Bonaparte zu stürzen, von dem man wußte: daß er selbst nach der erblichen Herrschaft strebte. Aber man haßte Ludwig XVIII und Karl X; man wollte entweder Orleans — der gegen sich hatte: der Sohn des Mörders der Königin Antoinette zu sein — oder vor allen Enghien. Dies ist die Erklärung: weshalb Bonaparte ihn aufheben und erschießen ließ. Er wollte die Partei in ihrem Haupte treffen; er war damals so ängstlich in Beziehung auf Meuchelmord daß er keine Nacht ohne eine Wache schlief, die Düroc selbst befehligte. Schon bei der Aufhebung Enghiens hatte er befohlen: ihn lebendig oder tot zu bringen. Josephine that vor ihrem Gatten einen Fußfall: ‚er möge Enghien als Geisel behalten;' Napoleon stieß sie mit dem Fuße von sich ...."

Ziemlich ähnlich lautet die Erklärung die, nach Thiers, Napoleon später auf St. Helena über diesen Mord gab: „Er leugnete seinen Anteil daran nicht ab, wie fast alle die anderen Mitschuldigen. ‚Die Bourbonen trachteten mir (1804) nach dem Leben ... Der Herzog von Enghien hielt sich eine Meile jenseit der Grenze auf; er erwartete nur die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten um von neuem die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen, und so verdiente er in jeder Hinsicht, nach den Gesetzen aller Zeiten, die Strafe mit der ich ihn getroffen habe. Mon sang après tout n' était pas de boue ... Ich verteidigte in meiner Person Frankreich; seine Ruhe, seine Wohl-

fahrt, seinen Ruhm! Ich habe zugeschlagen und ich würde es nochmals thun'."

„Indem er sich mit solcher Heftigkeit ausdrückte" sagt Thiers, der wenigstens diesen Punkt im Leben seines Helden nicht legendarisch weißfärben mochte, „enthüllte er selbst die Unruhe seines Gewissens . . . Die Strafe war: daß er sich mit der Ermordung des Herzogs von Enghien vor ganz Europa als zu jeder Gewaltthat fähig darstellte."

Wenn die Erinnerung an diese Schandthat auch nicht gerade „Gewissensbisse" bei Napoleon hervorrief, denn mit dieser Schwäche war er unbedingt nicht behaftet, so ward ihm doch das Verbrechen ohne Zweifel später unbequem. Der Wunsch: es auf Talleyrand zu laden, trat unter anderem 1809 hervor, bei dem Bruche zwischen den beiden Mitschuldigen. Napoleon war am 4 Dezember 1808 als Sieger in Madrid eingezogen; Soult drängte den englischen General Moore nach Corunna zurück. Alle Welt erwartete einen Siegeszug bis nach Lissabon. Plötzlich erschien der Kaiser am 23 Januar 1809 wieder in den Tuilerien. Weshalb? Er hatte ein Komplott zwischen seinen beiden getreuen Dienern: Talleyrand und Foucher entdeckt. Sie glaubten: Napoleon werde in Spanien sein Verderben finden. Alsdann wollten sie die Regelung der Nachfolge gemeinsam in Händen behalten. Am 30 Januar großer Empfang in den Tuilerien. Talleyrand war anwesend als Oberst-Kämmerer. Ein Augenzeuge berichtet: „Der Kaiser machte, vor allen Großwürdenträgern und Ministern, eine heftige Szene. Er überschüttete Talleyrand mit Beleidigungen die dieser ohne zu zucken über sich ergehen ließ. ‚Sie sind ein Dieb, ein Feigling, ein Mensch ohne Treu und Glauben. Sie glauben nicht an Gott. Ihr ganzes Leben hindurch haben Sie alle Ihre Pflichten gebrochen, alle Welt verraten. Für Sie giebt es nichts heiliges, Sie würden Ihren eigenen Vater verkaufen. Sie sind, mir gegenüber, zu allem fähig. Weil Sie unsinniger Weise vermuteten daß es mir in Spanien schlecht gehen werde, haben Sie seit zehn Monaten die Schamlosigkeit, jedermann zu sagen: daß Sie dieses Unternehmen stets gemißbilligt haben, während gerade Sie mir die erste Idee dazu gegeben, mich nachhaltig dazu gedrängt haben. Und jener Mann, jener ‚Unglückliche' (so bezeichnete er stets den Herzog von Enghien), durch

wen ist mir sein Aufenthaltsort mitgeteilt? Wer hat mich angereizt, gegen ihn vorzugehen? Was wollen Sie denn eigentlich? Was hoffen Sie? — Heraus damit! Sie verdienten daß ich Sie zertrümmere wie ein Glas! Ich habe die Gewalt dazu; aber ich verachte Sie zu sehr um mich damit zu bemühen."

Talleyrand wurde zum Scheine „Vize-Großwähler", und blieb am Hofe. Napoleon aber hatte sich einen unversöhnlichen Feind mehr geschaffen.

Consalvis Aufsatz schließt ab: „Als der Papst (1804) nach Paris ging um den Kaiser zu krönen, da gab er ihm den größten Beweis seiner väterlichen Zärtlichkeit und unbegrenzten Hochschätzung. Rom wich dabei so vollständig von seinem Recht und seinem Herkommen ab daß wir nicht zweifelten: der Kaiser werde dem h. Stuhle für ein so auszeichnendes Entgegenkommen Dank wissen. Wir alle wurden getäuscht. Ich selbst empfand darüber einen fast ebenso schneidenden Schmerz wie der h. Vater. Aber, alles wohl überlegt, wenn die Gelegenheit unter denselben Bedingungen wieder aufträte, dann würde ich mich wieder genau so verhalten."

Höchst lesenswert ist, was Taine in seiner Arbeit: „Die Kirche unter Napoleon I," über die Beziehungen des Kaisers und des Papstes sagt:

„Ueber seine Auffassung von Religion und Kirche hat Napoleon sich verschiedentlich ausgesprochen. Als Erster Consul: ‚Das Christentum ist das Geheimnis der gesellschaftlichen Ordnung.' Als Kaiser (1806): ‚Die Religion verknüpft mit dem Himmel die Erwartung der Gleichheit; diese hindert den Armen: den Reichen totzuschlagen. Die Gesellschaft kann nicht ohne Ungleichheit des Vermögens, diese kann nicht ohne Religion bestehen. Wer als Nachbar eines reichen Schwelgers verhungert, kann sich mit diesem schreienden Gegensatze nur dann abfinden wenn ihm von maßgebender Seite versichert wird: Gott will es so; es muß hienieden Arme und Reiche geben, im Jenseits aber wird das anders sein'."

(1801) „,Bei der katholischen Kirche handelt es sich für den Staat darum: den Einfluß der Geistlichkeit auf die Gläubigen und den des Papstes auf die Geistlichkeit für sich zu gewinnen. Wenn

es keinen Papst gäbe müßte man für diese Konkordatsverhandlungen einen schaffen, wie die römischen Consuln bei besonders schwierigen Verhältnissen einen Diktator schufen.‘ Daneben erwartete Napoleon vom Papste noch andere größere Dienste: die Salbung als Nachfolger Karls des Großen. ‚Wenn der h. Vater nicht auf meine Absichten eingeht so werde ich ihn auf die Stellung beschränken die die Päpste vor der Zeit Karls des Großen eingenommen haben.‘ Napoleon war“ — bemerkt Taine hiezu — „mehr Italiener als Franzose; nach Rasse Instinkt Phantasie und Erinnerungen. Im Hintergrunde aber aller seiner Schöpfungen sieht man den militärischen Befehl, die willkürliche Bestrafung, den physischen Zwang, den schlagfertigen Degen. Er war nur dem Namen nach Katholik, kaum ein Christ, höchstens ein Deist; der Kirche gegenüber konnte er sich nur als Lehnsherr fühlen. Für den Feldzug wider den h. Vater machte er alle geistlichen Gewalten seines Reiches zum Zusammenwirken gegen den Bischof von Rom mobil. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, innerer und äußerer Druck. (1809). Dreizehn Kardinäle wurden verbannt, zwei in Vincennes eingesperrt, neunzehn italienische Bischöfe unter Bewachung nach Frankreich gebracht, zweihundert italienische Priester in Corsica internirt, alle französischen Mönchsklöster aufgehoben. Schließlich wurde das Nationalkonzil (1811) plötzlich aufgelöst weil es von Bedenken geplagt war und nicht nachgab. Die Masse machte den Einzelnen widerstandsfähig.“ „Den Papst selbst bearbeitete Napoleon mit ebensoviel Geschick als Rohheit. In Folge der geistigen und leiblichen Tortur zu Savona verlor der alte Herr den Kopf, fühlte seine Kräfte schwinden; er ‚schläft und spricht fast nicht mehr‘ und gerät an den Rand des Wahnsinns. Nachdem der unglückliche Greis diese Krise überwunden hat entführt man ihn, nach dreijähriger Gefangenschaft, abermals nächtlicher Weile. Unbarmherzig und ohne Aufenthalt, mit einziger Ausnahme einer einmaligen kurzen Rast im schneeumgebenen Hospize des Mont Cenis, wo er beinahe stirbt, wird er halbtot nach Fontainebleau gebracht (1812). Dort wollte ihn der Kaiser zur Hand haben um ihn persönlich bequemer bearbeiten zu können.“

„Pius ließ sich durch den Ton der Zärtlichkeit und kindlichen

Ehrerbietung des großen Schauspielers rühren, von dem genialen Dialektiker blenden." (Anfangs soll er ihn bezeichnet haben: ‚Comediante — Tragediante'.) „Nach sechs Tagen war er umgestimmt und unterschrieb das neue Konkordat (25 Januar 1813). Nach zwei Monaten schon hatten seine Kardinäle ihn aufgeklärt: er bekam Gewissensbisse und zog seine Unterschrift zurück." (24 März 1813). Gleichzeitig wurde eine Exkommunikationsbulle gegen den abtrünnigen Sohn der Kirche vorbereitet. Dieser jedoch bekam Wind davon und es gelang, sie rechtzeitig zu unterdrücken. Auf St. Helena (1816) äußerte Napoleon über Pius VII: „er ist wirklich ein Lamm; ein guter Mensch, ein wahrer Biedermann den ich schätze und liebe."

Kehren wir zu Consalvi zurück.

Im Jahre 1814 stellte er sich in Paris Ludwig XVIII und in London dem Prinz-Regenten vor. Diesen gewann er vollständig durch seine Persönlichkeit. Ebenso Alexander I und Friedrich Wilhelm III in Wien. Sein Plan und Zweck war: die weltliche Herrschaft durch die drei akatholischen Mächte wiederherstellen zu lassen, namentlich die Legationen sowie Benevent und Pontecorvo wieder zu erhalten; letztere waren Dotationen Talleyrands und Bernadottes; auf alle diese Gebiete hatten es Oesterreich Neapel und andere abgesehen. Consalvi rechnete: daß alsdann die Katholiken sich würden fügen müssen, was auch eintrat. Ein damals in Wien Anwesender nennt den Kardinal: „insinuant comme un parfum . . . Nachfolger so vieler unsterblicher Staatsmänner die, halb Schwäne halb Füchse, mit den Worten größere Eroberungen machten als die Kriegsmänner mit dem Degen."

„Als Minister in Rom suchte er den Glanz des h. Stuhls als Thron in jeder Weise zu erhöhen, durch Beförderung der Kunst und Heranziehen der Fremden. So wurde damals Rom der geistige Mittelpunkt Europas für Ketzer und Katholiken. Künstler Gelehrte und Weltdamen, Fremde jeder Art, Diplomaten und Prinzen: für alle war Consalvi Führer Freund Höfling, mit bezaubernder Sorgfalt. Eine seiner größten Eigenschaften war die Kunst: zuzuhören. Er betrieb diese so vollkommen daß der Sprecher glaubte: seine eigenen Worte glitten ihm gleich Perlen aus dem Munde, wie im Mährchen."

„Gegen die Menschen war er höchst tolerant, niemals aber in

den Grundsätzen. Er gewann dadurch die griechischen Schismatiker, die Engländer und Lutheraner. Man gab ihm den Beinamen: die Sirene von Rom."

Am 21 Mai 1817 hatte der neue hannoversche Gesandte seine Antrittsaudienz. Er berichtet darüber:

„Am vergangenen Mittwoch habe ich die Ehre gehabt, dem heiligen Vater in Castel Gandolfo, seiner nahe bei Albano gelegenen Sommerresidenz, mit dem österreichischen Gesandten Fürsten Kaunitz meine Aufwartung zu machen. Der heilige Vater erteilte uns eine sehr gnädige Audienz in seinem Kabinette wo derselbe sich fast eine Stunde lang über allerlei Gegenstände mit uns unterhielt; besonders erzählte er von den Verfolgungen und der schnöden Behandlung die er durch den Exkaiser erlitten hat; ein Lieblingsgespräch des Papstes bei dem er, als einem unerschöpflichen Stoffe, gern verweilt. Nach der Audienz wird man zur päpstlichen Marschallstafel geladen wo die Bewirtung eine sehr anständige ist. Der Maggiordomo Monsignor Navarola, ein geschworener Feind des Kardinals Consalvi, ist Chef des Hofstaates. Der Papst selbst speiset ganz allein und wird von Geistlichen knieend bedient. In Castel Gandolfo fährt er täglich zweimal spazieren; er erscheint auch wohl daselbst abends im Salon und sieht dem Billardspiel zu; übrigens führt er ein Leben das kaum trauriger und einförmiger zu denken ist. Die Landluft hat die Gesundheit Sr. Heiligkeit sichtbar gestärkt; jedoch werden durch Fasten und Kasteiungen die Bemühungen der Aerzte bedeutend erschwert." Auf die letzteren und die persönliche Pflege des alten kränklichen Herrn wirft folgende Nachricht ein seltsames Licht:

„Der Papst that kürzlich in seinem Schlafgemache einen Fall, durch den er sich erheblich verletzte. Er lag drei Stunden lang in seinem Blute ohne seine Dienerschaft herbeirufen zu können. Diese grobe Nachlässigkeit hat in Rom viel Aufsehen gemacht."

Die hannoversche Gesandtschaft machte sich nun an ihr schwieriges Werk. Zunächst fanden Vorbesprechungen mit dem Delegirten der Kongregation Monsignore Mazio statt. Leist ließ darin sein kanonisches Licht leuchten; der Gesandte leitete formell die Ver-

handlungen. Die Rehbergsche Instruktion gab dazu die Anleitung. Diese war entstanden wesentlich auf Grund von Gutachten älterer josephinisch gebildeter katholischer Geistlicher, und aus protestantischen Anschauungen der Aufklärungsperiode. Beide bewegten sich in der Irre. Die Protestanten jener Generation kannten das römische Kurialsystem aus ihrer bisherigen Praxis überhaupt nicht; die alten katholischen Theologen hielten es für überwunden. Beide gingen davon aus: daß der Staat die äußeren Verhältnisse der katholischen Unterthanen autonom zu organisiren habe. Uebrigens ganz im Sinne des Professors Leist.

So spitzten sich die Verhandlungen bald in Erörterungen von Prinzipien zu und man trat mehr und mehr auseinander. Man beschloß daher: den Schriftenwechsel zwischen den beiden Fachgelehrten zu versuchen. Die Hauptfragen drehten sich um: 1. Grenzen der Bistümer und ob deren eines (Hildesheim) oder zwei (auch Osnabrück) zu schaffen; 2. deren Dotation; 3. landesherrliche Ernennung der Bischöfe; 4. Grenzen des staatlichen Aufsichtsrechts. Ompteda erkannte auch diesen akademischen Disput bald als fruchtlos. „Hofrat Leist freilich glaubt das Gegenteil. Ich aber glaube: man muß bei Zeiten auf Modifikationen sinnen die dem Hauptzweck nicht schaden." Leist stellte nun alle Forderungen und Bewilligungen in ein Memoire zusammen und der Gesandte überreichte dieses mit einer Note dem Staatssekretär unmittelbar. Nicht ohne eigenes Kopfschütteln. „Herrn Leists Arbeit," berichtet er darüber rücksichtsvoll, „war ohne Zweifel in der Materie sehr gut, bedurfte aber immerhin einer sorgfältigeren Redaktion; ich habe nachgeholfen so gut ich konnte." „Herr Leist, mehr geübt in der Führung der Waffen des kanonischen Rechts als geläufiger Diplomat, arbeitet im Schweiße seines Angesichts mit ungewöhnlicher Rührigkeit. Ich hoffe sehr," fügt er zweifelnd hinzu, „daß wir es nicht zu bereuen haben werden: Alles auf einmal gesagt und dadurch eine völlig negative Antwort und eine ausgeführte Darlegung der ultramontanen Theorien herausgefordert zu haben. Man bereitet eine solche vor. Inzwischen verhandele ich über Nebenpunkte weiter." Schon bald darauf meint er, mit gewachsener Zuversicht gegenüber seinem gelehrten Rate: „man hätte

die häkeligen Punkte lieber gar nicht berühren sollen. . . . Württemberg Preußen und Holland beobachten den Gang unserer Verhandlung die bestimmt scheint, als ein Probemuster für diejenigen zu dienen die eröffnet werden sollen wenn wir fertig sind; man sieht die Sache als von einer völlig entmutigenden Schwierigkeit an. . . . Fragt man nun aber: weshalb Rom jetzt seine Ansprüche so hoch spannt und was den Impuls zu diesen Anmaßungen giebt? so ist das wohl als eine Reaktion gegen die erlittenen Unterdrückungen zu erklären, die nun ihrerseits die Grenzen des strengen Rechts überschreitet." — Die allgemeine „Restaurationspolitik" des Fürsten Metternich war damals auf der Tagesordnung. Münster antwortete unterm 10 August 1817: „Ich erwarte mit Ihnen: daß der römische Hof unsere Forderung in einem gelehrten Memoire ablehnen wird"; und über die im Konzepte eingesandten Leist'schen Entwürfe: „Ich gestehe daß ich zu hören wünsche: daß Sie die sonst sehr schätzbaren gelehrten Auslassungen für die etwa nötig werdende Replik zurückgehalten haben mögen, und daß die Pillen die der Papst hat verschlucken sollen, durch Ihre diplomatische Feinheit etwas vergüldet worden sein mögen."

Unterm 2 September 1817 lief die Antwort der Kurie auf der Gesandtschaft ein. Sie fiel, in Beziehung auf die Grundsätze, ziemlich so aus wie Münster und Ompteda erwartet hatten. „Die hannoversche Note," heißt es, „stelle nicht wenige Forderungen die den Grundsätzen der katholischen Religion prinzipiell widerstritten, deren Bewilligung daher dem Papste unmöglich sei. Dieses Unmögliche wolle man ausscheiden und sich übrigens Punkt für Punkt mit loyaler Offenheit aussprechen." Diese Aussprache nimmt in dem Werke: „Zur Geschichte u. s. w." 28 Druckseiten ein.

„Wolle," so schließt Consalvi, „Hannover auf den von ihm aufgestellten unzulässigen Grundsätzen beharren so würde jede weitere Unterhandlung nutzlos sein. Wolle es dagegen sich überzeugen: daß eine gemeinsame Ordnung der Angelegenheiten der hannoverschen Katholiken nicht anders als nach katholischen Grundsätzen geschehen könne, so sei man bereit: auf Anträge die in diesem Sinne gestellt werden würden, gern und mit Eifer einzugehen."

Der Gesandte, der etwas derartiges vorhergesehen hatte und keinen Beruf zum Kulturkämpfer verspürte, bezeugte dem Staatssekretär schon am 7 September seine Freude über die Offenheit der Erwiderung. Er wahrte milde den protestantischen und staatshoheitlichen Standpunkt. Unter den Umständen hielt er es für das Richtige: zuerst nur dasjenige in Angriff zu nehmen worüber eine Vereinigung doch noch immer möglich erscheine, alles Uebrige aber zu verschieben.

Die Verhandlungen wurden am 23 September nebst Leists Gutachten nach Hannover eingeschickt mit der Bitte um neue entsprechendere Instruktionen. Ompteda erstattete am 4 Oktober einen besonderen Bericht an den Prinz-Regenten nach London, der ernstlich vor allem: Nachgeben in den „Grundsätzen" empfahl falls man nicht den Bruch wünsche. „Uebrigens" schließt er, „ist vorläufig schon, bei Gelegenheit der zwar mit höchster Urbanität stattfindenden mündlichen Diskussionen" (über Punkte wo Einigung in Aussicht stand), „eine große Bestimmtheit der römischen Curie in Festhaltung gewisser Prinzipien zu bemerken." — — — — — Sehr sei zu wünschen: daß unsere Geistlichen in der Frage der gemischten Ehen vom Geiste der Unduldsamkeit und des Starrsinns freiblieben, weil dadurch das Prinzip der Religions-Parität verletzt werde; um so mehr als durch die Negotiation mit der päpstlichen Curie eine genügende allgemeine Konzession für solche Fälle schwerlich jemals zu erreichen sein dürfte."

Münster antwortete unterm 17 Oktober 1817:

„Bei meinem letzten Vortrage konnte S. k. H. die Bemerkung nicht unterdrücken: ‚daß der päpstliche Hof alle von unserer Seite angebotenen Begünstigungen der katholischen Kirche zwar mit Dank aber doch als eine Schuldigkeit annimmt, dagegen von seiner Seite zu den Grundsätzen des Mittelalters zurückkehrt'."

„Wenn der römische Hof bei dem Satze streng beharren wollte: alle seine Prätensionen mit Glaubensartikeln in Verbindung zu bringen, diese als an und für sich unumstößlich hinzustellen und dann, bei jeder Bestreitung, deren Sätze mit der Aeußerung zurückzuweisen: daß in allen Fragen der Art der Papst einziger und

oberster Richter sei, — so würde jede Unterhandlung unmöglich werden; denn es liegt im reinen Begriff der Souverainetäts-Rechte der Regenten: ihre höchste Befugniß nicht zu teilen." — — Die Gegenstände, die beide Teile nicht aufgeben können, seien auszuscheiden und durch einseitige gesetzliche Bestimmung zu ordnen. — — „Argumente wie: daß Fürsten nicht Hirten sind sondern zur Heerde gehören; daß der Papst nicht in die Dispositionen des Reichs-Deputations-Hauptschlusses von 1803 gewilligt hat; daß diese oder jene Einrichtung die Wiedereinführung der Klöster erschwert, — verdienen kaum eine ernsthafte Widerlegung."

In Rom saß seit dem August 1816 als preußischer Gesandter Barthold Niebuhr. Ein Sohn des bekannten Orientreisenden Carsten Niebuhr 1776 zu Kopenhagen geboren, erwies er von früh auf einen hervorragend begabten Geist; schon in der Jugend war er ein vielseitig gebildeter Gelehrter. Während der Tage der Schlacht von Jena trat er aus dem dänischen in den preußischen Staatsdienst, arbeitete unter Stein und Hardenberg in Memel, schrieb dann als Universitätslehrer in Berlin, von 1810 bis 1813, sein grundlegendes Werk: „Römische Geschichte" und folgte im Jahre 1813 Hardenberg in's große Hauptquartier. Nach Rom war er mit gleichartigen Aufträgen wie Ompteda geschickt; Jahre lang jedoch blieb seine Thätigkeit eine rein beobachtende, denn erst nach vierjährigem Warten, im Jahre 1820, erhielt er seine erste Instruktion zur Einleitung der Verhandlungen. Der hannoversche Gesandte war ausdrücklich angewiesen worden: sich mit seinem preußischen Kollegen in Fühlung zu setzen und zu halten. Zugleich war er durch einen Privatbrief des Vetters Ludwig Ompteda in Berlin bei Niebuhr eingeführt. Diese beiden verbanden freundschaftliche auf gegenseitige Sympathie gegründete Beziehungen. Schon in einem Briefe Niebuhrs aus Prag, vom Oktober 1813, heißt es über seinen Aufenthalt im großen Hauptquartier zu Reichenbach und die Männer, die ihm dort nahe standen: „Ompteda, der Hannöversche Gesandte (Vetter des Grafen Münster(?)) war uns durch treuen herzlichen Sinn recht lieb." — Und am 7 November 1813 aus Leipzig schloß

er eine längere Schilderung der Zustände in und um diese Stadt mit den warmen Worten: „Mich verlangt nach einer guten Gelegenheit, Ihnen aus Berlin zu schreiben, wie wir uns zu unterreden gewohnt waren. Seien Sie überzeugt, daß es mir sehr schmerzlich sein würde wenn, was freilich nicht zu besorgen scheint, die Umstände es so fügten, daß unsere Bekanntschaft nicht bald in Berlin der Grund eines immer vertrauteren Umgangs würde; ich verehre Sie aufrichtig und herzlich. Ihr treuergebener Freund, Niebuhr." Aber es verging mehr als ein Jahr, bis Fritz Ompteda die Annäherung leidlich gelang. Die Schwierigkeit lag in der Grundverschiedenheit ihrer Naturen und Lebensrichtungen. Niebuhr war von jeher ein Mensch von starkem und tiefem Gefühl, liebenswürdig in der Heiterkeit und ein zuverlässiger Freund wo er sich endlich angeschlossen; aber kränkelnd, reizbaren Temperamentes, ungleicher Stimmung; sein Urteil über ihm misfallende Gegenstände und Personen scharf und bitter. Sein hervorragender Verstand und seine tiefe Gelehrsamkeit machten ihn anspruchsvoll im geistigen Verkehr. Er haßte und verachtete die alltägliche Geselligkeit und die Alltagsmenschen, also die große Mehrheit. Differenzen in den Meinungen regten ihn auf; in der leidenschaftlichen Aufregung schonte er selbst seine bewährten Freunde nicht. Ernste Studien und die Arbeit der Feder waren ihm Genuß, sie füllten sein Leben aus. In den „Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr", 1838 in 3 Bänden herausgegeben von seinem Freunde Friedrich Perthes, finden wir über 600 Briefe, die mehr oder weniger geistreich und inhaltsreich sind, die aber häufig den Eindruck machen: von einem Briefkünstler als Selbstzweck geschrieben zu sein, und die von einem starken geistigen — immerhin berechtigten — Selbstbewußtsein und Herabsehen auf das profanum vulgus nicht frei sind.

Das Leben in Italien, wo er zudem fast stets kränkelte, misfiel Niebuhr gründlich. „Die Italiener sind eine Nation von wandelnden Todten" heißt es in einem Briefe an den Philosophen und Romanschriftsteller Friedrich Heinrich Jacobi vom 11 Januar 1817. „Beklagen muß man sie und darf sie nicht hassen; denn ein unabwendliches Unglück hat sie in diese Erniedrigung gestürzt; aber

sie ist darum nicht weniger vorhanden. Geist und Wissenschaft, jede Idee welche das Herz schlagen macht, jede edle Thätigkeit sind von diesem Boden verbannt. Alle Hoffnung, alles Sehnen, alles Streben, ja alle Fröhlichkeit: denn eine freudenlosere Nation habe ich nie gesehen. — — — Hier, wo gar keine Nationalgeschichte vorhanden ist, hier ist . . . nur ein Misbehagen ohne Schmerz und ohne Sehnsucht nach etwas Besserem. Man gewinnt hier ein Bild: wie wohl die Griechen unter Augustus und Tiberius sein mochten." — — Und zur selben Zeit: „Mein Amt könnte mir einen Beruf gewähren, der wenigstens das Bewußtsein andern zu nützen gäbe: aber man ist so unbegreiflich saumselig" (in Berlin), „und alle wichtigen Instruktionen bleiben aus." . . . „Du willst wissen: ob ich in Gesellschaften lebe? So wenig als möglich; es ist der Tod durch Langeweile. Alle Dienstag ist diplomatisches Diner beim Französischen Ambassadeur; immer die nämlichen Menschen, und eine solche Dürftigkeit des Gesprächs wie ich sie vor zwanzig Jahren in ähnlichen Gesellschaften nicht fand." Erst ein Jahr später heißt es: „Wir hatten uns bis dahin fast ganz eingezogen gehalten, aber das geht nun nicht mehr an; wir sind eingerichtet und müssen nun von Zeit zu Zeit große Gesellschaften geben. . . . . Rom ist der dissipirteste Ort des versammelten Müssiggangs aus ganz Europa geworden; und wenn das Ministerium mir Mittel geben wollte hier eine Rolle zu spielen, so wäre es schrecklich, seine Zeit dazu zu vergeuden." Gegen die Freuden des Carnevals finden wir eine nicht minder herbe Ablehnung: „Giebt es etwas Abgeschmackteres und Abstumpfenderes, als jährlich zu fester Zeit wiederkehrende Zerstreuungen, in die man sich hineinwerfen muß, man mag dazu gestimmt sein und die Lage . . . mag dazu passen oder nicht. Daß die Jugend eine Zeit hat wo sie sich, ungestört durch Pflichten, der Lustigkeit hingiebt, das ist ganz in der Ordnung; aber daß ernste Männer von reifem Alter und entschiedenen Pflichten sich so betäuben, ohne zur Lustigkeit zu kommen, das ist kaum begreiflich. In den guten Unglücksjahren waren diese Miserabilitäten nicht so."

Die gewöhnliche diplomatische Lebensweise nannte er: fuga vacui. „Offenbar heißen in unserer Zeit die meisten Diplomaten doch nur

so, weil sie keine Diplome zu lesen verstehen." — — Aber „welch ein Glück . . das ist, daß es keine Hofdamen hier giebt! es wird mir so schwer, die eine von der anderen zu unterscheiden."

Besonders empfindlich verstimmt war Niebuhr durch die Anwesenheit und stille, vom Gesandten unabhängige Thätigkeit des preußischen Generalkonsuls Bartholdy in Rom, „einer von jenen mit denen Hardenberg sich unglücklicherweise umgeben, und der den Cardinal Consalvi, den er sich zu London und Wien durch Dienstleistungen verpflichtet, dazu gewonnen hatte: von Hardenberg zu erbitten, daß er hier als Generalconsul angestellt werden möchte. Jetzt hat er ihn kennen gelernt und bereut seine Empfehlung." — Umgekehrt war wiederum Bartholdy auf Niebuhr eifersüchtig den er als praktischer Mann weit zu übersehen glaubte; mit dem hannoverschen Gesandten dagegen fanden gegenseitige gute Beziehungen statt.

Daß dieser Zug seiner Natur nach Innen Niebuhr als Diplomat im Wege stand, bedarf wohl keiner weiteren Begründung; ebensowenig daß ein keineswegs tiefer Weltmensch wie sein hannoverscher Kollege, der zwar in allen Salons nicht aber in der Bibliothek des Vaticans zu finden war, ihn anfangs abstoßen konnte, bis er dessen gleichmäßige heitere Gutherzigkeit und seinen gesunden praktischen Menschenverstand in ihren Wirkungen auf das gleichartige Geschäft schätzen gelernt hatte.

Es möge nun vorgeführt werden: wie diese beiden Männer nach und nach dennoch zu einander kamen, da dieser Abschluß ihrer Beziehungen beiden, zunächst aber Fritz Ompteda, zum ehrenden Andenken gereichen wird.

Anfangs finden wir sie in dem Buche „Zur Geschichte u. s. w." einander entgegen gestellt, wobei — wie vorauszusehen — der hannoversche kirchenpolitische Dilettantismus und sein gleichwertiger Vertreter vor dem Richterstuhle der Geschichte nach Verdienst übel fahren. „Nach Rehbergs politischem System geschah der kirchlichen Societät der Katholiken im Lande das was sie durchaus befriedigen mußte, und ward keines ihrer wohlerworbenen Rechte verletzt wenn der Staat ihr gewährte, was er hier" (in der Note vom 28 Juni 1817) „anbot. . . . So stand es in den kirchenrechtlichen Kompendien. . . . Für

den Unterschied: daß manches sich vielleicht der Sache nach erreichen lasse, was doch nicht als ausdrückliches Zugeständnis zu erreichen sei" (Omptedas persönlicher Standpunkt!) „hatte man aus Mangel aller kurialen Erfahrung keinen Blick in Hannover. Nach Rom aber hatte man, statt wie Preußen einen Staatsmann der beobachten und nötigenfalls ergänzen konnte, vielmehr einen Edelmann gesandt, welcher eingestand: von den Dingen, auf welche es hier ankam, nichts zu verstehen. Und dieser Gesandte, wie sein kundigerer Gehülfe, waren ehemalige Diener König Jeromes." — — Leider hat der Staatsmann ebenfalls 4 Jahre lang in Rom vergebens „beobachtet". Als das Objekt auch im fünften nicht klar werden wollte, kam der Staatskanzler Hardenberg (1821) selbst nach Rom um den Gesandten „zu ergänzen", und schloß persönlich mit Consalvi ab. Wo übrigens Ompteda das dienstliche Geständnis abgelegt hätte: „daß er von den Dingen, auf die es ankäme, nichts verstehe," ist mir unbekannt. Allerdings hatte er keine akademische Lehrerlaufbahn hinter sich, wie Leist und Niebuhr; aber er war bescheiden, und — wie der welterfahrene Antonio sagt: „welcher Kluge fänd' im Vatikan nicht seinen Meister?"

Der praktische Generalkonsul Bartholdy, Hardenbergs vertraulicher Berichterstatter, schreibt im Januar 1818, also nach der hannoverschen in „Zur Geschichte" sehr streng gerichteten Septemberkatastrophe: „Preußen möge sein Konkordat nicht beschleunigen da es selbst noch neue Organisationen auf staatlichem Gebiete erwarte. Anderenteils seien Rußland und Hannover, beide besonders günstig gestellte nichtkatholische Mächte, augenblicklich mit der Kurie in Unterhandlung; beide mehr aus Liberalität und Ordnungsliebe als aus Notwendigkeit. Hannover mit vortrefflich zusammengesetzter, den deutschen nichtkatholischen Fürsten unzweifelhaft nichts vergebender Gesandtschaft; Rußland schläfrig und ruckweise nach Kaiser Alexanders Natur." Fritz Ompteda hatte sich dem preußischen Gesandten ohne große Erwartungen genähert. Vom Vetter Ludwig war er auf dessen Licht- und Schattenseiten vorbereitet. So vermutete er für sich nicht allzu viel. „Mit Niebuhr," schreibt er dem Vetter im Juni 1817, „den ich gefunden wie Du ihn beschrieben, bin ich wohl zufrieden." Jedoch erwärmte sich das Verhältnis während des nächsten Winters

nicht. Im März 1818 schreibt das gleichmütige Weltkind Fritz bedauernd: „Mit Kollegen Niebuhr habe ich wenig Gemeinschaft. Er lebt wie ein Bär, und sein Benehmen gegen uns alle (daher ich insbesondere mich gar nicht über ihn zu beschweren habe) ist so durchaus allem kollegialischen oder geselligen Vernehmen entgegen daß es kaum zu denken noch zu beschreiben ist, und er hin und wieder fast als ein Grobian erscheint. Uebrigens ist er ein sehr braver und sehr gelehrter Mann, den ich aber als Gesandten für durchaus unfähig halte. Er behauptet: noch keine Instruktion zur Negotiation zu haben, und scheint recht herzlich darüber erfreut zu sein. . . . Von meiner Negotiation nimmt er keine sonderliche Notiz obschon er — ich glaube — dazu angewiesen ist. Mein Empressement demnächst — wenn wir beide endlich mit unserem Geschäft in's Reine kommen sollten — wird sich übrigens genau nach demjenigen regeln, welches Herr Niebuhr mir bis jetzt in unserem Verhältnis zu beweisen mich würdig erachtet, und ich würde ihn ganz haben laufen lassen wenn meine Instruktionen mich nicht bestimmt hätten, mich mit ihm zusammen zu thun." — Im Mai 1818 finden wir in einem offiziellen Berichte: Niebuhr habe seiner Regierung das baierische Konkordat (das dort nur mit sehr bedeutenden Abschwächungen in Form eines Staatsgesetzes, des baierischen Religionsediktes angenommen war) als Vorbild vorgeschlagen; der Vorschlag sei jedoch nicht gut aufgenommen. Dessen Inkongruität erkläre sich „allenfalls durch das sonderbare Gemisch der ausgebreitetsten Kenntnisse und des wissenschaftlichen Verständnisses dieses ausgezeichneten Mannes mit einer oftmaligen Schiefheit seiner Ansichten, sobald der Gegenstand zur unmittelbaren praktischen Anwendung gediehen ist."

„Der zum preußischen Generalkonsul in Italien designirte Herr Bartholdy der, mit einer politischen Korrespondenz beauftragt, seit mehreren Jahren sich hier aufhält und mit einem geübten praktischen Verstande große Kenntnis des hiesigen Terrains verbindet, auch beim Fürsten Hardenberg" (der bekanntlich ebenfalls ein Mann der Praxis war) „wohl angeschrieben ist, scheint den Auftrag erhalten zu haben: ebenfalls ein Gutachten über die Art der in Rom einzuleitenden Negociation nach Berlin einzusenden. Ich zweifle nicht, daß er seiner

Regierung geraten: jene nur dann im gegenwärtigen Augenblick zu eröffnen wenn sich etwa eine faktische Notwendigkeit für die unverzügliche Organisation jener Verhältnisse in den Rheinprovinzen ... offenbaren sollte; daß man aber im entgegengesetzten Falle zögern, und abwarten müsse: was Hannover zu Stande bringe. ..."

Dieses zweckmäßige und für beider Geschäfte förderliche Verhältnisse Omptedas zu Bartholdy war offenbar für Niebuhr der Stein des Anstoßes und Aergernisses. Von seiner absoluten Höhe herab machte er seiner Gereiztheit in folgendem dunklen Schattenrisse der Hannoveraner Luft:

Er habe (Bericht vom 20 August 1818) die Hannoveraner im letzten Winter (also nach den Erfahrungen aus der Septembernote von 1817) beschworen: die kitzlichen Punkte aus den Verhandlungen fortzulassen. „Herr von Ompteda, übrigens ein ränkevoller Mensch (homme rusé) aber ohne Einsicht und Kenntnisse, faul zur Arbeit, sehr gleichgültig für die in Frage stehenden Interessen, würde sich meinen Ratschlägen sehr gut akkomodirt haben. Sein Legationsrat dagegen wollte sich von den römischen Kommissären wegen seiner Kenntnisse im kanonischen Recht bewundern lassen. Nichts komischer als ihn erzählen zu hören: wie er die Prälaten erstaunt hat indem er ihnen das Tridentinische Konzil nach Sessionen und Paragraphen citirte. Herr Leist ist ein sehr mittelmäßiger Kopf; seine erlernten Kenntnisse in den Fächern die er ehemals gelehrt hat, mögen sehr ausgebreitet sein; aber ein Pedant, der sich für einen Staatsmann hält, wird notwendiger Weise Angelegenheiten verderben die etwas anderes erfordern als Universitätsweisheit. Und gerade als Staatsmann hält Herr Leist sich für hervorragend; aus seiner westphälischen Thätigkeit her." ... „Er hat die lächerliche Thorheit gehabt: das französische und baierische Konkordat öffentlich zu tadeln. ... Die ehemaligen Diener des Königs Jerome müssen den Grafen Blacas" (hervorragender Emigrirter) „detestiren, und er giebt ihnen das zurück." ...

Im letzten Satz finden wir ganz den weltflüchtigen Niebuhr, der diplomatisches Leben und besonders das römische nicht kannte, weil er es zu tief unter sich sah. Denn in der Wirklichkeit verläuft das

Leben, namentlich der diplomatischen Welt, keineswegs so prinzipienvoll wie in den Lehrbüchern; dort ist zwei mal zwei höchst selten gleich vier. Vielleicht kam auch patriotischer Haß des Adoptiv-Preußen gegen die ehemaligen „Westphälinger" mit in's Spiel. Fritz Ompteda war, nach den Tagebüchern, nicht nur ein häufiger, wöchentlich mehrmaliger Gast des französischen Botschafters in Rom und auf dem Lande; er erwähnt auch ausdrücklich gegen Münster seine freundschaftlichen Beziehungen zu Graf Blacas.

Erst in späterer Zeit gelangte der Einsiedler Niebuhr zu einem gerechteren Urteil über den „ränkevollen" Kollegen, an dessen Tische wir ihn einmal im November 1817 und dann wiederholt erst ein Jahr später als Gast finden.

Der Winter von 1817 auf 1818 verging ohne daß die ersehnten Instruktionen eintrafen. Um die Jahreswende hatte Fritz Ompteda abermals drei Wochen lang mit einem nicht ungefährlichen Anfall der sogenannten vagen Gicht zu kämpfen. Im März schreibt er dem Vetter in Berlin sehr aufrichtig über seinen ersten verfehlten Anlauf gegen die Bollwerke der Kurie: „— — von Hannover aus wird mir bis jetzt mein hiesiges ziemlich häkliches Geschäft nicht besonders erleichtert. Die ersten Instruktionen waren (dies sei unter uns gesagt) ohne die mindeste Kenntnis des über das hiesige Terrain wehenden Geistes abgefaßt, und hatte ich mit solchen — von dem aus Eifer und durch etwas Eitelkeit reizbaren, sehr bald verstimmten Doktor Leist sehr schlecht geleitet — den schlüpfrigen Boden des Vatikans zu betreten. Bereits im September habe ich andere Instruktionen begehrt; auch weiß ich daß man meine Ansichten rücksichtlich der zu treffenden Veränderungen geteilt hat; aber nachdem man mich einen Monat zum anderen vertröstet, haben jene neuen Instruktionen bis jetzt sich vergeblich erwarten lassen, welches Rehberg durch den Zusammenfluß der wichtigsten Geschäfte zu entschuldigen sucht. — Recht lange kann jedoch dieser Zustand nicht mehr dauern, und ob ich dann endlich noch mit Ehren aus diesem kanonistischen Labyrinthe mich herausfinden werde, wird der blinde Zufall entscheiden."

Das Buch „Zur Geschichte u. s. w." bemerkt dazu mit akademischer Strenge: „Für einen Diplomaten der negociiren soll, ein schlimmes

Bekenntnis." Etwas milder würde wohl aus eigener praktischer Erfahrung Antonio Montecatino seines nachgeborenen Kollegen damalige Schwierigkeiten erwogen haben. Als er selbstbewußt im Erfolge rückschaute auf „manchen bald mit Ungeduld durchharrten, bald absichtsvoll verlornen Tag", gestand er dabei bescheiden zu: daß er diesen Erfolg wesentlich nicht seiner staatsmännischen Kunst sondern glücklichen Umständen verdanke:

„Es ist nicht mein Betragen, meine Kunst,
„Durch die ich deinen Willen, Herr, vollbracht.
„— — — Vieles traf zusammen
„Das ich zu unserm Vortheil nutzen konnte.
„Dich ehrt Gregor und grüßt und segnet dich.
— — — Um deinetwillen that er viel."

So lag es:

Der Kardinal Consalvi hatte in England besonderes Gefallen am Prinz-Regenten gefunden, der persönlich bestrickend liebenswürdig sein und Zutrauen erwecken konnte.

Die sehnlichst erbetene zweite Instruktion ließ jedoch den ganzen Winter über und bis tief in den Frühling 1818 hinein auf sich warten. Die ersten Monate dieses Zeitraumes benutzte man zu mündlichen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Gelehrten Leist und Mazio über einzelne „technische" Fragen. Da jedoch diese immermehr den Karakter von Erörterungen akademischer Doktorfragen annahmen, so ließ Ompteda sie einschlafen. Eine wesentliche Ursache dieses Mislingens findet er in Leists Persönlichkeit. Er klagt gegen den Vetter Ludwig: „Leist ist mir zu pedantisch und daher oft beschwerlich, da die Theorie überhaupt" (als zu verwirklichender Zweck) „hier ein Gräuel ist." .... Später spricht er seine persönliche Zufriedenheit mit dem Leben in Rom aus, wo er dauernd zu bleiben wünsche. „Meines Gefährten Leist Ansichten sind dagegen auch in dieser wie in mancher anderen Beziehung sehr verschieden, und seine Beweglichkeit verhindert ihn oft, die Annehmlichkeiten eines richtig gewählten Standpunktes zu genießen. Unser Vernehmen ist zwar ununterbrochen gut; doch könnte Manches besser sein, und mit allem Respekt für sein jus canonicum ist er zur Diplomatie durchaus unfähig." ....

Am 5 Januar 1818 war der Entwurf der zweiten Instruktion

von Hannover nach London abgegangen, aber erst am 7 Mai traf der Erlaß in Rom ein. Münster schrieb dazu — Omptedas Anträgen entsprechend: „— — Da der Römische Hof jetzt mehr wie je darnach trachtet, die Misbräuche des Mittelalters in Rücksicht auf hierarische Eingriffe in die Souveränetäts-Rechte der Fürsten wiederaufleben zu machen; da er stets sucht, Gegenstände die mit dem Glauben eigentlich in keiner nothwendigen Verbindung stehen, als Glaubensartikel darzustellen über die der Papst sich in keine Unterhandlung einlassen zu dürfen vorgiebt, so: — — — kein Konkordat; nur einzelne Punkte regeln, und übrigens die Souveränetäts-Rechte der Landesherrschaft nicht der Erniedrigung aussetzen: über deren Befugnisse mit einem fremden Hofe rechten zu müssen."

Der Gesandte bezeugte dem Staatssekretär sofort seine Bereitwilligkeit: die Verhandlungen wieder aufzunehmen.

Am 20 Juni bittet er Münster: „nicht die Geduld zu verlieren, wozu ich mich oft selber ermahnen muß. Auch ist mir der Mut nicht gesunken: aber wenn man nicht hier am Orte lebt, ist es schwer: sich alle die Schwierigkeiten vorzustellen die sich einer Negotiation wie die meinige entgegenstellen. Inzwischen habe ich den Cardinal Consalvi auf's Höchste zu loben. Wir behandeln die Angelegenheit wie unter Freunden, mit allem zulässigen Vertrauen. . . . Jedoch die Sache schneller vorzutreiben ist hier nun einmal unthunlich. Aber alles was nicht glattaus unmöglich ist, wegen des unerschütterlichen Systems der Curie und ihres eigentümlichen Verhältnisses zu einer protestantischen Regierung, wird ganz bestimmt erreicht werden. Die Bürgschaft hiefür findet sich in den Dispositionen des Papstes und Staatssekretärs gegen S. K. H. den Prinz-Regenten und unsere Regierung, und zugleich in dem vorzüglichen Grade des Vertrauens womit man mich beehrt und wodurch ich in den Stand gesetzt bin, mit ziemlicher Klarheit das Ganze zu durchschauen."

Niebuhr schildert sein Verhältnis zu Consalvi ziemlich ähnlich in Beziehung auf dessen glatte vertrauliche Form bei unwankender Festhaltung des Standpunktes: „Der Cardinal Staatssekretär ist im höchsten Grade Italiener, und zwischen der Nation und uns kann die Art des gegenseitigen Verstehens und des individuellen Wohl-

wollens nie entstehen, wozu wir mit den Franzosen meistens gar nicht schwer kommen. . . . Der Cardinal hat aber ein unbedingtes Vertrauen für mich gefaßt. . . . Uebrigens nimmt er meinen Rat nur insofern an, als er nicht gegen seinen Ideenkreis verstößt, und auf diese Weise ist denn auch bei sehr schwierigen Fällen nicht mit Rat zu helfen."

Der Kardinal war danach augenscheinlich, was die Franzosen: „un charmeur" nennen.

Omptedas Bericht fährt fort: „Ein vertraulicher Wink wegen des letzten Auskunftsmittels einer" (einseitigen) „päpstlichen Bulle ist mir bereits gegeben."

Es hatten nämlich inzwischen der Staatssekretär und Ompteda die Verhandlungen persönlich in die Hand genommen, ohne Mitwirkung der beiden Canonisten, ja! ohne deren Vorwissen, da — wie Niebuhr berichtet — die beiden canonistisch gelehrten Commissarien, Leist und Mazio nur „endlose Dispüten veranlaßten". Man benutzte dazu die Gelegenheit einer Urlaubsreise Leists nach Neapel. Das Ergebnis dieser Besprechungen war der noch formlose Entwurf eines Konkordates, den Ompteda am 3 September 1818 einsenden konnte. Leist hatte das Aktenstück erst kennen gelernt als es fertig vorlag; da der Weg auf dem es entstanden ihn kränkte, so misfiel ihm das erreichte Ziel um so mehr. In Hannover war man geneigt seine Ansicht anzunehmen: „daß der Gesandte es habe an Vorsicht fehlen lassen und nicht das gehörige Mistrauen gegen Rom habe".

Münster jedoch hatte einen direkten Bericht des Gesandten erhalten (vom 3 September 1818): „Ich schicke nach Hannover ein Concordatsprojekt ein, welches ich nicht die Absicht habe zu empfehlen, sondern um dem Ministerium zu einer klaren Anschauung über den Punkt zu verhelfen: ob mit Rom noch ferner verhandelt werden soll, und ob mit Rom überhaupt verhandelt werden kann? Herrn Leists Gutachten über die von mir mit dem Cardinal Consalvi herausgearbeiteten Punkte wird wohl nicht besonders günstig ausfallen, — wessen ich mich auch gern bescheide. Er ist jedenfalls unbefangen, da seine Bemühungen bei dieser Arbeit nur von negativer Art haben sein können."

Den Entwurf hatte Ompteda Niebuhr vorgelegt, der darüber günstig nach Berlin berichtete. Münster schrieb zurück: „Auch ich habe in einer gewissen Angelegenheit längst eine kleinliche Eifersucht einer gewissen Person gegen Sie bemerkt, aber auch mit Recht mich darauf verlassen, daß Sie darauf keine Rücksicht nehmen werden. Die Ihnen zugegangenen Anweisungen sind auf direkten Befehl von Oben erfolgt."

Auch nach Hannover hin beurteilte Münster das Projekt günstiger: „wenn Ompteda zu großes Vertrauen zeige" schrieb er den Herren Kollegen nach Hannover zurück, „so zeige Leist zu weit getriebene, mistrauische Aengstlichkeit."

Daraufhin wurde in Hannover eine dritte Instruktion ausgearbeitet, die das Leist'sche Gegenprojekt verwarf und fernere Verhandlungen auf Grund der Consalvi-Ompteda'schen Vorlage vorschrieb. Der gelehrte Doktor hatte davon zeitig Wind bekommen und erkannt: daß sein weltmännischer Schüler sich seiner Leitung mit Erfolg entwunden habe; daß er jetzt als Missions-Chef aufgetreten sei. Er fühlte daß seine Stellung in Rom nicht mehr haltbar war; sein Gesandter wünschte nichts mehr als ihm für den Rückzug eine goldene Brücke zu bauen. Er schrieb schon vor Absendung des Projektes vertraulich an Münster: „Der Hofrat Leist wird unruhig, weil bei längerer Abwesenheit sein ausgedehnter Landhaushalt in Ilfeld leide, mit der Gefahr großer Verluste." (Die Einnahmen der Beamten bestanden damals häufig zum größern Teil in Dienstgrundstücken, die sie selbst bewirtschafteten.) „Er wünscht daher, einen festen Termin für seine Rückkehr vor Augen zu haben;" das indessen sei unmöglich. Die Regierung möge jedoch diese Wünsche in anderer Weise berücksichtigen „wenn sie Leists dauernde Anwesenheit in Rom als glattaus nothwendig betrachte".

„Einen Zweifel über diese letzte Frage vorhersehend halte ich mich gewissermaßen verpflichtet, Euer Exzellenz, da Sie vielleicht Anlaß finden könnten meine Ansicht darüber zu vernehmen, mit dieser bekannt zu machen; jedoch ganz privatim, weit entfernt durch irgend ein Wort dem Verdienste des Herrn Leist zu nahe zu treten, dem ich volle Anerkennung seiner großen Gelehrsamkeit und der mir da-

durch bisher geleisteten guten und höchst notwendigen Dienste zolle, die ich nicht anders als sehr wert schätzen kann.... Jedoch besitzt derselbe nicht in gleichem Maße die Gaben für die Negotiation und nicht die Fertigkeit, möglichst rasch in einer fremden Welt Zutrauen und Eingang zu gewinnen, besonders wenn Gegenstände zur Sprache kommen bei denen Bücher- oder Kathederweisheit besser auf kurze Zeit ... bei Seite zu lassen wären. Ich möchte das Euer Exzellenz ebensowenig verhehlen als den sehr natürlichen Umstand: daß hier in Rom, wo Herr Leist sich misfällt, auch etwas Reziprozität in Beziehung auf ihn sich wahrnehmen läßt. Er gilt in der hiesigen Presse als Feind der römischen Curie. Vielleicht sind von seiner Seite kleine Vernachlässigungen der Vorsicht in der Korrespondenz oder in mündlichen Aeußerungen bei Vergleichung seiner canonistischen Theorie mit den Anmaßungen des Vaticans eingetreten. Hieraus ist ein wechselseitiges Misbehagen entstanden, so daß Herrn Leists direkte Theilnahme am Negotiations-Geschäfte bis jetzt von eigentlicher Bedeutung nicht hat sein können (obgleich mir gewiß nicht vorzuwerfen ist ihm solche erschwert zu haben); abgerechnet die Conferenzen mit Monsignore Mazio, deren Beendigung ich nicht beklage. Auch für die Zukunft scheint mir diese Teilnahme nicht besonders anwendbar. Als meinen Ratgeber würde ich Professor Leist allerdings entbehren; indessen habe ich bereits durch seinen Umgang eine gewisse Masse von Anschauungen und Notizen gesammelt, die zwar den Gegenstand nicht erschöpfen die aber zur Not genügen können, um so mehr als wir in gewissen allgemeinen Ansichten, die nun einmal durchaus nicht auf jus canonicum sondern auf Menschen- und Weltkenntnis, auf Würdigung des Zeitgeistes beruhen, doch nicht vollständig harmoniren. Auch macht seine Ueberzeugung ihn mehr zum Bruche mit Rom geneigt, mittlerweile ich meine Imagination anstrenge, in intimer Vereinigung mit Cardinal Consalvi, um künstliche Auswege zur Bekämpfung nicht gewöhnlicher Schwierigkeiten auszufinden."

„Sollte Herr Leist daher den Wunsch nach Rückkehr aussprechen, so hätte ich nichts dagegen, selbst wenn auch — wie er anzunehmen scheint — seine Begleitung seinerzeit von mir gewünscht wäre."

„Ich möchte jedoch wünschen, daß von diesem Briefe nur inse-

weit Gebrauch gemacht werde als es Herrn Leist vollständig konvenirt." —

Fritz Omptedas äußere Lebensführung in Rom war wohl ungefähr diejenige, die Niebuhr von seiner Höhe — und Höhle — aus als schaal und geistlos verurteilt: diejenige eines geselligen einzelnen Mannes, der die ihm gebotenen Freuden dieser schlechten Welt zu schätzen, sie aber auch anderen zu bieten weiß. Er bedauert einmal gegen Münster: daß er nicht, neben seinem mäßigen Gehalte, selbst hinreichend vermögend sei um im Palazzo Rosa Landsleute und namentlich Engländer bei sich zu sehen; diese hatten dort keinen Gesandten. Demungeachtet war sein gastfreier Tisch häufig besetzt mit Durchreisenden: Canning und Wilhelm Humboldt, Wessenberg, Wallmoden; mit Kollegen: Blacas und die hohen Geistlichen des auswärtigen Amtes der Kurie, einige Male auch der Einsiedler Niebuhr mit seinem jungen Legationssekretär Bunsen. Von Künstlern giebt das Tagebuch die Namen: Madame Grua und Tamburini, Thorwaldsen, die Maler Gebrüder Riepenhausen (Hannoveraner), Tischbein, Stackelberg. Leist Kestner und Bartholdy fehlten selten; mit letzterem haben sich, trotz Niebuhrs verwerfendem Urteile, die kollegialischen und konvivialischen guten Beziehungen bis zuletzt erhalten. Kestner trat damals noch nicht hervor. Er trieb Malerei Musik und schrieb über Kunst. Der Historiker Niebuhr hatte für ihn keine inneren Anknüpfungspunkte. Das Theater blieb für Fritz Ompteda eine lebenslängliche Leidenschaft. Dagegen hatte er, wie er an Münster schrieb, der üblen Gewohnheit des Spiels entsagt seitdem er in den Staatsdienst getreten.

Die Prinzessin von Wales lebte seit sie Rom im August 1817 verlassen, äußerlich ruhiger wenn auch nicht geziemender als zuvor, in Pesaro am Adriatischen Meere; ein stiller Platz, berühmt durch seine römischen Altertümer, seine Feigen und seinen größten Sohn: Rossini, der damals schon begonnen hatte durch den „Barbier" die musikalische Welt zu entzücken. Ompteda verlor allmählich die direkte Fühlung mit ihrem Leben, wenn sie gleich ihr schlimmes Wesen nicht völlig unbeobachtet trieb. Diese Fäden liefen jedoch mehr in der Hand des englischen Gesandten zu Florenz Lord Burgersh, späteren

Earl of Westmoreland zusammen, den der Hannoveraner mit seinen eigenen üblen Erfahrungen unterstützte. Die finanzielle Lage am Hofe zu Pesaro muß damals bedrängt gewesen sein; die römischen Bankiers hatten von dort schon allerlei Kostbarkeiten als Unterpfänder für Darlehen in ihren Kisten.

Im Winter 1817 auf 1818 spielte sich vor den englischen Gerichten eine Verhandlung ab die erwies: wie tief die Prinzessin von Wales bereits durch ihre Umgebung in den Schlamm gemeiner Gewissenlosigkeit hinabgezerrt war, und welche Mittel sie anwandte oder zuließ, um deren nimmersatte Geldgier zu befriedigen. Am 10 August 1817 schreibt Münster aus London an Fritz Ompteda: „Jetzt will man hier gegen die Vollstrecker des letzten Willens des hochseligen Herzogs von Braunschweig auf zwei Summen, von 15,000 Pfund Sterl. und 15,000 Louisd'or klagen und zwar aus einer prätendirten Obligation des Herzogs vom 24 August 1814. Die Prinzessin will damals ihrem Bruder das Geld dargeliehen haben. Alle Umstände überzeugen mich: daß die Handschriften falsch sind. . . . Die Nachahmung ist erbärmlich. — Die Trustees" (Vollstrecker) „sind, neben dem Prinzen Regenten, Liverpool und Canning." — Die angeblichen Schuldscheine lagen in der Bank von Coutts. Sie wurden mit deutschen und französischen Briefen des Herzogs von Münster selbst verglichen. Dann beschwor dieser, als Kurator der beiden minderjährigen Söhne, Karl und Wilhelm vor Gericht: daß er dieselben, sowohl nach Handschrift als nach Fassung und Ausdruck für gefälscht halte und zwar durch einen des Deutschen mangelhaft kundigen Engländer. Namentlich seien deutsche, aus dem Englischen entlehnte Ausdrücke gebraucht, z. B. „Herzog auf Braunschweig" (Duke of Brunswick); „Wilehlm" (Wilhelm); „24 auf August" (of August). Diesem Eide schlossen sich die beiden englischen Vollstrecker, im Namen des Prinzen Regenten, an. Später brachte die Augsburger Allgemeine Zeitung vom 5 April 1818 Nr. 95, einen Brief aus London vom 23 März:

„Gestern übersandte ich Ihnen eine getreue Uebersetzung des Eides, den Graf Münster hier vor Gericht abgeleistet hat. Der Eindruck, den diese Erklärung hier gemacht, scheint so tief zu haften daß man sich scheut, denselben auf irgend eine Weise auszusprechen.

Ich erinnere mich noch sehr gut der Zeiten, wo jeder der es in einer Gesellschaft wagte, die leiseste Spur eines Mistrauens in den Angelegenheiten der Prinzessin von W—s zu verraten, von jedermann und besonders dem weiblichen Teile der Gesellschaft mit fanatischer Heftigkeit als boshafter Verläumder angegriffen wurde. Wie es dem großen Haufen gewöhnlich geht, war es auch hier gegangen: man hatte zuerst Partei genommen, suchte nachher Gründe um sich zu rechtfertigen, und gebrauchte Schmähungen als diese Gründe fehlten. Jetzt muß man, so ungern es auch geschieht, den Unverstand der früheren Urteile einräumen; daher die Stille oder die Einsilbigkeit, mit welcher man über diesen Eid des Grafen Münster hinwegzugleiten sucht." — Die Prinzessin verzichtete allerdings auf Beitreibung ihrer Forderung von etwa 500,000 Mark; der dringende Verdacht der Fälschung blieb jedoch auf ihr haften.

Da trat ein Ereignis ein, das der in London seit Jahren erwogenen und seit neuerer Zeit ruhenden Ehescheidungsfrage frisches Leben gab. Die Prinzessin Charlotte, Tochter des Prinz Regenten, Erbin des Thrones von England, vermählt seit 1816 mit dem Prinzen Leopold von Koburg, späteren Könige der Belgier, war am 11 November 1817 im Kindbette verschieden. Dieses beklagenswerte junge Königskind war das schuldlose trauervolle Opfer des alten Fluches: „die Sünden der Eltern sollen an ihren Kindern gebüßt werden." Sie, die Thronfolgerin von England, starb so jung daß sie im öffentlichen Leben der großen Masse ihrer zukünftigen Unterthanen noch keine feste Gestalt gewonnen hatte. Jedoch besitzen wir in den Memoiren des Baron Stockmar, des Freundes ihres Gemahls eine, auf engstes häusliches Zusammenleben gegründete Schilderung ihres Wesens, ehelichen Lebens und jähen Todes.

„Das arme Kind erfuhr niemals: was Elternliebe, niemals was Elternhaus heißt. Vater und Mutter trennten sich bei seiner Geburt. Der Vater stand auf dem Kriegsfuße mit dem Großvater (König Georg III), die Mutter mit der Großmutter (Königin Charlotte). Zuerst war das Kind bei der Mutter in Blackheath, später wurde es dieser genommen und nach Windsor zur Großmutter gebracht, die der Enkelin nie zugethan war. Seit 1812 lebte Prinzessin Charlotte in

der Nachbarschaft von Carlton House, der väterlichen Residenz in London. Ihre Mutter durfte sie nur alle vierzehn Tage sehen. So wuchs sie unter Fremden auf: Obergouvernante und Zubehör." Ueber ihre Eltern war sie nicht im Unklaren. Zu Stockmar sagte sie einst: „Meine Mutter ist schlecht; sie wäre aber nicht so schlecht wenn mein Vater nicht noch viel schlechter wäre." — Der Vater wollte vor allem durch die Tochter nicht belästigt werden; er verlangte unbedingte Willenlosigkeit. So sah die unglückliche junge Prinzessin in einer Heirat das einzige Mittel: sich diesem unerträglichen Zustande zu entziehen. Im Dezember 1813 wurde sie, fast ungefragt, vom Vater mit dem Erbprinzen von Oranien verlobt. Anfangs fand sie ihn nicht „ganz so unangenehm als ich erwartete". Später aber ging diese Erwartung in Erfüllung. Unter keinen Umständen wollte sie sich verpflichten: mit ihm in Holland zu leben. Es leitete sie dabei ein ganz richtiges Gefühl. Der holländische General Gagern weiß in seinem „Leben" nichts Gutes, weder von des Prinzen Begabung noch von seinem Karakter zu berichten. Es fehlte ihm an Umsicht und Urteil, Takt und Feinheit des Benehmens; er täuschte jedoch anfangs durch gemachte Einfachheit und Biederkeit im Auftreten. Ein anderer Holländer, Grovestins, sagt von ihm kürzer und bündiger: „Il n'y avait dans cette pauvre tête ni instruction, ni idée arrêtée sur quoi que ce fût." Seiner traurigen Rolle als Führer in der Schlacht von Waterloo ist in dem Buche: „Ein hannoversch-englischer Offizier" gedacht.

Im Jahre 1814 lernte die Prinzessin den Prinzen Leopold von Coburg kennen, der im Gefolge des Kaisers Alexander I nach London gekommen war. Obgleich achtzehn Jahre alt war sie damals noch von allen Hoffestlichkeiten ausgeschlossen, ebenso wie ihre Mutter. Im Jahre 1816 kam es dann zur Verlobung und Vermählung. Zu jener Zeit lernte Stockmar sie genau kennen: „Sie war von Natur klug lebhaft heiter und wirklich gutherzig, aber etwas launisch spöttisch und zu Schabernack geneigt; vor allem aber ‚impulsiv', das heißt: heftig jeder augenblicklichen Regung folgend ohne die geringste Zurückhaltung. Ihr fehlte diejenige Erziehung die nur das naturgemäße Familienleben geben kann, und die Selbstbeherrschung

die besonders den Fürsten notwendig ist. — Sie war nicht ganz schlecht unterrichtet. Sie war stattlich schön aber ohne gesetzte Haltung; unruhig, zuweilen mit dem Fuße stampfend; viel lachend noch mehr sprechend."

Diese Eigentümlichkeiten erinnern allerdings an die äußeren Fehler der Frau Mutter in ihrer Jugend. — Anfangs war Stockmar nicht sehr entzückt; dann aber hatte „die glückliche Ehe mit einem ausgezeichneten vortrefflichen Mann einen heilsamen erziehenden Einfluß. Die Prinzessin gewann an Ruhe und Selbstbeherrschung, so daß ihre gute und edle Grundlage mehr und mehr hervortrat . . . Sie ist, wenn guter Laune, liebenswürdig und aufmerksam gegen ihre Umgebung. Niemals aber vergißt sie auch nur für einen Augenblick die Königstochter . . . Aber trotz dem ausgezeichneten erziehenden Einflusse ihres Gatten brach eine gewisse unbedachte und ungeschulte Haltung gelegentlich dennoch heraus, namentlich gegenüber solchen Personen die ihr nicht gefielen." Uebrigens dauerte ja diese eheliche Erziehung kaum ein Jahr.

Im Oktober 1816 schreibt Stockmar: „In diesem Hause herrschen Harmonie, Frieden und Liebe — kurz alles was häusliches Glück befördern kann. Mein Herr ist der beste aller Gatten in allen fünf Vierteln des Globus, und seine Frau hegt für ihn einen Betrag von Liebe, dessen Höhe nur mit der englischen Staatsschuld verglichen werden kann."

Und am 26 August 1817: „Das Eheleben dieses Paares giebt ein seltenes Gemälde von Liebe und Treue, und verfehlt niemals seinen Eindruck auf alle Zuschauer, die einen Funken Gefühl in sich haben."

Im Jahre 1817 wurde dieses Glück durch die Aussicht auf einen Erben noch erhöht. Ganz England war in freudiger Spannung. Man hoffte eine neue gute Zeit nach der jetzigen: der des armen alten geisteskranken blinden Königs und des alternden vergrellten unbeliebten Prinz-Regenten.

„Die Prinzessin befand sich während der ganzen Zeit ihrer Erwartung vorzüglich wohl. Und dennoch brachte die Niederkunft: Tod für Mutter und Kind."

Stockmar hatte sich streng von jeder Teilnahme an der ärztlichen Behandlung zurückgehalten. Er kannte die Engländer zu genau um nicht zu wissen: daß jeder Mißerfolg oder Unfall ihm, dem fremden Doktor, von seinen Kollegen und dem urteilslosen „Publikum" in die Schuhe geschüttet werden würde.

Am 3 November 1817 versammelten sich die zu Zeugen berufenen hohen Würdenträger und am 5ten 9 Uhr Abends, nach 52 Stunden, kam ein starker wohlgebildeter Knabe — tot zur Welt.

Die Mutter befand sich normal, nur unendlich erschöpft; in der Nacht jedoch traten plötzlich Krämpfe ein; Stockmar wurde im letzten Augenblick an das Lager gerufen; die Prinzessin drückte ihm noch einmal die Hand, flüsterte seinen Namen, röchelte und — war verschieden.

Stockmar giebt die Gründe dieser fast unglaublichen Katastrophe: Die Obduktion erwies nichts. Er findet die Todesursache in einer, monatelang systematisch angewandten entkräftenden Behandlung. Durch Aderlassen schwache Ernährung u. s. w. — die damals in der englischen Medizin im Schwange war — hatte man den gesunden Zustand der jungen Mutter so heruntergebracht daß sie den Kampf von 52 Stunden nicht bestehen konnte, zumal man es ihr überließ: ihn ohne mechanische Hülfe selbständig durchzufechten. Stockmar schließt: „Es ist unmöglich die Ueberzeugung von sich zu weisen: daß die Prinzessin professionellen Theorien geopfert worden ist."

So waren diese zwei blühenden jungen Leben, berufen zu einer der höchsten Stellungen auf Erden, die junge Mutter nach dunkler freudloser Kindheit und Jugend, nach kurzem Sonnenscheine rein menschlichen ehelichen Glückes, an der Schwelle noch höherer berechtigter Freuden wie durch Mörderhand vernichtet . . . .

Der Hofarzt, der die Behandlung der Prinzessin bis zum letzten Augenblicke geleitet hatte, — wie Stockmar sagt: mehr ein Praktiker als ein Mann von Kenntnissen und Verständnis — endete wenige Monate darauf durch Selbstmord. — Damit waren die Rücksichten der Eltern für die Gefühle der Tochter gefallen, so weit sie überhaupt bisher wirksam gewesen waren. Schon zu Anfang Dezember schreibt Ompteda an Münster: „Die Idee einer Scheidung der Prinzessin von Wales

ist unter den zahlreichen hiesigen Engländern sehr populär, wenn schon die Mehrzahl meint: daß der Unglücksfall den auf die Prinzessin fallenden scharfen Tadel notwendig in einiges Mitleid verwandeln müsse." Bald darauf, am 13 Dezember 1817, heißt es: „Der Schmerz der Prinzessin von Wales hat sich beruhigt. Alle Berichte aus Pesaro" (wohl des dortigen Bischofs und des Polizeidirektors an Consalvi) „bezeugen: daß sie auch bei diesem traurigen Anlasse ungewöhnlichen Leichtsinn und vollständige Gefühllosigkeit zeigt; mich selbst erstaunt das allerdings weniger, da ich ihre Gleichgültigkeit beim Tode ihres Bruders erlebt habe." Die Prinzessin hatte damals die Trauer nicht angelegt weil ‚sie keine offizielle Mitteilung von der vormundschaftlichen Regierung in Braunschweig erhalten habe'. „Wenige Tage darauf gab sie dem Kardinal Altea ein Diner und machte mit ihm ihre Kartenpartie. Sie vertraute ihm an: sie habe beim Herzoge von York" (nächstältestem Bruder des Prinz-Regenten) „großen Einfluß, da dieser nicht wünsche: daß sie nach England zurückkehre um dem Lande einen Thronerben zu geben!! — Solche Gespräche führt sie auch öffentlich, anscheinend absichtlich um ihren politischen und finanziellen Kredit zu erhöhen." ... „Gegen den Bischof von Pesaro ist sie äußerst aufgebracht weil sie ihn für den Urheber des Verbotes der römischen Regierung hält: während der Fastenzeit auf einer, im Palais Ihrer Königlichen Hoheit errichteten Bühne — eine Komödiantentruppe spielen zu lassen." ..... Uebrigens habe Mr. Hownam, der von den höheren Bedienten schlecht behandelt worden, Pesaro auf vier Monate verlassen; wohl für immer, da er sich mit seiner Herrin überworfen weil diese einen Brief an ihn aus London habe öffnen lassen; außerdem habe Consalvi gewisse Individuen des Hofstaates, als des Carbonarismus verdächtig, aus Pesaro verwiesen. — „Der dortige Hofstaat hat jetzt folgende fast rein familienhafte Zusammensetzung:

1. Bartholomeo Pergami, Oberkammerherr;
2. seine Mutter, mit dem offiziellen Titel: die Großmama;
3. sein Bruder Luigi, Hofstallmeister;
4. seine Schwester Gräfin Oldi, Hofdame;
5. sein Vetter Francesco Pergami, Präfekt der Palläste;

6. seine Schwester Faustine;

7. noch ein junger Verwandter Martin, Page."

Inzwischen hatte das englische Ministerium einen entscheidenden Schritt gewagt, um der Möglichkeit der Scheidung näher zu treten. Der schon länger in Italien thätige englische Oberst Brown konnte wohl allein diesen Zweck nicht erfüllen. Man schickte daher einige Rechtsgelehrte, an ihrer Spitze den Vizekanzler Leach, um mit Hülfe eines mailänder Juristen das gerichtlich ausreichende Beweismaterial zu sammeln. Diese sogenannte Mailänder Kommission trieb eine überwältigende Menge Belastungszeugen zusammen; sie hat dadurch später ganz gewaltigen nutzlosen Staub aufgewirbelt.

Ompteda war vom Prinz-Regenten direkt angewiesen: die orts- und sachunkundigen Herren in Mailand mündlich zu instruiren. Er fand dort den Kehreifer der neuen Besen und mahnt gegen Münster zu mehr Vorsicht. Es lägen zwar zahlreiche Beweise vor; diese seien aber derartig: daß die Schamhaftigkeit gebiete einen Teil davon zu unterdrücken; die ermittelten Thatsachen könnten wohl die Ratgeber des Prinz-Regenten instruiren, müßten aber der Oeffentlichkeit entzogen bleiben . . . Der Kommission habe er alles vorgelegt, damit sie nicht selbständig „wie vor drei Jahren geschehen, hinter meinem Rücken auf meinen Fährten jage, wo alles verdorben und für mich selbst endloser Verdruß verursacht wurde . . . Ich selbst kann nun nicht weiter thätig sein, ohne neue direkte Instruktion."

Die Kommission jedoch ließ ihn nicht los. Er wurde gedrängt: zu Anfang Dezembers nach Pesaro zu gehen mit einer Einführung aus Rom bei dem dortigen Polizeidirektor. Indessen stellte sich bald heraus: daß dieser päpstliche Beamte der Anziehungskraft des Hofes nicht unzugänglich gewesen war. Er hatte die Anwesenheit des Reisenden dort gemeldet. Da die Prinzessin, von dessen Auftauchen mit Recht beunruhigt, gern angriffsweise verfuhr so erschien schon wenige Tage später der „Baron Pergami" als ihr Abgesandter mit einem höchsten Schreiben beim Staatssekretär in Rom. In diesem fand sich nachstehende Stelle: „sie ersuche den Kardinal, ihr eine bestimmte Zusage, schriftlich und auf sein Ehrenwort zu geben: daß sie im Gebiete Seiner Heiligkeit in vollkommener Sicherheit verweilen

könne ohne daß ihr Leben und ihre Ehre durch unwürdige Spione oder durch Briganten bedroht würden, die für diesen Zweck bezahlt wären; und er möge diese Zusicherung nicht nur für ihre persönliche Sicherheit geben sondern auch für die Angehörigen ihres Hauses und besonders für den Herrn Baron, der Se. Eminenz über alle Einzelheiten aufklären würde." Diese bestanden darin: daß zwei Engländer von verdächtigem Aeußern in Pesaro erschienen wären und sich lebhaft nach der Prinzessin erkundigt hätten. Sie verlangte deshalb: von Carabiniers begleitet zu werden wenn sie in's Theater fahre. — Das wurde ihr zugestanden. „Dann erst hat Pergami beiläufig von meiner Durchreise durch Pesaro gesprochen, wo also mein Incognito nicht gewahrt ist."

„Nach unserer Verabredung hat der Kardinal Consalvi der Prinzessin kurz geantwortet um sie über die ‚chimärischen Gefahren' zu beruhigen, da sie doch über Mangel an Rücksicht in den päpstlichen Staaten nicht klagen könne."

„Ich habe sodann an den Staatssekretär folgendes zwischen uns vereinbartes, der Prinzessin mitzuteilendes Billet gerichtet:

„daß es zunächst Sache der Prinzessin und ihrer Umgebung sei, genau die Thatsachen anzugeben durch die sie und ihre Umgebung sich verletzt fühlen. . . . Die Prinzessin liebt es: durch unbestimmte Klagen imaginäre Verfolgungen glaubhaft machen zu wollen die meistens ihren Ursprung nur in einem beunruhigten Gewissen (conscience mal à son aise) finden, um das Odium davon auf ihren erhabenen Gemahl zurückzuwerfen den sie auf eine empörende Weise beschimpft, sowie auf seine Minister; und um als Gegenstand und Opfer der Kabale zu erscheinen. Man muß daher beständig gegen die Frau Prinzessin und die schwachen Ueberbleibsel ihrer Partei auf der Hut sein, wie ich bereits gegen Eure Eminenz zu bemerken die Ehre hatte. Es wäre gewiß sehr zu wünschen wenn man Ihre Königliche Hoheit davon überzeugen könnte: daß die Ehre eines Menschen keine andere Schutzwache haben kann als in dem eigenen Benehmen."

Ompteda selbst rechnete wohl nicht darauf daß er durch diese Strafpredigt seine persönliche Sicherheit erhöht habe; er war vielmehr auf das Gegenteil vorbereitet.

Im Januar 1819 hatte er mit der Kommission eine örtliche Besichtigung in Neapel vorgenommen. Am 6 Februar meldet er Münster seine glückliche Rückkehr von dort und zugleich ein echt italienisches Reiseabenteuer.

Schon im Jahre 1817 enthalten Omptedas Berichte eine Reihe von Mitteilungen über die damalige Landplage des Banditenwesens an der Grenze Neapels und des Kirchenstaates. „Der dermalige Zustand im Königreich Neapel hat die Regierung genötigt, sich mit dem Banditen-General Guardarelli, der Chef der bedeutendsten Bande ist und durch seine Drohung: ‚die vielversprechende Ernte des Königreichs zu versengen‘ den größten Schrecken verbreitet hat, in schimpfliche Traktate einzulassen. Neben der Amnestie für sich und seine Bande ... erhält Guardarelli eine monatliche Pension von 80 Dukaten, seine Brüder 40 Dukaten, die übrige Bande entsprechend; wogegen sie sich verbindlich machen: fortan für die öffentliche Sicherheit im Königreich zu wirken." (Etwas später.) „Guardarelli gehört zu den Carbonari. Von seiner aus 48 Mann bestehenden Bande, die durch Kapitulation in neapolitanische Dienste übergegangen war, sind bereits 11 wieder zu ihrem früheren Handwerk zurückgekehrt. Vor kurzem haben sie zu Sora, in der Terra di Lavore, ein ganzes Erziehungsinstitut aufgehoben und verlangen dafür ein Lösegeld von 10,000 Piaster." Nach einem Briefe Niebuhrs aus dem Januar 1817 lagerte damals die Gefahr dicht vor den Thoren Roms. „Was mich sehr erfreuen und Stoff, auch Lust und Mut zur Geschichte geben würde, wäre wenn man die Campagna besuchen könnte. Aber weiter als Tivoli und höchstens Velletri darf man sich nicht wagen. Die Räuber schleppen den Reisenden, der sich loskaufen kann, fort und zwingen ihn ein schweres Lösegeld zu zahlen. Keiner wagt sich mehr nach Palestrina oder Cori und Piperno. Wir sind hier beinahe blokirt."

Ompteda am 21 Januar 1818:

„Der Gouverneur von Rom Monsignore Pacca ist mit Truppen gegen die Räuber ausgezogen; diese haben im Gebirge, von Frosinone bis Neapel, eine dominirende Stellung eingenommen. Eine Amnestie ist ihnen vergebens angeboten. Der sehr zweifelhafte Erfolg einer

gemeinsamen Operation mit der neapolitanischen Regierung steht zu erwarten, jedoch ist das Zutrauen darauf zu oft getäuscht worden."

Am 3 Februar 1818 kann er jedoch melden: daß es dem Ansehen des Kardinal Consalvi gelungen sei, „während seiner Anwesenheit in Terracina die gegen die Räubernester von Frosinone und Sonnino unternommene Expedition auf eine, nach Lage der Umstände sehr befriedigende Art zu erledigen."

„Die berüchtigtsten und bedeutendsten dieser Banden haben sich ihm fast auf Diskretion ergeben; so wird hoffentlich dort dem Räuberunwesen ein Ende gemacht werden."

Welche Mittel der Staatssekretär angewandt und ob sie nachhaltig gewirkt? erfahren wir leider nicht. Jedenfalls traten die reuigen Sünder mit dem vollen Eifer Neubekehrter auf. Denn am 22 August 1818 lesen wir: „Durch die im Kirchenstaate amnestirten Räuber, die gegen ihre vormaligen Gefährten von der Regierung auf Streifzüge geschickt waren, sind bei Frosinone schreckliche Gräuelthaten verübt worden."

Wenn danach die großen Heerstraßen wieder als sicher gelten durften, so ergaben die näheren Umstände des, an Münster aus Rom am Februar 1819 berichteten, vereinzelten Raubanfalls umsomehr Anlaß zu allerlei absonderlichen Betrachtungen:

„Bei meiner Rückreise von Neapel sind, eine halbe Stunde nachdem ich vorübergekommen war, in den pontinischen Sümpfen am hellen Tage, ein Uhr, zwei Engländer die mir folgten, Mr. Collier und Mr. Grissa von Briganten angehalten und vollständig ausgeplündert. Außer Gepäck und Schmucksachen, im Werte von 1000 Zechinen, hat man ihnen ihre sämtlichen Papiere abgenommen, was ganz gegen die Gewohnheit der Banditen ist. Augenscheinlich war der Streich vorbereitet und ich weiß nicht: ob ich mir die Ehre zuerkennen darf daß er auf mich gemünzt war."

„Die beiden Reisenden waren besonders hervorragende elegante Dandies und der eine von ihnen verdankt seine Rettung nur der Höhe und Stärke seines Halstuches; dieses hat ihn wunderbar gegen einen Kolbenschlag geschützt der ihm in den Nacken versetzt wurde damit er sich auf die Erde lege."

Bald darauf heißt es: „Mr. Collier ist an den Folgen des Ueberfalls gestorben. Die Mishandlung die er von dem Briganten erhalten, war nicht tötlich; es ist jedoch ein bösartiges Sumpffieber hinzugetreten. Der Umstand: daß man ihm seine Papiere abgenommen, ist sehr auffallend und bringt mich auf seltsame Gedanken. Die Räuber waren jedenfalls vom Handwerke. Man verfolgt sie im Gebirge.“

Wir erhalten in den Berichten keine weitere Aufklärung über diesen geheimnisvollen Anfall, der zurücktrat als am 1 März 1819 die lang erwartete dritte Instruktion aus Hannover eintraf.

Am 10 März berichtet Ompteda an Münster über den Eingang der Instruktion die er am 8 erhalten hatte und läßt sich dann über die Wahrscheinlichkeit aus, sie durchzuführen. Das Konzept des Berichtes ist vielfach schwer leserlich; die Sätze sind hastig und abgerissen wie mit fiebernden Kopfe und unstäter Hand hingeworfen; der Zusammenhang tritt an mehreren Stellen nur unklar heraus: „Herr Leist, in seinem angeschlossenen Memoire, will an die Möglichkeit glauben: daß man in Rom gewisse Konzessionen schriftlich erlangen könne; er beweist damit, nach zweijährigem Aufenthalte in Rom, eine große Verblendung über die Stellung des hiesigen Hofes, oder einen gewissen Mangel an Aufrichtigkeit. . . . Wir hätten gewiß die Dauer unserer Negotiation um 6 Monate verkürzt wenn meine Berichte vom vorigen August und September (1818) in Hannover berücksichtigt wären.“ . . .

„Wenn ich mich in jenen Berichten bestimmter ausgesprochen habe als zuvor, so liegt das darin, daß ich bis dahin mit gutem Gewissen glaubte: Herrn Leist das Wort lassen zu sollen. Er schreibt jedoch jetzt mit einer gewissen bitteren Gereiztheit die ich unmöglich nachahmen oder nur billigen kann; namentlich in Anbetracht unserer bestimmten Instruktion, die uns bis jetzt Aufrechthaltung des Vertrauens und der guten Harmonie (mit Consalvi) anbefiehlt, um beim heiligen Stuhle eine Spaltung hervorzurufen; denn dort ist zweifellos eine zu Neuerungen geneigte Partei vorhanden. Das hannoversche System wie es in meinen neuesten Instruktionen entwickelt und befestigt ist, entspricht vollkommen den unzweifelhaften Rechten des

Souveräns gegenüber einer fremden Kirche die er unter seinen Schutz nehmen soll." (Die wesentlichsten Streitpunkte betrafen noch das staatliche Aufsichtsrecht.) ... „Nun ist Herr Leist persönlich mit aller Welt hier überworfen; obendrein noch mit dem Kardinal Consalvi vermöge seiner zu wenig verhohlenen Hartnäckigkeit.... Wollen wir uns etwa am Schlusse mit der Kurie überwerfen so bedarf es dazu doch keiner vorbereitenden Grade. Deswegen wäre es mir sehr angenehm gewesen, wenn man in Hannover Leists Bitte um Abberufung bewilligt hätte.... Wenn ich mir nun auch bewußt bin: im versöhnenden Sinne gehandelt und gleichzeitig das Interesse der Regierung nicht vernachlässigt zu haben, so war ich dennoch einigermaßen unruhig darüber: wie im Kabinet Sr. Königlichen Hoheit mein Verhalten aufgefaßt werde. Euer Exzellenz letzte Depesche hat mich darüber sehr beruhigt. Denn ich glaube zu den ersten Pflichten eines Gesandten die zählen zu sollen: in den Geist des Hofes einzudringen bei dem er beglaubigt ist. Danach habe ich zu handeln gesucht um die hiesigen Ideen und die geschäftliche Art und Weise des römischen Hofes dem Kabinet Seiner Königlichen Hoheit übermitteln zu können. Diese Art und Weise kann nur an Ort und Stelle studirt werden; sie hat nichts gemeinsam mit diplomatischen Verhandlungen anderswo. Dagegen hätten die Arbeiten des Herrn Leist, die einen davon völlig abliegenden Wert und Zweck haben, ebensogut in Ilfeld oder Göttingen verfaßt werden können.... Ich fürchte darin eine sehr große Schwierigkeit zu finden für das von mir so ernstlich angestrebte Gelingen der mir von Sr. Königlichen Hoheit anvertrauten ersten Negotiation."

Dieser Ausblick des sich noch als Anfänger fühlenden, am Probestück sich abmühenden Diplomaten auf fernere — zukünftige — vielleicht dankbarere — dienstliche Thätigkeit, verbunden mit berechtigter Genugthuung über die Anerkennung des von ihm eingeschlagenen Weges durch seinen höchsten Dienstherrn, war: — — — das Ende.

Am 11 März verzeichnet das Tagebuch mit zitternden Zügen: ‚krank'; die nächsten vier Tage sind leer; — am 16 März hat ein Freund ein einsames † eingetragen. — Fritz Ompteda hatte es nur zu 46 Jahren gebracht.

Das jähe Ende des noch jugendlichen lebensfrischen heiteren und beliebten Mannes machte in Rom ungewöhnlich großes Aufsehen. Einem weiten Kreise war er willkommener Gesellschafter, einem kleineren gastfreier guter Freund gewesen. Selbst die ernsteren Kollegen hatten die tüchtige innere geschäftliche Kraft erkannt, die sich binnen zwei Jahren in dem zuerst dilettantisch auftretenden Salon-Diplomaten und leichten Lebemann unter ihren Augen und ihrem strengen, ursprünglich ablehnenden, Urteile entwickelt hatte. Ein natürlicher Tod des vor einer Woche noch Gesunden erschien daher der Allgemeinheit unglaublich. Man suchte nach einer besonderen, einer geheimnisvollen Ursache und verfiel auf: Gift. Die Besucher des letzten Fasching-Corsos hatten den deutschen Baron angeblich an der Seite einer bekannten Schönheit der vornehmen Gesellschaft, beide schneeweiß gekleidet, im weißen Wagen, mit weißen Pferden Geschirren und Livreen erblickt. Den Einen ward das ein Vorzeichen des Todes. Andere, minder abergläubisch, deuteten auf einen beleidigten Gatten hin. Indessen für diesen dramatischen Dunst und Rauch findet sich in den Papieren und in der mündlichen Ueberlieferung nirgendwo ein irgendwie haltbarer oder auch nur greifbarer Feuerfunke: kein Name, keine sonstige Aufzeichnung im Tagebuche.

In engeren eingeweihteren Kreisen flüsterte man von einem Racheakte, der zugleich einen allzuviel Wissenden für eine nahe Zukunft stumm machen sollte. In den nachgelassenen Papieren des Ministers Münster findet sich folgende Notiz: „Am 29 März 1819 kam aus Rom" (nach London) „die Nachricht vom plötzlichen Tode des hannoverschen Gesandten Baron von Ompteda."

„Die Prinzessin von Wales war zu der Zeit dort, und in London glaubte man bestimmt: daß sie oder ihre Umgebung diesem Tode nicht fremd war."

Die erregte öffentliche Meinung hatte sich indessen geirrt; sie hatte — wie häufig — das ihr aus inneren Gründen wahrscheinliche zur äußeren Thatsache erhoben. Fritz Ompteda war dem Feinde erlegen, der schon seit seiner Jugend unablässige heimtückische Angriffe auf ihn gerichtet, und der in Omptedas Temperament wie Lebensweise eine allzu nachgiebige und sorglose Abwehr, eher sogar einen

Verbündeten gefunden hatte: — der vagen Gicht. „Hinzu trat" — heißt es in einem gleichzeitigen Briefe — „die aufregende Wirkung eines Reise- und Räuber-Abenteuers, an dem er sich persönlich stark beteiligt fühlte obgleich der Vorfall selbst ihn kaum gestreift hatte." Omptedas letzte Krankheit und sein Tod sind von zwei Zeugen geschildert, die in seinen letzten Tagen und Stunden seinem Sterbebette am nächsten standen, und deren Namen noch heute eine ausreichende Bedeutung haben um die nachstehende Mitteilung ihrer Berichte zu rechtfertigen:

Der Legationssekretär Kestner an die Baronin Wilhelmine Riedesel, in Darmstadt.

„Rom 17 März 1819."

„Die traurigste Pflicht, welche ich hier in Rom gegen meinen Chef zu erfüllen hatte, dessen Benehmen nicht dankbar genug von mir gerühmt werden kann, ist es, seiner geliebten Frau Schwester die Nachricht geben zu müssen, daß Sie, sowie ich, seinen Verlust zu beklagen hat. Sehr sanft ist er eingeschlafen; gestern Morgen um 10 Uhr hat er geendet, nachdem Sie sein letzter Gedanke waren. Seine Leiden dauerten kaum 5 Tage. Am 11 d. M., nachdem er noch Morgens seine gewöhnlichen Tagsgeschäfte abgethan hatte, fand er nötig, wegen eines anscheinend leichten Fiebers, wobei er aber Besorgnisse wegen des Podagras äußerte, zu Bette zu gehen. Der Grad des Fiebers stieg auch, mit Ausnahme des letzten Tages wo es sehr heftig war, sehr wenig; aber bald fühlte er die Eingeweide sehr von der podagrischen Materie belastet, und am 3ten Tage gesellten sich Brustkrämpfe dazu, welche Beängstigungen veranlaßten und zuweilen das Sprechen erschwerten. Ohne Schlaf und bei weniger Speise litten die Kräfte gar bald so, daß wir ihn führen mußten wenn er vom Bette zum Canapee in dem daran stoßenden Zimmer ging, ungeachtet leider das Podagra sich nicht senken wollte und er daher weniger Schmerzen in den Füßen hatte. Am 4ten Tage stellte sich ein blatterähnlicher Ausschlag dazu ein, welcher aber nicht die gehoffte Linderung gab und daher auf einen heftigen Anfall schließen ließ. Senfpflaster und Blutigel an den Füßen, welche am

4ten Abend gelegt wurden, konnten die Materie nicht hinab führen. So wurde ich am Morgen des 5ten Tages mit der Nachricht vom Arzt erweckt, daß er sehr gefährlich sei. Ich begab mich sogleich zu ihm und fand ihn zwar mit sehr leidender Miene, aber bei völliger Ueberlegung. Ich suchte seine Besorgnisse eines nahen Endes zu unterdrücken, fand aber wenigen Eingang damit. Einer der Aerzte (denn es war am 4ten Tage ein deutscher hinzugekommen) sagte mir jetzt, daß sich Spuren von Entzündung im Unterleib zeigten. Ich wich diesen Morgen nicht von seinem Bette. Er sprach sehr gefaßt mit mehreren Freunden, die schon frühe ihn zu besuchen kamen; die letzte Stunde war ich außer dem Kammerdiener und den Aerzten, die ein und ausgingen, allein bei ihm. Um 9 Uhr brachte ich, unter seiner Anweisung, unter den schmerzlichsten Eindrücken seine" (persönlichen) „Papiere in Ordnung." (Diese wurden augenscheinlich in größter Eile zusammen gerafft, gepackt und versiegelt; von Graf Münster in London entsiegelt liegen sie noch heute in diesem ungeordneten Zustande im K. Staatsarchive zu Hannover. Darunter findet sich ein, mit zitternder Hand und erlöschendem Auge bekritzelter Zettel:

„Ich will nicht lebendig begraben werden. Es ist besser noch zu guter Letzt durch übelen Geruch etwas zu incommodiren, als jener Verdrießlichkeit ausgesetzt zu sein. Ich empfehle die Sektion, und wünsche nach meinem Tode noch nützlich werden zu können.

F. O."

Das umständliche Sektionsprotokoll bezeugt vollständige innere Zersetzung.) Kestner fährt fort:

„Er diktirte mir noch ein Codicill und ließ mich das Testament, das er zuvor durchlas, versiegeln und mit Ihrer Adresse versehen, empfahl mir daß die Nachricht Ihnen gelinde überliefert werde; er bat seine Schwester: seine Freunde in Darmstadt zu grüßen und dem Hofe viel Zärtliches zu sagen — und die Sprache wollte dann nicht mehr hervor, und er verschied sehr ruhig indem allmählich der Atem sich verminderte.. Sie, und Alle die ihn kannten, haben die Beruhigung daß Alles angewandt ist was menschliche Kräfte vermögen,

um ihn zu retten. Nur auf sein Verlangen habe ich ihn verlassen, wenn Andere zu seiner Gesellschaft da waren, und daran fehlte es nicht, da man größere Teilnahme an seinem Leiden und seinem Verlust sich nicht denken kann, welchen der Kardinal Consalvi mir gestern bei der Anzeige seines Todes mit den lebhaftesten Ausdrücken, und in des Papstes Namen gleichfalls, bezeugte. Wo ich hinsehe wird mir von jedem dasselbe bezeugt ...... Kestner."

Niebuhr an den Gesandten Ludwig Ompteda, in Berlin.

„Rom 17 März 1819."

„Es sind zwei Jahre verflossen, mein verehrtester Freund, seitdem Sie mir den sehr freundschaftlichen Brief schrieben, wodurch Sie mich mit Ihrem Herrn Vetter bekannt machten. Da eine jede Entschuldigung wegen übermäßig lange verzögerter Beantwortung eines Briefs zwei ganz verschiedene Zeiträume betrifft; den ersten, in welchem man sich an jedem Posttage seiner Schuld erinnert, und den zweiten, in welchem man sich ihrer so schämt daß man eine Veranlassung erwartet, so berufe ich mich in Hinsicht des ersteren auf Umstände, von denen vielleicht ein Gerücht zu Ihnen gekommen ist. Ich war nämlich während des ganzen ersten Jahrs unseres hiesigen Aufenthalts so krank, daß ich nicht glaubte leben zu können und in der That auch kaum halb lebte. Damals habe ich, bei einem Nervenzustande der sehr oft die allergeringste Beschäftigung unmöglich machte, die Pflicht Ihnen zu danken und den Vortheil, unser Verhältniß, welches mir so theuer ist wie ich Sie ehre und liebe, zu pflegen versäumt."

„Ich hätte Ihnen gern bei einer angenehmeren Veranlassung geschrieben, zum Beispiel, wenn Ihr Vetter seine Unterhandlung vollendet hätte und zurückkehrte. Dies ist nun nicht geschehen, und wenn sich jetzt eine Veranlassung zeigt, so ist sie ganz anderer Art, aber sehr entschieden: ich schreibe nämlich jetzt gewissermaßen im Auftrage, wenigstens nach dem Wunsche Ihres Vetters."

„Dieser ist in der vorigen Woche wieder von seinem unglücklichen vagen Podagra befallen worden. Sie erinnern sich, wie er daran

vor fünfzehn Monaten litt, und wie schon damals die Gicht sich auf die Harnwege warf; ein Leiden welches, wie er sagte, in seiner Familie erblich sei. So ist es auch diesmal gegangen. Es war am Donnerstage (11 März), daß die Krankheit, nach ein Paar Tagen vorhergehenden Uebelbefindens, wozu Depeschen die er am Montage (8 März) erhalten hatte, und deren Inhalt ihm gar nicht erwünscht war", (die Nichtabberufung Leists) „unter uns gesagt, wohl einige Veranlassung gegeben haben mochten, sich erklärte. Das Wetter war schön, er ging aus und wollte sich nicht nachgeben. Es ward aber gleich sehr übel mit seinem Zustande. Er wollte sich nicht zu Bette legen; aber er sagte schon am Sonntage (4 März): er sei nicht geneigt sich für krank zu geben, allein er könne sagen daß er entsetzlich leide."

„Sie sehen, mein verehrtester Freund, daß ich Ihnen die Bedeutendheit der Krankheit nicht verschweige: ich hätte sie Ihnen nicht verschwiegen wenn ich am letzten Posttage davon unterrichtet gewesen wäre und sie für so sehr ernsthaft angesehen hätte. Aber ich erfuhr sie erst am Sonntage, (14 März) früh: und fand ihn weit schlimmer als man gesagt hatte. Sie errathen nun gewiß schon daß ich Sie bisher auf das Schwerste nur habe vorbereiten wollen. Seine Leiden waren fürchterlich, aber sie sind geendigt. Er starb gestern Morgen."

„Die Leichenöffnung soll diesen Vormittag Statt haben: ich werde aber ihr Resultat nicht erfahren ehe ich diesen Brief mit der Depesche, der ich ihn einschließe, an Ihre Gesandtschaft sende. Bis jetzt ist die Meinung der Aerzte, soviel ich verstehen kann, daß die Urinabsonderung aus den Nieren nicht in die Blase sondern in die Bauchhöhle geschehen ist: daß dadurch eine Inflammation hervorgebracht ward die Brand hervorbrachte. Der italienische Arzt mag von Anfang her durch die Anwendung allzu gelinder Mittel gefehlt haben."

„Wenn ich seinen Tod um so mehr betraure da grade seit einigen Monaten ein gegenseitiges Verhältniß von Vertrauen und Zuneigung zwischen uns entstanden war, so ist es mir auf der anderen Seite tröstlich daß ich ihm mit diesen Gefühlen in die Ewigkeit nachsehe,

und daß er nicht früher gestorben ist als dieses Verhältniß sich zwischen uns gebildet hatte."

„Sein Benehmen und seine Ansichten bei der Unterhandlung mit dem hiesigen Hofe hatten meine entschiedenste Achtung für sein Talent und sein Urtheil erworben. Ich hatte von Anfang an, nach Ihrem Wunsche, ihm alle Mittheilungen über den Gegenstand und allen Rath dargeboten und gegeben, der ihm als Neuangekommenen förderlich sein konnte. Eine geraume Zeit entfremdete ihn von mir ein entgegengesetzter Einfluß dessen Absicht er dann nachher einsah und soviel Verdruß darüber empfand, daß ein bis zum Auffallen vertrauliches Verhältniß zur größten Entfernung überging" (?). „Man hatte ihn theils auf falsche Wege führen, theils auskundschaften wollen; dazu war er zu gescheut und er nahm die Sache sehr übel. In dieser Zeit machten mich gelegentliche Ausfälle gegen Preußen und gegen Personen, deren Andenken uns Preußen heilig ist, sehr unwillig: kurz, lange Zeit sahen wir uns selten und fremd. Er hat es später eingesehen, daß diese Gehässigkeiten zwischen Staaten, deren Existenz gleiche Gefahr läuft und gemeinschaftlich bedroht ist, sehr unvernünftig sind, und sobald er sich geneigt zeigte ein Verhältniß von Vertrauen zu begründen kam auch ich ihm sehr völlig entgegen. Erlauben Sie mir Ihnen zu sagen daß sich Gelegenheiten fanden, worin ich ihm Beweise von einer Diskretion geben konnte, die ihn zu bestimmen hinreichten, mir das vollkommenste Vertrauen zu widmen."

„Ich bedaure seinen Tod auch deswegen schmerzlich, weil ich sehr besorge daß Ihre Unterhandlung nun sich zerschlägt. Es ist gewiß, daß er allein sie im Leben erhielt: und andere" (Leist) „möchten vielmehr wünschen daß sie vereitelt werde. Ich weiß sehr wohl, daß die Verhältnisse Ihres Staates zu den katholischen Unterthanen nicht so bedenklich sind wie die unsrigen: ja ich glaube daß Sie es vielleicht allenfalls wagen könnten, sich an die süddeutschen Projekte anzuschließen." (Diese liefen auf Bildung einer oberrheinischen Kirchenprovinz und Verselbständigung der Bischöfe Rom gegenüber hinaus; ihr bedeutendster Beförderer war, nach Dalbergs Tode, der Weihbischof Wessenberg von Konstanz.) „Doch ist mir in einer Zeit wie die jetzige, wo alles auf Gährung treibt, vor jedem Sauerteig bange;

und den Unruhestiftern kann jeder Stoff dazu taugen. Wäre dies nicht, welcher Protestant möchte läugnen daß aus deren Projekten, wenn sie sich entwickeln, etwas Gutes hervorgehen könnte? Für die Erhaltung des katholischen Glaubens hatte Herr von Ompteda so wenig als ich ein Interesse; aber einmal ist es ein Recht der Unterthanen daß er respektirt werde bis sie selbst das Joch freiwillig abwerfen, und dann möchte es den Regierungen wichtig sein, kein Mittel zu verscherzen wodurch sie den Frieden in den Gemütern erhalten können."

„Es ist das erste Begräbnis eines protestantischen Gesandten zu Rom: um so mehr ist es unsere Pflicht ihm Feierlichkeit zu geben. Ich lade daher alle hier anwesenden Preußen ein der Leiche zu folgen. Ein württembergischer Geistlicher wird die Leichenrede halten. Der Kardinal Staatssekretär giebt Militär, mehr um dem Zuge Anstand zu verleihen als daß es wegen des Pöbels nötig wäre. Der zerschlägt wohl unsere Leichensteine, ist aber zu feig um eine Störung zu versuchen." (Der protestantische Totenacker war eine Feldebene an der Pyramide des Cestius. Nach Kestners Bericht wagte man nicht: den Kardinal Consalvi zur Leichenfeier einzuladen, da dessen Teilnahme, wegen des in Rom noch herrschenden allgemeinen Vorurteils die große Anzahl seiner Feinde nur vermehren würde. Der Zug verließ schon um 9 Uhr morgens die hannoversche Gesandtschaft im Palazzo Doria Pamfili, an der Strada del Gesù dem Venezianischen Palaste gegenüber, unter dem schützenden Ehrengeleite von 40 Carabinieri. Niebuhr hatte 8 Wagen gesandt; Reisende, Künstler und Kollegen, etwa 150 Personen folgten. Ein ordinirter württembergischer Geistlicher verrichtete die religiösen Handlungen. Die Wache blieb am Grabe bis zum anderen Tage, „um es vor Beleidigungen zu schützen die dort häufig vorfallen"; dann wurde die Gruft zugemauert.) — —

„Ist denn das Vervollkommnen auch in Ihre Regierung gefahren? Aus meines Vaters kleiner Heimat" (Land Hadeln) „schreibt man mir Jammerklagen über diese Verbesserungen. Sie können selbst leider doch berichten wie man sich" (in Preußen) „bei dem Verbessern befindet."

„Werden wir uns einmal in Deutschland wieder vertraulich unterreden können? — — Wieviel Zeit kostet es im Durchschnitt eine neue

Konstitution zu machen? Sind nicht schon Fabriken en gros angelegt, wo sie auf den Kauf gemacht zu haben sind, wie die Erfurter Schuhe? Daß diese nicht wasserdicht sind schadet der Analogie nicht."

„Seitdem ich zu Venedig einen Albanesen kennen lernte der die Freiheit deren man in der Türkei, selbst als Christ, genießt, gegen die Sklaverei in Europa kontrastirte, hätte ich große Lust dorthin zu ziehen, wenn nicht die Kinder wären. Denn obgleich man in der Türkei nicht getreten und geschunden wird wie in Europa, so giebt es dort doch auch Fatalitäten: besonders da es sich anläßt als ob mein Töchterchen sehr hübsch werden wird."

„Leben Sie wohl, mein verehrtester Freund! Gott gebe daß Sie zur Eintracht der Regierungen beitragen können! Sie werden es thun. Empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin und erhalten mir Ihre Freundschaft.

Ihr

treu ergebenster

Niebuhr."

Nach dieser warmen und ehrenvollen Gedächtnisrede dürfen wir vertrauen: daß Fritz Ompteda zwei Ansprüche erfüllt hat die, nach Bunsens Zeugnis, Niebuhr stellte. An den Diplomaten: „Niebuhr erschien die größte Redlichkeit die höchste Weisheit, vorausgesetzt daß der Unterhändler vollkommen wisse: was er wolle und solle; und möglichst genau: was der Andere wolle und könne." An den Menschen: „Niebuhr haßte was er für schlecht hielt mit gewissenhafter Heftigkeit; aber er liebte, was er für liebenswert erkannt, mit Leidenschaft und, was selten damit verbunden ist, mit Treue."

Trauerte so der deutsche protestantische, Freund gewordene Kollege um den zu früh dahin Geschiedenen so möge noch ein anderer Abschiedsgruß von der gegenüberstehenden Seite folgen der feststellt: wie sehr es Fritz Ompteda gelungen war, das Feld zu gewinnen und zu bemeistern, auf das er unvorbereitet gestellt gewesen, von dem er in der Mittagsstunde seiner Frucht versprechenden Wirksamkeit jählings abgerufen war.

Der Kardinal Consalvi an den hannoverschen Minister Grafen von Münster in London:

„Rom, 17 März 1819."

„Mit dem tiefsten und innigst gefühlten Schmerze zeige ich Euer Exzellenz an: daß der Baron von Ompteda, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Sr. Majestät des Königs von Hannover bei dem heiligen Stuhle, gestern nach einer sehr kurzen Krankheit gestorben ist. Er nimmt das Bedauern des heiligen Vaters, das meinige und dasjenige der ganzen Hauptstadt mit sich; denn er war wegen seiner Eigenschaften und Liebenswürdigkeit geachtet und allgemein beliebt. Er diente Sr. K. H. dem Prinzen Regenten mit unwandelbarem Eifer und Treue; Euer Exzellenz werden Gelegenheit haben, aus dem Packete das er wenige Augenblicke vor seinem Hinscheiden eigenhändig versiegelte, zu ersehen: daß er solches selbst bis zum letzten Augenblicke seines Daseins bewiesen hat. Ich habe nicht nötig, mich hierüber in weitere Bemerkungen einzulassen. Ich betrachte es als ein wahres Unglück: daß es ihm nicht gestattet wurde, die Unterhandlungen, mit denen er in Rom beauftragt war, zu Ende zu bringen. Ich beklage auch seinen Tod als den eines Freundes; denn er war mir, wie ich ihm, persönlich zugethan. Ich muß Euer Exzellenz wiederholen, daß Se. Heiligkeit seinen Verlust ebenso lebhaft als ich empfinden, denn Er achtete und liebte ihn sehr. Wir müssen uns vor den Entschlüssen der Vorsehung beugen. — — —

Hercules, Kardinal Consalvi."

Die ungünstigen Ahnungen Niebuhrs und Consalvis über die Wirkung des Ausscheidens des bisherigen Unterhändlers auf die Unterhandlungen erfüllten sich. Der Gesandte Reden in Stuttgart erreichte jetzt sein früher vergebens erstrebtes Ziel: Rom. Seine Eigentümlichkeiten als Geschäftsmann sind früher angedeutet. Inzwischen war er 65 Jahre und nicht beweglicher geworden. Er hatte die Akten soweit gelesen daß er Leists Abberufung vor seinem Eintreffen veranlassen mußte. Einen Ersatz verlangte er nicht, verließ sich vielmehr (wohl auf Grund seiner Studien über die Päpstin Johanna) auf seine

eigene kirchenhistorische und kanonische Bildung. Nachdem er vier Wochen lang mit Consalvi verhandelt hatte, zeigte dieser die hannoverschen Anträge dem preußischen Gesandten. Niebuhr berichtet darüber nach Berlin: „ich verstehe nicht Redens Zuversicht: seine Note ist ein sehr schlechtes Machwerk."

Noch ein weiteres Jahr wurde hin und her geschrieben; darauf legte Reden in Hannover einen neuen Entwurf vor, der eine Reihe von weiteren Konzessionen enthielt. Niebuhr tadelte auch diese Arbeit mit Schärfe. „Herr von Reden" habe der „Imbecillität seines Benehmens die Krone aufgesetzt" ... „Offenbar hatte der Blödsinn des ganz unfähigen alten Mannes und die kindische Art, womit er sich den Hiesigen von Anfang an an den Kopf geworfen, den Abbé Capaccini zum Mutwillen gereizt: zu versuchen, was wohl das Maß desjenigen sei, worauf jener eingehen würde." — — Redens Anträge wurden in Hannover selbstverständlich als allzu nachgiebig zurückgewiesen. Abermals nach einem Jahre (1821) waren die Unterhandlungen endlich dem Bruche nahe. Sie schleppten sich dennoch fort bis in den Sommer 1823. Am 18 August lag der bejahrte Papst Pius VII im Sterben. Consalvi wußte: daß dessen und sein eigener Nachfolger aus den Zelanti, also weniger friedfertig sein würden. Er bot vertraulich den Abschluß unter günstigeren Bedingungen an. Der Gesandte war auf dem Lande. Es handelte sich um Stunden. Da griff Kestner ein; er eilte zum Staatssekretär in den Quirinal und schloß mündlich ab. Am Abend des 19 August konnte der schleunigst hereinberufene Gesandte noch seine Unterschrift geben. Am 20 August 1823 verschied Pius VII. Consalvi legte sein Amt nieder und starb am 24 Januar 1824, 67 Jahre alt.

Das Andenken Fritz Omptedas hat Anspruch auf diese Skizze des Abschlusses seines römischen Geschäftes. So hatte Münster doch im Jahre 1817 mehr Einsicht und Menschenkenntnis in der Wahl des „Westphälingers" bewiesen, als die gelehrten Hofräte in Hannover in ihrem, zu Rastadt und Regensburg bewährten Kandidaten. —

Fritz Ompteda ruht nun von seinen Irrfahrten und Abenteuern, vielleicht auch hie und da: Irrwegen, im Schatten alter Cypressen am Fuße der Pyramide des Cestius. Der Heimatlose hatte in Rom

eine zweite Heimat gefunden, die er sich zum „dauernden Aufenthalte" wünschte. Mit der VII Elegie Goethes hatte er gebeten:

„O, wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk ich der Zeiten,
„Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing;

— — — — — —
— — — — — —

„Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später,
„Cestius Mahl vorbei, leise zum Orkus hinab." —

Ein liegender Marmorstein schützt seine letzte Ruhe; darauf ist zu lesen:

„Hier ruhet
„Weiland Herr Friedrich von Ompteda
„Königlich Hannoveranischer Cammerherr und außerordentlicher Abgesandter am heiligen Stuhle.
„Geboren zu Hannover den 26 Mai 1770 (so!)
„Gestorben zu Rom den 16 März 1819.
„Dieser Stein deckt ein edles Herz,
„einen Kopf voll Geist und Heiterkeit.
„Zu früh seinen wichtigen Geschäften entrissen
„Ehrte den Verewigten im Tode die Klage seiner Mitbürger und der Ersten des Römischen Staats.
„Nur mit dem Leben endet
„Seiner Schwester, Seiner Freunde Trauer.
„Fünfundzwanzigjährige Zuneigung setzte Ihm dieses Denkmal.

Kestner hat, im Auftrage Dritter, die Ausführung besorgt. Wer es gesetzt? ist nicht mehr zu sagen. Die Schwester war es nicht. Dagegen spricht das unhannoversche Adjektiv: „Hannoveranisch", das unrichtige Geburtsjahr, endlich die nur „fünf- und zwanzigjährige" Zuneigung.

Fritz Ompteda hinterließ viele wahre warme Freunde.

— — —

Allerdings zählten zu diesen nicht die Prinzessin von Wales, ihre Umgebung und ihre Verteidiger in England. Diesen — starb er „sehr gelegen", denn sie konnten nun, um ihre Klientin möglichst rein zu brennen, ungefährdet auf den Toten die Verläumdungen und Beschimpfungen häufen, die sie dem Lebenden zu bieten nicht gewagt; die er jedenfalls ebenso hell in ihr wahres Licht gestellt haben würde

wie Maroccos elenden Angriff. Am 16 März 1820 schreibt die Prinzessin von Wales an eine Dame in England über „Ompteadas Verrat":

„Ich schrieb damals selbst an den Kaiser von Oesterreich und bat um seinen Schutz gegen Spione, die sich in mein Haus und namentlich in meine Küche einschlichen, um die für meinen Tisch bereiteten Speisen zu vergiften. Ich erhielt nicht einmal eine Antwort auf diesen Brief."

War das echter Verfolgungswahn? — Oder war das „Gift" nur eine neue — aber nicht verbesserte — Auflage der unbrauchbar gewordenen Nachschlüssel? — Heikle Frage! — Jedenfalls lag das Mittelchen nicht außerhalb des Gesichtskreises der Prinzessin.

Jetzt war der hannoversche Gesandte des Prinz-Regenten ein stiller wehrloser Mann und als solcher, wie als Nichtengländer, eine bequeme und sichere Zielscheibe für seinen ehemaligen Zimmernachbar Mr. Brougham. Dieser strebsame Schotte sollte, nach dem Grundsatze: „nur frech drauf los verläumdet, es bleibt immer etwas hangen," bald erweisen: daß er zwar ein, nach damaligen englischen Begriffen sehr vorzüglicher Vertreter einer schlechten Sache war, daß er aber in seinen Gesinnungen etwas anderes nicht war: ein Gentleman.

König Georg III schied am 29 Januar 1820 aus seinem elenden, seit Jahren äußerlich und innerlich umnachteten irdischen Dasein. Nun betrachtete sich die Prinzessin von Wales als Königin von England und Hannover. Als solche suchte sie zunächst in Rom aufzutreten. Allein ohne Erfolg. Der Kardinal Consalvi versagte ihr, im Einverständniß mit dem Gesandten Neben, die königlichen Ehren: „da ihre Thronbesteigung ihm nicht amtlich notifizirt sei;" der englische Gesandte in Florenz Lord Burgersh verweigerte ihr die Pässe unter dem königlichen Titel. Aufs Aeußerste gereizt und erbittert landete sie in Frankreich. Dort bot ihr das englische Ministerium, das ein öffentliches Aergernis vermeiden wollte und ihre finanzielle Verschuldung kannte, die Erhöhung ihres Einkommens um 300,000 Mark an wenn sie England fern bleiben wollte. Mr. Brougham riet ihr zum Nachgeben; er war ja in Mailand gewesen; er wußte am besten: wie es um die „Beweise" stand. Aber ein überspannter und

roh wüster Oppositionsmann, Alderman Wood, der und dessen Partei in der Prinzessin eine höchst wirksame Bundesgenossin in ihrem Kampfe gegen das Toryministerium Liverpool erkannt hatten, riß sie mit sich fort. Pergami war empört über diese finanzielle Thorheit. Er blieb auf dem Festlande zurück und drohte: „wenn er dem Alderman jemals in Italien begegne, werde er ihn kalt machen." Mit gutem Grund! Er fühlte sich durch ihn seines berechtigten Anteils an den 300,000 Mark beraubt.

Sie schiffte sich nach England ein um dort persönlich ihrem verhaßten Gemahl entgegen zu treten und ihre Rechte als Königin zu verfechten. Ihre Forderungen spitzten sich zu in drei Punkten: Aufnahme als Königin in das Kirchengebet; Anerkennung als solche im Auslande durch die englischen Gesandten; Einräumung eines königlichen Palastes als Residenz in London.

Seit die Prinzessin von Wales England verlassen hatte war allerdings in den häuslichen Verhältnissen des Prinz-Regenten Ruhe eingetreten. Nicht so stand es im Lande. Anderswo hätte wohl der große politische Erfolg: die Niederwerfung des langjährigen furchtbaren Feindes, den Fürsten und die Regierung auf den Gipfel der Popularität erhoben; in England schien umgekehrt die Unzufriedenheit im geraden Verhältnisse zu den äußeren Triumphen zu steigen. Hiezu wirkten verschiedene Ursachen mit: schlechte Ernten, schlechte Erwerbsverhältnisse. Die langjährige, niemals ruhende Opposition der Whigs leitete diese üble Stimmung, durch ihre zügellose Presse, gegen die Toryregierung und vor allem gegen deren festesten Anker: den Prinz-Regenten selbst. Täglich wurde sein Privatleben in den gröbsten Entstellungen dem Publikum „zur Belustigung beim Frühstück" aufgetischt. Um so mehr zog er sich zurück und suchte seine Person den böswilligen Augen und entstellenden Federn der Unberufenen zu entziehen. Das ging so weit daß in seinen letzten Jahren die Spazierfahrten des fast völlig gelähmten Mannes durch das Gebüsch und die Anlagen um Windsor und Virginia Waters begrenzt wurden; dorthin durfte kein Fremder eindringen. Diese Absonderung ward wiederum als „unvolkstümlich" gegen ihn ausgebeutet.

Der Prinz-Regent war damals ein Mann von 59 Jahren und — nicht ohne Verschuldung durch Jugendsünden — ein kranker, von Podagra und beginnendem Herzleiden gequälter frühzeitiger Greis. Er war ein arger Egoist geworden, heftig und reizbar, mehr eigensinnig als karakterfest. Zur Befriedigung seiner Rache gegen die Frau, die seit Jahren ihn und seine Länder aus der Ferne mit Spott und Schande befleckte, hielt er sich voll berechtigt. Der Kampf stand also eigentlich zwischen dem Tory-Könige und der whiggistischen Opposition. Dieser Ziele waren schon damals ebendiejenigen die sie unter seinem Nachfolger Wilhelm IV im Jahre 1832 als „Reformbill" erreichte. Der Opposition war selbstverständlich jedes Mittel und jede Gelegenheit gerecht um die Regierung anzugreifen, zu schwächen. Während des Krieges hatte sie ihr Spiel mit Hülfe Napoleons zu stärken gesucht. Er wurde gefeiert als der Mann der Vorsehung, die eigene Armee in Spanien aber als dem Verderben preisgegeben dargestellt. Erst nach Waterloo verstummte dieses niederträchtige Geschrei.

Nun wußte damals wohl jeder Urteilsfähige und sogar die Mehrzahl der verständigeren Zeitungsleser in England, wenn auch nicht gar so genau wie Mr. Brougham: daß die Königin in Bezug auf die Ehebruchsfrage jedenfalls eine schwere Vermutung gegen sich habe. Indessen der Opposition erschien sie als ein neuer willkommener Sturmbock. Die Bewegung für sie, die jetzt in Szene gesetzt wurde, war imgrunde nichts weiter als ein großartiges Wahlmanöver. Seine Leiter spekulirten auf die urteilslose und täppische, sogenannte moralische Entrüstung des „Volksgeistes"; sie appellirten an das „öffentliche Gewissen". Die Schuldfrage war Nebensache.

Am 6 Juni 1820 landete die Königin in Dover; an demselben Abend traf sie in London ein. „Die Fahrt dahin war eine großartige Pöbeldemonstration, trotzdem sich Männer und Frauen aller Stände daran beteiligten." Pferdeausspannen, Massendeputationen, endloses Hurrah. Ein Zeitgenosse, dem es allerdings wohl an sympathischem Verständnisse für derartige volkstümliche Vorgänge gebrach, der Fürst Metternich schreibt in sein Tagebuch am 16 Juni 1820:

„Die Königin Caroline ist in Dover angekommen und wurde vom Volke von Dover bis Canterbury mit den Händen gezogen.

Mich setzt das nicht in Erstaunen; eine tugendhafte und der Krone würdige Königin wäre von dem Volke wahrscheinlich mit Koth beworfen worden; sie mußte natürlich im Triumphe gezogen werden." Ihre Wohnung nahm sie, sehr unschicklicher Weise, beim Alderman Wood in Portmanstreet. Hier erschienen endlose Reihen von Deputationen aus Stadt und Land mit Adressen und Huldigungen. Unten tobte der Pöbel; zur Abwechselung warf er den Ministern die Fenster ein. In eine dieser Zusammenrottungen geriet der Herzog von Wellington als er allein durch die Straßen ritt. Ein Pöbelhaufen umringte ihn und forderte ihn auf, zu rufen: „Es lebe die Königin!" Der Herzog antwortete: „Es lebe der König!" Als seine Umgebung jedoch noch dringender wurde und sich an dem Pferde vergreifen wollte, rief der Herzog: „Gut denn, es lebe die Königin! Und mögen alle eure Weiber und Töchter ihr gleichen." — Mit einem Beifalls-Hurrah wurde er von der verständnisvollen Menge entlassen.

Die Hauptleiter der öffentlichen Meinung speisten täglich bei Ihrer Majestät und zeigten sich mit ihr am Fenster dem jubelnden getreuen Volke. Später wohnte sie in ihrem Eigentume, Brandenburgh House in Hammersmith. Auch dorthin folgten ihr die Prozessionen; unzählige Male hörte sie die loyale Versicherung, „sie herrsche im Herzen ihres treuen Volkes". Durch einen so unzweideutigen und großartigen Erfolg berauscht und von ihren radikalen Impresarios angespornt wies die unüberlegte Frau jeden Vergleichsversuch ab. So war sie nun zu dem willenlosen Werkzeug der Opposition zugerichtet mit dem das Ministerium Liverpool endlich gestürzt werden sollte.

Dieses hatte keine Wahl mehr. Ein gerichtlicher Ehebruchsprozeß jedoch war nicht durchführbar, weil die dafür erforderlichen „Beweise" nicht sicher herzustellen waren. Fritz Omptedas wiederholte Voraussagung erfüllte sich soweit, trotz der eifrigen Thätigkeit der Mailänder Kommission. Am 4 Juli erklärte der Ausschuß des Oberhauses: die Untersuchung sei notwendig für die Würde der Krone und das moralische Gefühl des Landes. Darauf brachte Lord Liverpool, mit Wiederbelebung einer veralteten Form des Staatsprozesses, vor dem Oberhause, als höchstem Gerichtshof des Landes, einen Gesetzesvorschlag ein:

die „Bill of pains and penalties“, kraft deren Karoline ihrer Rechte als Königin verlustig erklärt und ihre Ehe geschieden werden sollte. Für dieses parlamentarische Verfahren hatte die Mailänder Kommission eine ganze Schiffsladung von Zeugen geschickt, meist dienendes Personal. Schon ihre Landung in England mußte einschüchternd auf sie wirken, da sie in Dover grundsätzlich vom Pöbel geängstigt und mishandelt wurden. Dagegen wurden die Zeugen der Verteidigung von den Matrosen säuberlich an's Land getragen. Das Verhör vor dem Oberhause begann am 17 August 1820 und dauerte bis zu Anfang Oktober. Eingehende Wiedergabe des Verlaufes ist hier nicht am Platze.

Die zahlreichen Zeugen litten sämtlich an merkwürdiger Gedächtnisschwäche. Die damals sprichwörtlich gewordene stete Antwort des Kammerdieners Majocci auf unbequeme Fragen: „Non mi ricordo,“ war so ziemlich dem Sinne nach diejenige aller. Sie widersprachen einander fast immer geradezu; vermutlich logen mehr oder weniger alle; selten sind wohl in einem Strafprozesse so viele Meineide geschworen worden. Sogar Lady Charlotte Lindsay „erinnerte sich nicht“.

Auch Mr. Hownam war als Zeuge gegenwärtig und bildete von der allgemeinen Erscheinung des intermittirenden Gedächtnisses keine Ausnahme. Er lebte damals, mit einer Pension der Königin von 4000 Mark, verheiratet in Lyon. Unter anderen Punkten wurde er gefragt: ob er beschwören könne, niemals dem Kapitän Briggs vom Leviathan (eines der Schiffe, auf denen die Rundfahrt im Mittelmeer gemacht war) erzählt zu haben: „er habe die Prinzessin auf den Knien, mit Thränen in den Augen, gebeten: Pergami nicht an ihrer Tafel zuzulassen?“ Antwort: „Ich erinnere mich dessen nicht, auf meinen Eid.“

Sofort darauf beschwor Kapitän Briggs, ein völlig unangezweifelter englischer Marineoffizier und Gentleman, das Gegenteil.

Hownam hatte ferner ausgesagt: er habe nichts Unpassendes in der persönlichen Vertraulichkeit gefunden, mit der die Prinzessin Pergami begnadigt habe.

Darauf frug ihn einer der Lords: „Ist der Zeuge verheiratet?“ „Ja.“

„Würde," fuhr der Lord fort, „der Zeuge es in der Ordnung finden: daß seine Frau auf einer längeren Seereise alle Nächte auf dem Verdecke zubrächte, eingeschlossen in demselben Zelte mit Pergami?" Diese Thatsache war zweifellos erwiesen; jedoch wurde Hownam der Antwort überhoben, da die Frage auf Verlangen Mr. Broughams zurückgezogen werden mußte, als „nicht zur Sache gehörig".

Dieser strengsachliche vorurteilslose Verteidiger kam erst am 4 Oktober zum Worte. Er war sich bewußt: daß er für seine eigene Zukunft plaidire; daß die Göttin Gelegenheit ihm eine Reklame von unschätzbarem Werte in den Schoß geworfen. Er war der Mann sie zu verwerten. Seiner Rede stellte er folgende „Grundsätze" als die ihn leitenden voraus: „Mylords, ein Advokat hat nur ein Interesse in der Welt, nämlich das seines Klienten; diesen Klienten, es koste was es wolle, zu beschützen ist die höchste einzige Pflicht des Anwalts. Der Schrecken, die Unruhe des Landes, der Untergang den er vielleicht anderen bereitet, darf ihn nicht in der Ausübung seiner Pflicht stören. Die Folgen nicht achtend muß er vorwärts gehen, und wenn es unglücklicherweise sein Geschick sein sollte das Land in Verwirrung zu bringen, so müssen ihn auch selbst die dringendsten Vorstellungen der Patrioten um kein Haar breit vom Wege seiner Pflicht abweichen lassen." Mr. Brougham stellt sich mit dieser eisernen Stirn als die reinste Verkörperung des wohlthuenden Typus dar, den man zu allen Zeiten als „politischen Streber" hat schätzen können; eine sittliche Verbildung, für die die Wahl zwischen Wahrheit und Lüge sich lediglich danach entscheidet: ob die Anwendung der einen oder der anderen im gegebenen Falle zweckmäßiger erscheint; das Ziel rechtfertigt den Weg.

In diesem erhabenen Pflichtgefühl beschimpfte er nun eine Reihe von Personen in Deutschland, deren Verschuldung in der Beweisaufnahme gar nicht erörtert war; zunächst einen gewissen „Naven" Gesandten in Rom, „der alle Kräfte aufbot um die Königin zu unterdrücken. Er hat in seinem Verhalten gegen die Königin in Rom alles feine Gefühl von sich geworfen und sich dadurch aller Ansprüche auf Ehre und Achtung verlustig gemacht." — Der Gesandte Neben

erwiderte dieses Zeugnis, das ihm aus solchem Munde nur zur Ehre gereichen konnte, mit der dem Herrn Verteidiger gebührenden schweigenden Verachtung.

Der Angelpunkt der Anklage und Verteidigung war selbstverständlich: die Intimität der Königin mit Pergami und die über jeden Zweifel erwiesene unmittelbare Nachbarschaft und Verbindung ihrer Wohnräume zu leugnen oder doch zu rechtfertigen. Hier bot sich dem Talente des Verteidigers nichts anderes dar als die Behauptung: daß diese Anordnung zum Schutze Ihrer Majestät gegen Räuber Einbrecher und Spione nötig gewesen sei. Die Häupter der letzteren, die juristischen Herren Kollegen Broughams von der Mailänder Kommission wurden einfach als ein Haufe von Fälschern und Verläumdern vorgeführt. Lord Stewart und Oberst Brown wurden nur nebenbei gestreift. Mit Recht. Beide waren lebende Männer, schlagfertige Soldaten mit bewährten Fäusten. Die volle sittliche Entrüstung des Verteidigers entlud sich um so kräftiger auf den toten Hannoveraner Ompteda. Alles was wir schon im Gange der Erzählung erfahren haben: der Einbruch in Genua, die falschen Schlüssel, die Ausweisung aus Mailand, das verweigerte Duell, — wurde nochmals nach Maroccos Rezept in rednerischer Ausschmückung aufgetischt. Als von dem Einbruchsversuche die Rede war, fragte Brougham ohne weiteres den Zeugen Majocci: „ob man nicht damals gesagt habe: es sei ein Teil der Räuberbande seines Freundes Ompteda gewesen?“ Der Generalfiskal widersetzte sich jedoch der Zulässigkeit dieser Frage, da sie eine „untergeschobene Thatsache enthalte“.

Lord Liverpool hatte den Oberst Brown vertreten: „als einen beglaubigten Agenten der Regierung für Beobachtung der Prinzessin von Wales behuf Untersuchung der, alle Länder Europas durchlaufenden Gerüchte und eines in Italien selbst notorischen Zustandes; der Oberst sei ein durch und durch ehrenhafter Gentleman.“ Da der englische Minister nicht für und über die hannoverschen Staatsdiener sprechen konnte, so nahm sich der Generalfiskal derselben an; er warf am Schlusse der Verhandlungen den Anwälten der Königin in's Gesicht:

„Meine gelehrten Freunde sagen: es sei ein Komplott gegen Ihre Majestät im Werke gewesen und Baron Ompteda habe an dessen Spitze gestanden. Sie haben aber davon nichts bewiesen. Ist es ein Teil ihres Verfahrens: die Thatsachen gegen Baron Ompteda, dessen Andenken, wie es mir scheint, mit sehr grundloser Verläumdung und böswilliger Nachrede überhäuft wird, zu beweisen, so dürfen sie es thun; nur nicht durch ihre eigenen Behauptungen und ihre Unterredungen mit einer dritten Person. Baron Ompteda ist in der Anklage überhaupt nicht herangezogen worden. Deshalb dürfen die Verläumdungen gegen ihn auch nicht von der Verteidigung behauptet werden ohne sie zu erweisen. Er selst ist tot und kann sich hier nicht verteidigen."

Bei den Abstimmungen über die Bill im Oberhause erhielt diese nur eine sehr geringe Mehrheit. Dafür hatte mit Erfolg der hohe Druck gewirkt der auf die damalige Tagesstimmung ausgeübt war. Bereits ehe der Prozeß vor dem Oberhause begann, hatte ihm die Opposition bei den Verhandlungen über die Bill of pains and penalties im Unterhause vorgearbeitet. Allerlei politische Freibeuter und Parteigänger: Alderman Wood und der schon früher in diesen Blättern eingeführte General Sir Robert Wilson hatten schon im Juni das Märchen von der Verschwörung gegen die unschuldige Königin zu tönendem Ausdrucke gebracht, um dadurch die ihnen bekannten Beweismittel im voraus zu verdächtigen. Vor allem jedoch hatte dem demnächstigen Verteidiger vor dem Oberhause: Brougham das Unterhausmitglied Brougham das Feld geebnet: „Ein junger Gentleman, ein Lieutenant in der Flotte damals im persönlichen Dienste Ihrer Majestät, forderte als Vertreter seiner königlichen Herrin den Baron Ompteda heraus. Dieser jedoch zog sich von Como nach Mailand zurück, wo er sich so verbarg daß er nur mit Schwierigkeit aufgefunden werden konnte. Aufgejagt aus seinem Versteck machte er eine Rückwärtsbewegung und verkroch sich im Gebirge. Auch dorthin folgte ihm der tapfere Lieutenant, dessen edler Eifer alle Hindernisse überwand. Aber während man den Zweikampf täglich erwartete wurde Baron Ompteda

aus dem österreichischen Gebiete gejagt (kicked out): nicht — wohlgemerkt — als Spion, nicht wegen des Verbrechens: den Zugang zu Ihrer Majestät Privat-Papieren erbrochen zu haben — sondern weil er verweigert hatte sich zu schlagen da er frei und offen herausgefordert war."

Weiterer Betrachtung dieses Gebräus von Lüge und Blödsinn wollen wir uns an dieser Stelle enthalten. Zur Erläuterung der beabsichtigten Wirkung auf die ehrenwerten Mitglieder des Hauses und das Publikum sei nur bemerkt: daß damals das Duell in England noch eine anerkannte gesellschaftliche Einrichtung war. Hatten sich doch im Jahre 1809 zwei aktive Minister Castlereagh und Canning wegen Mishelligkeiten über die verunglückte Expedition auf der Insel Walchern geschlagen. Offenbar hatte Mr. Brougham unter seine sonstigen hülfreichen Grundsätze auch die Maxime eines bekannten italienischen Staatsmannes aus einem früheren Jahrhundert wieder aufgenommen: „wer sollte denn das Recht haben, im Geschäfte zu lügen, wenn nicht ich?" Zu diesem ekelerregenden Getriebe trat nun noch: daß verschiedene hochangesehene und rechtsgelehrte Lords Bedenken gegen die gesetzliche Unterlage der Bill hegten. Lord Ellenborough, einer der angesehensten Rechtslords, stimmte dagegen; er konnte aber die Königin nicht für schuldlos erklären: „Keiner, der die Zeugen an den Schranken gehört, keiner der von Ihrer Majestät Betragen gewußt gesehen gehört hat, kein solcher wird behaupten: daß nicht die Königin die letzte Dame im Lande sei von der ein Mann von Ehre wünschen könne: daß seine Frau ihr gleichkäme; oder die ein Familienvater seinen Töchtern als Beispiel empfehlen würde. (Großer Beifall.) Keiner könnte, die Hand auf's Herz gelegt, behaupten: daß die Königin nicht ihrer hohen Stellung völlig unwürdig sei. Zur Sicherung der häuslichen Tugend muß das Betragen Ihrer Majestät öffentlich für schandvoll entehrend und schimpflich erklärt werden. Dafür giebt es jedoch eine andere Prozedur als diese Bill. Das Haus kann eine Adresse an die Krone über das unwürdige Betragen der Königin richten; dadurch wird der Gerechtigkeit sowohl als der Politik Genüge geschehen."

Mit dieser ehrenvollen Entlassung schieden Mr. Brougham und seine Klientin als Sieger aus dem heißen Streite.

Weniger „unentwegt" als dieser erfolgreiche Rechtsvertreter hatte der zweite Verteidiger, Mr. Denman, seine Rede geschlossen: „Hier, Mylords, ist der höchste Gerichtshof auf Erden; über ihm steht nur noch der wo die Welt gerichtet und die Geheimnisse aller Herzen werden offenbart werden. Ich rufe Sie daher an, Mylords, ahmen Sie die Weisheit Gerechtigkeit und Gnade jenes hohen und heiligen Richters nach, der zu dem vor ihn gebrachten Weibe sprach: ‚Wenn kein Ankläger gegen dich auftritt will auch ich dich nicht verdammen. Geh in Frieden und sündige künftig nicht mehr!'"

Jedoch gab es noch außerhalb des offiziellen Englands, Personen die nicht gemeint waren: anzuerkennen daß das Ziel der alleinige Wertmesser für die angewandten Mittel sei, und sich von dem siegreichen Verteidiger hinter dem Schutze einer unverantwortlichen parlamentarischen und gerichtlichen Redefreiheit unerwidert beschimpfen zu lassen: die hannoversche Regierung und die Familie des Verstorbenen. Ihr trat Lord Castlereagh, der schon im Unterhause Wilson und Brougham der Unwahrheit geziehen hatte, hülfreich zur Seite.

Der Gesandte Ludwig Ompteda wandte sich, als Haupt der Familie, schon am 4 Juli 1820 an Münster, „da es dieser in hohem Grade kränkend sei: ihren Namen öffentlich auf eine unwürdige Art verumglimpft zu sehen, und die Verhältnisse welche jene Verläumdungen des Verstorbenen hervorriefen, der Familie bisher ein unverbrüchliches Stillschweigen auferlegt haben." ... Was Mr. Brougham betrifft „so finde ich, daß es seinen Gefühlen für Recht und Wahrheit wenig Ehre macht wenn er, Namens seiner Klientin, seine Beschuldigungen hauptsächlich auf einen Mann fallen läßt, der sich im Grabe nicht mehr vertheidigen kann. Ich finde es nicht edel und nicht gerecht, wenn man einen Mann als einen heimlichen Intriganten schildert, der in einer der wichtigsten Angelegenheiten des Throns und beider demselben unterworfenen Nationen mit dem Vertrauen seines Souverains beehrt worden ist. Ich kann es noch weniger edel und der britischen Rechtlichkeit entsprechend finden,

wenn man die ganze Last der Beschuldigungen auf einen Fremden fallen läßt, während man britische Unterthanen vom höchsten Range" (Lord Charles Stewart), „die an diesem Auftrage den thätigsten Anteil genommen haben, mit schonendem Stillschweigen unerwähnt läßt."

Lord Castlereagh vermittelte nun einen Feldzug in der Presse gegen den Verteidiger der Unschuld. Die „Morningpost" und der „Courier" brachten einen Lebensabriß des Verstorbenen und darin die, damals noch unbekannte Korrespondenz zwischen Ompteda und Hownam. Zugleich wurde Mr. Brougham vorgehalten und nachgewiesen: daß, wenn er auch vielleicht nicht bewußt gelogen (Mailand!!), er sich durch lügenhafte Instruktionen habe verleiten lassen: Behauptungen aufzustellen wie sie niemals ähnlich grundlos innerhalb der Mauern des Parlamentes ausgesprochen seien; und zwar von einem Mitgliede, das es zweifellos besser wissen mußte, und die auszusprechen dieses Mitglied wohl niemals gewagt haben würde wenn sie sich nicht gegen einen toten Mann gerichtet hätten. „Wie ist es nur möglich, daß Sie mit einer weiteren Verläumdung das Gedächtnis des Verstorbenen belasten konnten? nämlich: daß er Schlösser erbrach oder sie erbrechen ließ, um zu den Papieren Ihrer Königlichen Hoheit zu gelangen. Diese Unwahrheit widerlegt sich ja selber. Welche Veranlassung könnte Baron Ompteda gehabt haben, solche Mittel anzuwenden um festzustellen was auch immer er zu wissen wünschte? Wenn er Kunde von dem angeblichen Liebeshandel zwischen Ihrer Königlichen Hoheit und Pergami zu erlangen wünschte, so wäre doch dieses Mittel im höchsten Grade thöricht gewesen. War es irgendwie wahrscheinlich, daß die Prinzessin mit einem gänzlich ungebildeten Bedienten korrespondirte der in ihrem eigenen Hause lebte und den sie jederzeit herbeirufen konnte? Was hätten denn die beiden sich in aller Welt zu schreiben gehabt?" . . . „Wenn Baron Ompteda über die Prinzessin von Wales berichtete, so that er nur was die Pflicht jedes Gesandten war als ihr Benehmen ein Gegenstand des Aergernisses für das ganze civilisirte Europa geworden. Außerdem war Hannover bei der Sache ganz hervorragend beteiligt. Es ist ein unabhängiges Königreich und nach den dortigen Erbfolgegesetzen wird ein in der Ehe geborenes Kind als

ebenbürtig betrachtet und kein Gegenbeweis kann dessen Rechte anfechten. Nun schob die Prinzessin mit besonderer Ostentation den Knaben William Austin in den Vordergrund, dessen Herkunft hier Gegenstand der Untersuchung gewesen war. Er wurde stets ‚il piccolo Principe' genannt und selbst als J. K. H. mit dem Könige Murat einen feierlichen Einzug in Neapel hielt, saß er zwischen ihnen in einem offenen Phaeton. Unter solchen Umständen und bei solcher Gesetzeslage war es, oder war es nicht? die Pflicht eines hannoverschen Edelmanns und Gesandten: seine Aufmerksamkeit auf das Verhalten einer Persönlichkeit zu richten, durch die sein Land" (wenn die Prinzessin das Kind noch nachgehends anerkannte) „geschändet werden konnte, indem sie ihm einen unechten Sprößling auf den Thron setzte?" . . . „Zu rechtfertigen sind diese Beschuldigungen nicht. Sie sollten zurückgezogen, offen und feierlich zurückgezogen werden. Das erwarten wir von Mr. Brougham als eine zwar verspätete aber notwendige Ausgleichung." . . .

Mr. Brougham hat hierauf niemals geantwortet. Seine Pflichten als Verteidiger, oder sein steigender Ruf als Rechtsgelehrter und als kommender Mann überhoben ihn dessen. Er hatte Recht. Zehn Jahre später war der kleine schottische Anwalt: Baron Brougham and Vaux und Lordkanzler, das Haupt des englischen Richterstandes, der Hüter von Gesetz und Recht im Vereinigten Königreiche. Sein Ruhm ward groß. Er ist, nebst den Verläumdungen über Fritz Ompteda, in manchen gleichzeitigen und auch in späteren, jenen kritiklos nachschreibenden Geschichtswerken zu lesen. Trotzdem gab es damals, und noch jetzt, einige anständige wenngleich beschränktere Geister, die den edlen Lord als einen frechen und feigen Verläumder, einen ehrlosen Ehrabschneider erachten.

Das Zurückziehen der Bill wurde zunächst von der Opposition als ein Jubelfest durch ganz London ausgebeutet. Das Toryministerium galt für geschlagen. Die Stadt war drei Nächte hindurch illuminirt; sehr viele Fenster erleuchteten sich allerdings nur um nicht eingeworfen zu werden. Die verständigen Stimmen derjenigen, die die Königin als Verbrecherin betrachteten, mußten einstweilen ver-

stummen. Der Straßenlärm erreichte seine Höhe am 29 November, wo mit der Siegerin eine feierliche Dankprozession zur St. Paulskirche in Szene gesetzt wurde. Allein so künstlich der fieberhafte Loyalitäts-Paroxismus aufgebläht war, so plötzlich sank er dann, eine hohle Seifenblase, in sein natürliches Nichts zusammen.

Beim Beginn des Prozesses waren alle Whigdamen nach Brandenburgh House gewallfahrtet. In dem Maße aber wie die Enthüllungen wuchsen schwanden die Damenbesuche; im November kamen nur noch Herren.

Die Königin mußte sich sagen: daß sie jedenfalls zuviel hatte einräumen müssen; daß sie ihren Ruf und ihre Ehre unrettbar auf dem Schlachtfelde im Oberhause zurückgelassen hatte. Zugleich stand sie der Gewährung ihrer Forderungen jetzt ferner als zuvor. Sie war völlig ausgebeutet; so wurde sie als abgenutztes, unbequem gewordenes Werkzeug beiseite geschoben. Man besann sich auf ihre Schwachheiten; man warf ihr vor: daß sie sich unköniglich und unweiblich zum Spielball der Parteiumtriebe hergegeben habe; man — mied sie.

Die wechselnden Eindrücke, die schwere Enttäuschung nagten der unglücklichen Frau an Leib und Seele. Ihre durch ein chronisches Leberleiden schon lange schwankende Gesundheit, ihre elastische sprunghafte Natur brach zusammen. Sie rieb sich physisch und moralisch auf, schwamm in Thränen, verlor ihre kecke Zuversicht. Hatte sie vordem hochfahrend ein nachgiebiges Abkommen zurückgestoßen, so war sie jetzt bereit: statt des Kirchengebetes und der übrigen königlichen Ehren die früher gebotenen 50,000 Pfund Sterling Jahrgeld anzunehmen. Sie wollte sich einen Palast kaufen. Sie wollte eine neue große Reise antreten, um der Langeweile des steifen und geschäftigen Englands zu entfliehen, das sich nicht mehr mit ihr abgab.

Allein jetzt fand sie bei der Regierung verschlossene Pforten. So schleppte sich die überall abgewiesene Königin bis in die Mitte des Jahres 1821.

Am 19 Juli 1821 ließ sich Georg IV in der Westminster Abtei krönen. Karoline hatte ihren Platz neben ihm gefordert; sie erhielt einen kurzen Abschlag.

Trotzdem erschien sie schon früh morgens vor der Kirche und verlangte an den verschiedenen Eingängen Zutritt. Ueberall wurde sie zurückgewiesen. Weinend fuhr die beschimpfte Königin von dannen, durch die Volksmenge, stumpf und gleichgültig angegafft. Nicht eine Stimme erhob sich für sie. Sir Walter Scott war anwesend. Er spricht in seinem Festbericht, als von dem einzigen unangenehmen Vorfall, von dem Versuche „der übelberatenen Dame, die kürzlich so viel über sich zu reden gegeben hat, sich in eine Feierlichkeit zu drängen wo sie an ihrem Platze nicht mehr erscheinen konnte und wo, an einem anderen zu sein, freiwillige Herabwürdigung gewesen wäre. Jenes Ereignis ist nur ein Strohfeuer gewesen, völlig ausgebrannt, und diejenigen die jetzt versuchen es wieder in Flamme zu blasen, werden nur ihre Hände und Nasen beschmutzen, wie Kinder die unberufener Weise in der Asche eines Freudenfeuers wühlen."

Den König begleitete bei dem Zuge von Westminster-Abbey nach Westminsterhall tosender Jubel.

So weit war die Königin Karoline bereits versunken und vergessen.

Nun hängte sich die Verzweifelnde an den wahnsinnigen Wunsch: sich in den nächsten Tagen vom Erzbischof von Canterbury allein krönen lassen. Während des Schriftwechsels darüber erkrankte sie an einer inneren Entzündung. Der Gram erschöpfte ihre letzten Kräfte.

Sie versicherte Brougham: sie sterbe gern, denn seit ihrer Jugend sei ihr das Leben zur Last gewesen.

Sie wollte in Braunschweig beigesetzt werden. Auf ihrem Sarge sollten die Worte stehen:

„Hier ruht Karoline von Braunschweig"
„die gekränkte (injured) Königin von England."

Den Adoptivsohn William Austin setzte sie zum Erben ihres Privatvermögens ein, das kaum 80,000 Mark betrug. Er verfiel später in Idiotismus und endete in einem Asyl für Blödsinnige.

Am 17 August 1821 starb sie in Brandenburgh House. In der Welfengruft des alten Domes zu Braunschweig fanden ihre Irrfahrten das klanglose Ende.

Die Hofjournale meldeten als Todesursache: „Gastrische Störungen;" die Blätter der Opposition: „gebrochenes Herz."

Im Grunde kam den Whigs der Todesfall sehr gelegen; Dankbarkeit ist eine kurze Krankheit. Lord Holland (Fox), einer ihrer eifrigsten Vertreter im Oberhause, schrieb damals in sein Tagebuch:

„Sie war, gelinde gesagt, eine seltsame Frau und eine sehr klägliche und uninteressante Heldin. Sie besaß, wie man sagte, etwas Witz etwas gute Laune und viel Mut. Aber sie war jeder weiblichen Zartheit vollständig bar; sie zeigte im ganzen Laufe der sie betreffenden Verhandlungen sehr geringes Gefühl für irgendwen; sehr wenig Rücksicht für Ehre und Wahrheit, oder auch nur für das Beste derjenigen die ihr anhingen, sei es das Volk im allgemeinen oder die einzelnen Personen die sich enthusiastisch ihrer Sache annahmen. Sie bekannte ihre Abneigung gegen viele und verbarg kaum ihre Verachtung gegen alle (kein Wunder!). Kurz, um gerade heraus zu sprechen: wenn nicht verrückt so war sie ein höchst unwürdiges Weib.“ —

Fritz Ompteda war am Ziel seiner Irrfahrten und Abenteuer. Im Grabe war er gerächt und — gerechtfertigt.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Ompteda, Ludwig
Friedrich Christian
Carl, Freiherr von
Irrfahrten und
Abenteuer eines
mittelstaatlichen
Diplomaten. Ein Lebens-
und Kulturbild aus den
Zeiten um 1800.
S. Hirzel (1894)

